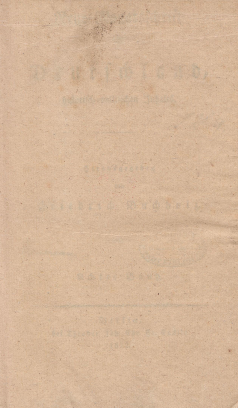

Biblioteka
U. M. K.
Toruń
010242
II
1822

D 588







Neue Monatsschrift
für
Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.

L L 9.

Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.

Neumann

ELBINGER STADT-BIBLIOTHEK

Achter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1822.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
3530
Stadt Bücherei Elbing
010242


Inhalt des achten Bandes.

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) 1

Deutschland unter den Nachfolgern Ruperts bis zum Tode Friedrichs des Dritten (1493).

Einige Bemerkungen und historische Züge zur nähern Bestimmung dessen, was den Begriff der alt-deutschen Verfassung ausmacht. (Beschluß.) 47

Die Hauptstadt Brasiliens; ein Auszug aus James Handerson's Geschichte von Brasilien. (Beschluß.) 71

Bemerkungen zu einem Aufsatze über die Missionen in Frankreich. 82

Berücksichtigungen der seit 1819 entstandenen Wohlfeilheit in ihren Folgen auf Preußen. 103

Die Assisen in Cleve von 1822. 113

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung) 129

Spanien unter den Nachfolgern Fernando's des Ersten, Königs von Castilien und Leon, bis zur Eroberung des Königreichs Granada im Jahre 1494.

Titus Oates; eine Verschwörungsgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. 171

Ueber den jetzigen hohen Werth des Geldes und den geringen Werth der Produkte. 203

Die Assisen in Cleve von 1822. (Fortsetzung.) . 222

Mancherlei. 255

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) 257
Fortsetzung des Vorigen.
Auszug aus den Denkwürdigkeiten des Marquis de Ferrieres. 307
Vorwort des Herausgebers. — Nachschrift des Herausgebers.
Die Assisen in Cleve von 1822. (Beschluß.) . . 343
Giebt es einen specifischen Unterschied zwischen Royalisten und Liberalen? 367
An den Herausgeber. 380
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) 389
Ueber die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines kürzeren Weges nach Ostindien.
Die Brandenburgischen Kurfürsten Joachim der Erste und Joachim der Zweite in ihren Verhältnissen zur Kirchenverbesserung. 442
Ueber Spaniens Fortschritte in der Anarchie. . . 478
Bruchstück eines Traums über den künftigen Organismus, wie er die europäischen Staaten nach einigen Jahrhunderten unter sich verbinden dürfte. 495
Ueber Franz Horn's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart 501

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Deutschland unter den Nachfolgern Ruperts bis zum Tode Friedrichs des Dritten (1493).

Anders war die Gestalt der Dinge in Deutschland. Die allgemeine Regierung dieses großen Landes hatte ihren Charakter in dem gänzlichen Mangel an Organismus, und dieser war wiederum in dem Mangel an bestimmten Gränzen gegeben. Darum blieb Karls des Vierten goldene Bulle ohne Wirkung, außer etwa in denjenigen Theilen, welche alten Sitten und Gewohnheiten entsprachen. Troz dem Gesetze, welches die Theilung der Kurstaaten verbot, fuhr man auch in diesen fort, zu theilen; und indem die Fürstenhäuser sich auf diesem Wege ins Unendliche vermehrten, konnte es nicht fehlen, daß der allgemeine Vortheil des Reichs sich immer mehr in den der bevorrechteten Geschlechter verlor. Welchen Begriff auch das Ausland mit dem Kaisertitel

verbinden mochte: für die Person, welche damit bekleidet war, blieb er ohne alle Realität, und um die Zeit, von welcher hier die Rede ist, war es dahin gekommen, daß etwa 15,000 Gulden, meistens durch die Bedrückungen kaiserlicher Kammerknechte erworben, die einzige Grundlage für das kaiserliche Ansehn waren. Nicht viel besser aber stand es um das Ansehn der Landesfürsten. Geschwächt durch wiederholte Theilungen, lief dieses Ansehn Gefahr, sich gänzlich aufzulösen. Unter den Kurfürsten waren die geistlichen die einzigen, deren Stimme etwas galt; nicht als ob sie als Geistliche ir, gend eine Autorität geübt hätten, sondern weil sie als Landesfürsten, deren Grundlage nur verstärkt, nicht geschwächt werden durfte, von der Ehelosigkeit, worin sie lebten, alle die Vortheile zogen, die das Majorat gewährt. Erst nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts kam man in Deutschland zur Besinnung über die nothwendigen Bedingungen der Fürstenwürde, welche bis dahin einem mißverstandenen Familien-Interesse aufgeopfert war; und man kann mit Wahrheit sagen, daß jene Hausgesetze, wodurch der Theilung Einhalt geschah, der Anfangspunkt alles Staats-Organismus in Deutschland sind.

Der achtbarste Theil von Deutschland waren in dem eben bezeichneten Zeitraum die freien Städte. Ursprünglich Zufluchtsörter für Bedrückte und Verfolgte, hatten sie sich, in dem Zeitraum von etwa drei Jahrhunderten, zu Wohnsitzen der Freiheit und Wohlhabenheit erhoben. Unabhängig von Fürsten und fürstlichen Räthen, genöthigt, durch eigenen Rath ihr Wohlseyn

entweder zu gründen oder zu befestigen, durch den Widerstand, auf welchen sie in ihrer nächsten Umgebung stießen, zur Entwickelung aller, theils körperlichen, theils geistigen Kräfte aufgefordert, außerdem aber noch, weil die Noth es also forderte, unter sich selbst verbündet und durch das Gefühl gemeinschaftlicher Kraft gehoben, stellten sie etwas dar, wovon man sich jetzt kaum noch einen Begriff machen kann: ein Gemisch von Freiheit, Wohlstand und Stärke, das seit dem sechzehnten Jahrhundert verschwunden ist und nicht eher wiederkehren kann, als bis durch Zurückführung guter Communal-Ordnungen die Triebfeder des Gemeingeistes von Neuem angeregt ist. Indem der Deutsche das von ihm bewohnte Land auf eine dem Boden und dem Klima angemessene Weise bauete und eine große Mannigfaltigkeit von natürlichen Erzeugnissen an Getreide, Feldgewächsen und Vieh gewann, war es die Sache der Städte, den Ueberfluß theils zu verzehren, theils für das allgemeine Wohlseyn zu verarbeiten. Es hatten sich aber in den letzten Jahrhunderten zwei besondere Quellen geöffnet, aus denen baarer Reichthum strömte: die erste waren die Salzwerke, die zweite der Bergbau. Aus jenen wurde nach dem Osten und Norden Europa's ein bedeutender Absatz gemacht, und dies dauerte fort bis ins siebzehnte Jahrhundert. Mit diesem war auf dem Harze der erste Anfang gemacht worden; er rückte aber bald bis zum Erzgebirge fort, wo die Ausbeute so reichlich war, daß sie, wenigstens in dem Urtheil der Zeitgenossen, einen nachtheiligen Einfluß auf die Sitten hatte. Aufgemuntert von so herrlichen Er-

folgen, fing man an, den Bergbau ins Mansfeldische zu versetzen, und dieses kleine Land lieferte bald, nach jetzigen Metallpreisen, für beinahe eine Million Silber und Kupfer. Auch die tyrolischen Berge blieben nicht unbenutzt, und, einmal im Gange mit Unternehmungen dieser Art, bemächtigten deutsche Gewerke sich der zuerst von ihnen aufgenommenen Bergwerke in Schweden und Ungarn. Der Gewinn aus allen wurde größten Theils den Handelsstädten und dem gemeinen Manne zu Theil: jenen, weil ihre Kaufleute und Bürger die Kuxe und Zechen als Gewerke besaßen; diesem für Arbeit und gemeine Zutat. Noch gewinnreicher war der Handel. Oberdeutschlands Städte, als natürliche Stapelörter für alles, was das westliche Europa von Venedig aus bezog, mußten, als Beförderinnen des Luxus, selbst zu einem hohen Luxus gelangen. Die vortheilhafte Schilderung, welche Aeneas Sylvius in einem seiner Briefe an den Kanzler Martin Meyer von diesen Städten macht, enthält keine Uebertreibungen; und wenn dieser geistreiche Schriftsteller sagt: „ein König von Schottland würde sich glücklich schätzen, wenn er so herrlich wohnen könnte, wie ein mittelmäßiger Bürger in Nürnberg;" so beweisen Ueberreste alten Reichthums, daß in diesem Ausspruch die Wahrheit nicht einer glänzenden Antithese aufgeopfert wurde. In der That, öffentliche und Privat-Gebäude waren im funfzehnten Jahrhundert gleich ausgezeichnet: jene durch Majestät und Pracht; diese durch Nettigkeit und Bequemlichkeit. Einem Schriftsteller wie Michael Montaigne muß man zutrauen, daß er sein Vaterland nicht herabwürdigen

wollte; und wenn dieser Schriftsteller noch im sechzehnten Jahrhundert der freien Stadt Augsburg den Vorzug vor Paris zuschreibt, so darf man annehmen, daß er nur das ausgesprochen, was sich seinem Wahrheitsgefühl unwiderstehlich aufdrang. Kaufherren, wie die Fugger, gab es, wenn man etwa Florenz, Genua und Venedig ausnimmt, weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in England um dieselbe Zeit; und eben diese Fugger waren bei weitem mehr die Beschützer und Beförderer des Guten und Schönen in Deutschland, als alle Fürsten zusammengenommen. Die Praxis ist zu allen Zeiten der Theorie vorangegangen; aber mehr, als jemals, war dies der Fall in Deutschland's freien Städten, wo so viel Herrliches vorhanden war, ohne daß man es zu einem Gegenstande des Nachdenkens machte, weil Wissenschaft und Leben noch zwei durchaus verschiedene Dinge waren. Nichts war diesem Zeitalter weniger eigen, als Untersuchungen über Natur und Welt, sowohl in gegenwärtigen als in vergangenen Zeiten. Eben deswegen schritt man vor, ohne eine Ahnung davon zu haben. Unbedenklich nahm man fremde Erfindungen an, wenn man sich von ihrer Nützlichkeit überzeugt hatte; und mit der Treuherzigkeit, welche dem Genie zu allen Zeiten eigen gewesen ist, vermehrte man die Summe der Erfindungen, unbesorgt wegen der Veränderungen, welche daraus für den ganzen gesellschaftlichen Zustand hervorgehen mußten. Die Kunst des Buchhaltens und das Bankwesen erhielt Deutschland von Italien, wo beides sich unter vielen politischen Stürmen ausgebildet hatte; aber, wenn dies große

Wohlthaten waren, so erwiederte es dieselben durch größere, wodurch die bürgerliche Gesellschaft noch mehr geregelt wurde, als durch einen Schwall von Polizei-Verordnungen. Mit Einem Worte: Deutschland gab der Welt um die Zeit, von welcher hier die Rede ist, die Schlaguhren und die Hauskalender. Der Zeit eine Zunge geben, ist ein so kühner und zugleich so wohlthätiger Gedanke, daß Dem, der ihn verwirklicht, unbedingte Achtung gebührt; denn diese Zunge bringt Ordnung und Regelmäßigkeit in die Arbeit, ohne welche die Gesellschaft nicht fortdauern kann. Der Hauskalender ist nur eine weitere Entwickelung der Schlaguhr; denn er giebt Auskunft über die geregelte Zeit, und fördert dadurch die Sicherheit des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Schlaguhren waren unstreitig schon erfunden, als ein Deutscher, Namens Vick, sie für den öffentlichen Gebrauch einrichtete, und die erste Anwendung seines gemeinnützigen Gedankens unter Karl dem Fünften in der Hauptstadt Frankreichs machte. Die Einführung des Kalenders verdankt die Welt einem Franken, Namens Johann Müller, welcher, aus der Schule des ersten öffentlichen Lehrers der Mathematik in Deutschland (Peurbach in Wien) hervorgehend, in Ungarn sein Glück zu machen gedachte, aber, von dem Könige Matthias wegen seiner Wissenschaft vertrieben, sich in Nürnberg niederließ, wo man ihm erlaubte, seine Erfindung bekannt zu machen*).

*) Ein Ding, das gegenwärtig für wenige Groschen gekauft wird — ich meine den Hauskalender — galt damals nicht weniger als zwölf Ducaten; unstreitig weil er nur in Abschriften umlief.

Wie dieses rege Leben in den freien Städten Deutschlands zuerst durch die Eroberung von Constantinopel, und dann durch die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien gelähmt wurde, darüber werden wir weiter unten zu reden Gelegenheit haben. Wir kehren jetzt zur politischen Geschichte Deutschlands zurück.

Wenn von den Königen und Kaisern des funfzehnten Jahrhunderts die Rede ist, so muß man vor allen Dingen ihre Stellung ins Auge fassen. Diese war für ihre Bestimmung so nachtheilig, daß alle Urtheile über ihren Charakter als Regenten darüber in sich selbst zusammenfallen. Wiederum war nichts natürlicher, als daß das Gefühl verfehlter Bestimmung oft entstellend auf ihren Charakter als Menschen zurückwirkte. So geschah es denn, daß des Tadelns kein Ende war. Man tadelte zuerst den Regenten, weil er nicht leistete, was seine Bestimmung und sein Titel mit sich brachten; man tadelte demnächst den Menschen, weil man glaubte, es liege in dem Mangel an gutem Willen, daß er so wenig leistete. In der einen, wie in der anderen Art des Tadelns aber hatte man gleich Unrecht. Die wahre Schuld lag darin, daß die Gesellschaft nicht gehörig geordnet war, d. h. daß es an allen den organischen Gesetzen fehlte, wodurch allein bewirkt werden kann, daß ein Fürst als der größte Wohlthäter der Gesellschaft erscheine. Die Fürsten allein konnten auch dann, wenn sie von einer überlegenen Einsicht geleitet wurden, diese Gesetze nicht geben, weil es dazu der Einwilligung der Großen bedurfte; diese ihrerseits aber hatten kein In-

teresse, einen besseren Zustand der Dinge aufkommen zu lassen, weil ihr ganzes Ansehn auf der Fortdauer des einmal Vorhandenen beruhte. So drehete sich Alles in einem fehlerhaften Cirkel, und es bedurfte außerordentlicher Begebenheiten, wenn dies jemals aufhören sollte. Von welcher Art diese Begebenheiten waren, soll kein Geheimniß bleiben; und dann wird zugleich offenbar werden, wie die Fürsten nur dadurch zu einem ihrer Bestimmung angemessenen Ansehn gelangen konnten, daß der Adel aufhörte, zwischen ihnen und dem Volke so in der Mitte zu stehen, daß dieses nothwendig unterdrückt blieb.

Ueber Kaiser Sigismund, den Nachfolger Ruprechts, lassen sich viele schnöde Bemerkungen machen, wenn man sich einmal dazu aufgelegt fühlt; bedenkt man aber, daß dieser Mann zugleich Markgraf von Brandenburg, König von Ungarn, König von Böhmen, deutscher Kaiser und in der letzten Eigenschaft Friedensstifter für die europäische Welt in einer der unruhigsten Perioden war: so verschwindet die Lust zum Spott, und man fängt an, den Unglücklichen zu beklagen, dem das Schicksal so schwierige Rollen zu einer und derselben Zeit aufgebürdet hatte; man gesteht sich nämlich, daß Sigismund, auch wenn er ein Mann von den außerordentlichsten Eigenschaften gewesen wäre, nichts ausgerichtet haben würde. Als Tochtermann Ludwigs des Großen, Königs von Ungarn, wurde er nach Wenzels Tode auch König von Böhmen; doch weder in der einen, noch in der anderen Eigenschaft übte er irgend eine Gewalt, die des Namens würdig gewesen wäre: denn in Ungarn sah er sich von

den Factionen geschwächt, welche die Launen seiner Schwiegermutter ins Leben gerufen hatten, und in Böhmen waren durch schlechte Haushaltung alle Machtmittel in die Hände der Geistlichkeit gerathen, welche ohne vollständigen Ersatz nichts zurückzugeben entschlossen war. Die deutschen Reichsstände hatten ihn nur deshalb zum Kaiser gewählt, weil er von allen Mitbewerbern der unschädlichste war. Weiß man nun, warum es sich auf dem Concilium zu Kostnitz eigentlich handelte: so begreift man leicht, daß durch schöne Worte und durch die Gabe der Versöhnlichkeit in dieser Versammlung nichts auszurichten war. Damals, wie später und noch gegenwärtig, bildete man sich ein, die Dinge beschwichtigen zu können; aber die Dinge lassen sich nicht beschwichtigen, wenn das, wodurch sie Kraft und Leben haben, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß es mit der Erziehung des menschlichen Geschlechtes zu einer höheren Vollkommenheit in Zusammenhang steht. Sigismunds Erscheinung auf dem Concilium zu Kostnitz diente nur dazu, den Bürgerkrieg in Böhmen zum Ausbruch zu bringen; und je wichtiger dieser Krieg in seinen Folgen war, desto mehr sind wir verpflichtet, einige Augenblicke bei ihm zu verweilen, besonders um zu zeigen, wie, nach scheinbar gleichgültigem Anfange, der kleine Funke zu einer allverzehrenden Flamme wurde.

Wo das menschliche Gesetz, welches zugleich das gesellschaftliche ist, nichts taugt, da treten die Priester mit einem angeblich göttlichen ein; und wenn sie dann, von dem Erfolg aufgemuntert, nach und nach zu Tyrannen werden, welche sich jede Schändlichkeit erlau-

ben, so rettet sich die Gesellschaft nur durch Abschütte- lung des von ihnen auferlegten Joches. So ist es im- mer gewesen, und so wird es so lange bleiben, bis die Gesellschaft über sich selbst aufgeklärt genug ist, keine andere Gesetze zu dulden, als die, welche ihrem Wesen entsprechen. Um die Zeit nun, wo das Kostnitzer Con- cilium seinen Anfang genommen hatte, glaubte man die Entdeckung gemacht zu haben, daß die Tyrannei der Priesterschaft nicht bloß die irdischen Rechte der Laien kränke, sondern auch (so sehr blieb man in der alten Denkweise befangen) gegen göttliches Gebot durch Ab- laß zwar Erlaubniß zur Sünde gebe, die göttlichen Gnaden- mittel aber gegen Christi Anordnung den Laien entziehe. Der letztere Vorwurf bezog sich auf die Art und Weise, wie seit den Kreuzzügen das Abendmahl ausgetheilt wurde, indem man den Kelch davon absonderte. Wie man dazu gekommen war, ist im Schlußkapitel der zweiten Abtheilung dieser Untersuchungen erzählt worden: ökonomische Gründe hatten darüber entschieden, und nach und nach die Lehre von der Transsubstantiation ins Leben gerufen. Diese Gründe hatten seitdem ihre Kraft verloren; indem aber die Communion unter Einer Gestalt fortdauerte, fühlte man sich beleidigt durch das, was man in der Entzie- hung des Kelches Willkühr nannte. Die Sache war an und für sich von sehr geringem Belange; allein die Stimmung der Gemüther machte sie wichtig. Von Hus- sens Freunden aufgemuntert, trat Jacob von Mieß, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, aber zugleich ein höchst beschränkter Philosoph, unter den Böhmen auf, und belehrte sie, daß man den Laien das Abendmahl

nur halb gäbe, indem man ihnen unchristlicher Weise den Kelch geraubt hätte. So etwas von der Priesterschaft sagen, hieß sie in das Licht von betrüglichen Krämern stellen, die für volles Geld nicht richtiges Maß und Gewicht geben. Gerade in diesem Bilde faßte der große Haufe die neue Belehrung auf; und indem er geneigt wurde, sich sein Recht zu verschaffen, fehlte es nicht an Pfarrern, welche bereit waren, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen. Dies war der erste Anfang einer Kirchenverbesserung, welche die Weisheit der Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und übrigen Prälaten auf den Concilien zu Kostnitz und Basel vergeblich zu Stande zu bringen suchte. Hussens schmachvoller Tod stärkte die Leidenschaft, womit man sich für die neue Lehre erklärte, und der Widerspruch, den diese auf Seiten der Geistlichkeit fand, verwandelte den Funken in Flamme.

Man hat der kirchlichen Regierung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie über einen so geringfügigen Punkt nicht nachgegeben habe, zum wenigsten nicht unbekümmert darum geblieben sei. Allein dieser Vorwurf ist, wo nicht ungerecht, doch wenigstens unstatthaft. Ein System, das auf lauter übernatürlichen Lehren beruht, die Vernunft gänzlich ausschließt, und an die Stelle der Vernunftgründe immer die Autorität setzt — ein solches System verträgt sich nicht mit der geringfügigsten Abänderung, und behauptet sich nur so lange, als es unbedingte Achtung findet: der kleinste Riß in dasselbe, wenn er gegen den Willen seiner Verwalter zu Stande kommt, ist dem größten gleichzusetzen; und, wie unmensch-

lich die Consequenz, womit es vertheidigt wird, auch seyn möge, so darf es doch an ihr nicht fehlen, wofern nicht nach und nach alles zu Trümmern gehen soll. Was nun im Allgemeinen die Empfindlichkeit der kirchlichen Regierung und mit derselben das Daseyn barbarischer Glaubensgerichte erklärt, dasselbe erklärt auch das Verfahren des Kostnitzer Conciliums gegen die böhmischen Ketzer. Sehr richtig fühlten die Mitglieder dieser Versammlung, daß den Laien der Kelch nicht bewilligt werden könne, ohne das Verhältniß aufzuheben, worin die Priesterschaft bisher zur Gesellschaft gestanden hatte: ein Verhältniß, das von so vielen anderen Seiten bedrohet war. Ihr Entschluß entsprach ihrem Gefühl: den Laien wurde der Kelch auf das Bestimmteste aberkannt, indem Verdammniß über Denjenigen ausgerufen wurde, der das Gegentheil behaupten würde. Was nun unter anderen Umständen vielleicht die Wirkung eines Blitzstrahls hervorgebracht hätte, das reizte zu einer Zeit, wo die europäische Welt durch das Schisma aus ihren Fugen gehoben war, zur Widersetzlichkeit. Die Böhmen, des gesegneten Kelches ohne Hoffnung beraubt, fingen Feuer, und ohne über das, was in und mit ihnen vorging, Rechenschaft ablegen zu können, machten sie den Kelch zum Partheizeichen. Johann von Hussinecz, Hussens Gutsherr, stellte sich eine Zeit lang an die Spitze Derer, welche den Kelch verlangten, und brachte es bei dem Könige Wenzel dahin, daß dieser die neue Communion in drei Gnadenkirchen gestattete. Die Universität erklärte sich bald für die Neuerung, wiewohl mit so vieler Vorsicht, daß sie die Communion unter Einer Gestalt noch

für erlaubt hielt: angewehet von dem Geiste der Zeit, suchte sie die Klippen zu vermeiden, an welchen sie so leicht scheitern konnte. Desto entschlossener ging die große Menge zu Werke. Die Zahl der sogenannten Kelchner vermehrte sich mit jedem Tage; denn Niemand wollte zurückbleiben, als es Erwerbung von Vortheilen galt, die in die Ewigkeit hinein reichten. Für dieselbe Sache entstanden mehrere Benennungen, welche ihren Ursprung der Gegenparthei verdankten: man nannte die Neuerer bald Hussiten, bald Utraquisten, bald Calixtiner. Sie selbst ließen sich gehen, bis das verletzte Kirchenthum Rache zu nehmen drohete, und sie dadurch zwang, sich förmlich als Parthei auszubilden.

Den Kelch gestatten und den specifischen Unterschied zwischen Laien und Priestern aufheben, erschien in diesen Zeiten als eins und dasselbe. Eben deshalb darf man sich nicht darüber wundern, wenn das Concilium zu Kostnitz, und Sigismund der Neuerung mit so vieler Strenge entgegentraten. Für den letzteren aber kam noch ein besonderer Beweggrund hinzu. Ungeduldig in Hinsicht der Vereinigung Böhmens mit Ungarn, hielt er es für möglich, diese Vereinigung dadurch zu beschleunigen, daß Wenzel, als Begünstiger der Ketzerei, seiner Krone beraubt würde. Der Bischof Johann von Leutomischl, den er nach Prag zurücksandte, hatte keinen anderen Auftrag, als einen Aufstand gegen Wenzel und die Freunde Hussens einzuleiten. Da nun die Wachsamkeit der Regierung diesen Versuch vereitelte, so blieb nichts Anderes übrig, als eine Menge Edler und Universitätslehrer vor das geistliche Gericht zu laden, oder auch un-

gehört zu verdammen. Der unsterbliche Grundsatz geistlicher Herrschaft, wann und wo sie auch geübt werden mochte, war und ist: jede Empörung in dem Blute Derer zu ersticken, die sich ihrer schuldig gemacht haben; und wer die Natur dieser Herrschaft untersucht hat, weiß, warum sie nie den Charakter der Menschlichkeit annehmen kann. Nichts war also dem Verhältnisse des römischen Stuhls zu den ketzerischen Böhmen angemessener, als daß im Jahr 1418, bald nach Beendigung des Kostnitzer Conciliums, in Böhmen ein Cardinal vom Orden der Dominikaner auftrat, welcher den weltlichen Arm zur Vollziehung der gegen die Ketzer ausgesprochenen Urtheile aufforderte. Doch der weltliche Arm wollte sich mit einem so verhaßten Geschäfte nicht befassen, und je kritischer die Umstände waren, desto mehr eilten die guten Köpfe, eine Stellung zu gewinnen, worin sie gegen jeden Angriff gesichert waren. Im Bechiner Kreise zog Huß von Hussinecz vierzig tausend Begeisterte zusammen, denen anderwärts die Communion in doppelter Gestalt versagt war; sie sammelten sich auf einem Berge, welcher seitdem Tabor (Lager) genannt wurde, und den Taboriten ihre Benennung gegeben hat. Was Huß von Hussinecz eigentlich beabsichtigte, wenn es nicht die Absetzung Wenzels war, ist zweifelhaft geblieben. Nicht so, was Johann Ziska von Trocznow wollte. Haben sich einmal Massen gebildet, so wollen sie als solche beschäftigt seyn; und da sie nur zerstören können, so kommt es darauf an, sie bei dem Zerstörungswerke zu leiten. Dies erkennend, faßte Johann Ziska den Entschluß, die Opposition gegen das römisch-katho-

lische Kirchenthum so weit als möglich zu treiben. Persönliche Kränkung, die er in seiner von einem Mönche geschändeten Schwester erfahren hatte, soll die Haupttriebfeder seines Verfahrens gewesen seyn; doch ist zu glauben, daß ein Mann, wie Ziska, der in früherer Zeit, theils im polnisch-preußischen Kriege, theils in den Kriegen zwischen Frankreich und England, seinen Charakter gestählt hatte, aus Liebe für das alte Handwerk die Parthei der Begeisterten ergriffen habe, nur weil er sich an der Spitze derselben zu etwas Großem ausbringen konnte. Er fing damit an, daß er die Abwesenheit Wenzels benutzte, am 30. Juli 1419 in Prag eine bewaffnete Kelch-Procession von einer Gnadenkirche in die andere führte, und dann einen Gefangenen, der zur neuen Secte gehörte, zurückforderte. Da dieser versagt und die Procession vom Rathhause der Neustadt noch obendrein mit Steinwürfen begrüßt wurde: so war Ziska's Entschluß sogleich gefaßt. Das Rathhaus wurde erstürmt, und mehrere Senatoren aus den Fenstern gestürzt, und von den Spießen der Menge aufgefangen.

Wenzels Tod, der nicht lange nach diesem Ereigniß erfolgte, mußte der begonnenen Umkehr schon dadurch Nachdruck geben, daß Sigismund, sein Nachfolger war: Sigismund, der auf dem Concilium zu Kostnitz nur allzu auffallend bewiesen hatte, wie sehr er auf Seiten der Priester war. Da kein Zweifel darüber Statt fand, daß er, wenn man ihm Raum ließe, die Strafurtheile der Kirche an den Pragern und den Hussiten ohne Schonung vollstrecken würde: so war die Aufgabe, ihn daran durch solche Vorkehrungen zu verhindern, denen

er nicht gewachsen wäre. Utraquistische Priester fachten also die Schwärmerei durch eben die Mittel an, deren sich die Mönche in ähnlichen Fällen bedient hatten; und indem sie zur Mißhandlung der kelchweigernden Priester, so wie zur Beraubung und selbst zur Zerstörung von Klöstern fortrissen, sicherten sie den Fortgang der Umwälzung selbst durch die Verbrechen, zu welchen sie bethört hatten. Die Folge von Allem war, daß, als Sigismund, nach mancherlei Zerstörungen, in Böhmen erschien, um sich krönen zu lassen, seine Schlösser und die kleine Seite von Prag das Einzige waren, wo er sich frei bewegen konnte; und kaum war die Krönung beendigt, so sah er sich zu einem schimpflichen Abzuge genöthigt, verwünscht selbst von den katholischen Priestern, die ihm nicht verzeihen wollten, daß er das Kirchensilber zur Ablöhnung seiner Soldaten verwendet hatte. Welche Fortschritte die Freigeisterei der böhmischen Empörer bereits gemacht hatte, geht aus den Artikeln hervor, in welchen die Prager ihre Forderungen an ihn aussprachen. In dem ersten forderten sie freie Verkündigung des Wortes Gottes; in dem zweiten Communion unter beiderlei Gestalt; in dem dritten Verwendung der Kirchengüter zum gemeinen Besten, und Reform der Geistlichkeit; in dem vierten endlich Todesstrafe für alle grobe Verbrechen und Mißbräuche bei Geistlichen und Weltlichen, so daß jeder gute Christ, wo nicht den Rächer, doch den Fiscal, ohne Ansehn der Person und des Standes, machen könnte. Faßt man den Sinn dieser Artikel im Allgemeinen auf, so entdeckt man darin das Bedürfniß, unabhängig zu werden von einer Klasse, die

sich

sich bisher herausgenommen hatte, alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu ihrem Vortheile zu bestimmen; was symbolisch durch die Zurücknahme des Kelches ausgedrückt war, dasselbe wurde durch die so eben angeführten Artikel ausgedrückt: Aufhebung des Unterschiedes zwischen Priestern und Laien. Mit Einem Worte: die spätere Reformation, ihrer Tendenz nach, stellt sich schon in den Forderungen dar, die man in dem ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts an Sigismund machte.

Dieser Kaiser war viel zu sehr in seinen Vorurtheilen befangen, als daß er auf die Prager Artikel hätte eingehen können, ohne sich selbst Gewalt anzuthun. Indem er sie aber verwarf, mußte er sich gefallen lassen, alle die Vortheile zu entbehren, die mit einer unbestrittenen Regierung verbunden sind. Sein Vorsatz war, größere Kräfte in Bewegung zu setzen; nur daß er dabei die Macht, welche er gegen die Rebellen anwenden konnte, zu hoch anschlug, und die Begeisterung der Böhmen, so wie die Unerschöpflichkeit der Hülfsquellen eines Volkes, das zum Widerstande entschlossen ist, gar nicht in Betrachtung zog. Ziska, dessen Ansehn von einem Tage zum andern stieg, bildete seine Landsleute — dem größten Theile nach, Bauern — zu Kriegsleuten um, und der Kampf um Kelch und Freiheit entwickelte Kräfte, welche, wenn die alte Ordnung der Dinge fortgedauert hätte, fortgeschlummert haben würden. Was Sigismund auch unternehmen mochte: er zog überall den Kürzeren, und, im Jahre 1422 gänzlich aus Böhmen herausgeschlagen, blieb ihm, nachdem sein Gegner die Prager zur Unterwerfung unter seine Befehle gebracht

hatte, nichts weiter übrig, als Unterhandlungen mit Ziska anzuknüpfen, worin er sich erbot, dem Oberhaupte der Rebellen die Statthalterschaft anzuvertrauen, wenn er sich für ihn erklären wollte. Ziska's Tod (12. Oct. 1424) unterbrach diese Unterhandlung; allein die Rebellion war dadurch keineswegs beendigt.

Dies war die Zeit, wo zu Nürnberg die erste Reichsmatrikel entworfen wurde. Sie ist noch vorhanden, und kann nur in dem Lichte eines Versuchs betrachtet werden, Kaiser und Reich in einen besseren Zusammenhang zu setzen, als der bisherige gewesen war. Es lag in der Natur der Sache, daß ein gesellschaftlicher Zustand, welcher hauptsächlich durch das Priesterthum zusammen gehalten wurde, bedroht war, sobald sich eine Opposition gegen die zusammenhaltende Kraft eingestellt hatte. Diese Opposition zu vernichten, fühlte man sich zwar zu einer Einigung mit dem Kaiser gedrungen; allein so sehr strebten die Kräfte noch aus einander, daß das gesammte deutsche Reich den böhmischen Rebellen nicht gewachsen war, und neun Jahre hindurch (von 1422 bis 1431) den schmachvollsten Krieg führte, dessen die Geschichte gedenkt.

Die Hussiten theilten sich nach Ziska's Tode in zwei große Partheien: die Taboriten und die Orebiten. Beide hatten, wie sich ganz von selbst versteht, ihre besonderen Anführer. Der Anführer der Taboriten war Procop, ein ehemaliger Mönch, der sich unter Ziska sehr schnell zu einem Feldherrn ausgebildet hatte: ein Mann, der mit gesundem Verstande einen festen Willen verband, und, von dem sterbenden Ziska empfohlen, das

unbedingte Vertrauen seiner Parthei besaß. Taboriten und Orebiten, wie groß auch ihre gegenseitige Feindschaft seyn mochte, trugen nie Bedenken, gegen den gemeinschaftlichen Feind in Verbindung zu treten. Ihren Wirkungskreis Anfangs auf Böhmen beschränkend, sahen sie sich durch ihre Masse gedrungen, von der Vertheidigung zu dem Angriff überzugehen. Währen und Schlesien in ihre Gewalt zu bringen, stellte sich ihnen einige Jahre hindurch als das Höchste dar, das von ihnen geleistet werden könne; allein sie machten bald die Entdeckung, daß ihre Kraft viel weiter reiche. Sie waren mit der Eroberung gewisser an Meißen verpfändeter Gränzplätze beschäftigt und lagen vor Außig, als zum Entsatze dieser Stadt ein Heer von 36,000 Meißnern anrückte. Wie hätten sie die Schlacht ablehnen mögen! Die Meißner wurden mit einem Verlust von 15,000 Mann aufs Haupt geschlagen, und von diesem Augenblick an stand den Hussiten alles offen. Ihre Einfälle in benachbarte Staaten blieben nun nicht länger aus; und diese Einfälle waren mit um so größeren Zerstörungen verbunden, weil sie wußten, daß der Pabst und Sigismund nur darauf ausgingen, sie zu trennen, um hinterher desto blutigere Rache an ihnen zu nehmen. Sie hatten die deutschen Reichs- und Kreuzherren mehr als Einmal zurückgeschlagen, als im Jahre 1427 ein mit Allem reichlich versehenes Reichsheer in Böhmen einrückte und Meißen belagerte. Mit einem solchen Heere würde in diesen Zeiten ein geschickter Feldherr halb Europa haben erobern können. Doch gerade an diesem fehlte es; und indem der Gemeingeist der Hussiten noch

seiner vollen Stärke war, bedurfte es nur der Nachricht von ihrem Anzuge, um das ganze Reichsheer aus einander zu sprengen. Hierdurch zum Gefühl ihrer Ueberlegenheit fortgerissen, brachen die Hussiten, auf Procops des Großen Rath, in Meißen ein, und plünderten und brandschatzten das Land zu beiden Seiten der Elbe bis nach Magdeburg und Berlin. Die große Beute, welche sie machten, reizte zur Theilnahme an ihren kriegerischen Unternehmungen in einem so hohen Grade, daß, als es im J. 1430 einen neuen Feldzug galt, nicht weniger als 70,000 das Heer der Hussiten ausmachten. Von Meißen aus drangen sie bis nach Regensburg vor, und auf diesem Zuge wurden Osterland, Vogtland, Ostfranken, Oberpfalz und Baiern von ihnen verheert. In ganz Deutschland fühlte man um diese Zeit das Bedürfniß nach Frieden; und in so fern es nur darauf ankam, die ursprünglichen Forderungen der Hussiten zu befriedigen, schien nichts billiger, als ihnen darin nachzugeben. Doch einen solchen Gedanken verabscheute der päbstliche Legat, dem nichts verruchter schien, als eine Empörung gegen Unbegreifliches, so wie es einmal von der Kirche festgestellt war. Auf seinen Betrieb mußte ein neues Heer auf die Beine gebracht werden; und da er selbst demselben beiwohnte, so schien der Erfolg um so unfehlbarer, weil der erste Kurfürst von Brandenburg, hohenzollerschen Geschlechtes, die Lehre der römischen Kirche gegen die böhmischen Rebellen zu vertheidigen übernommen hatte. Friedrichs Waffen waren eingesegnet, sein Heer zahlreich genug, um Siege erkämpfen zu können. Doch der Erfolg war, wie immer: bei der Annäherung

der tapferen Hussiten lief alles aus einander, und der Cardinal-Legat, welcher auf der Flucht Hut, Meßgewand Kreuz und Schellen verlor, gewann eine Neigung zum Frieden, die sehr wenig zu den Grundsätzen der Kirche paßte. Wer hätte damals geglaubt, daß nach einigen Jahrhunderten die Kurfürsten von Brandenburg, als Könige von Preußen, Häupter der Protestanten in Deutschland seyn würden!

Deutschlands Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, ausströmend in Klagen über den Kaiser, über die Eigensucht der Stände und über alles, was, erkannt oder unerkannt, die Ursache der Schwäche und Kraftlosigkeit des Reiches bildete, fand endlich in dem Kurfürsten von Brandenburg einen Vertreter auf der Zusammenkunft in Eger, wo es diesem Fürsten gelang, die Böhmen zur Annahme der Aufforderungen zu bewegen, welche das Concilium zu Basel an sie hatte ergehen lassen. In Wahrheit, wenn für ihre Neuerung Billigung zu hoffen war, so konnte diese nur von einer Versammlung herrühren, welche nichts Geringeres beabsichtigte, als eine Reform des Kirchenthums. Mit einem starken Gefolge von hussitischen Geistlichen und anderen angesehenen Männern, unter denen sich auch ein Engländer, Namens Peter Peyne, befand, zog Procop nach Basel, wo er die Sache des Kelches mit so viel Scharfsinn vertheidigte, als er bisher im Felde Tapferkeit für sie bewiesen hatte. Die Böhmen bestanden auf ihren vier Artikeln, und als die Einwendungen, welche das Concilium ihnen machte, kein Ende nahmen, kehrten sie in ihre Heimath zurück, entschlossen, ihre Meinungen noch

länger mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Dies nun war es, was das Concilium zur Besinnung brachte. Fürchtend, daß die hussitischen Lehren noch weiter um sich greifen möchten, schickte es eine höchst ansehnliche Gesandtschaft nach Böhmen, welche so glücklich war, den Samen der Zwietracht unter den Hussiten auszustreuen, und so eine Vereinigung mit dem größten Theile des Adels und der Prager einzuleiten. Auf der Grundlage der vier Artikel kamen die sogenannten Compactaten zu Stande. Allen Böhmen und Mähren, die es verlangen würden, wurde der Genuß des Kelches beim Abendmahle zugestanden, mit dem Zusatze, daß der Genuß unter Einer Gestalt hinreichend sei; der Pabst sollte in seinen Vorrechten nicht geschmälert werden, die Geistlichkeit im Besitz der Kirchengüter bleiben, und Misfethaten ihren Lohn nach Recht und Gesetz finden, jedoch nur vor ordentlichen Richterstühlen.

Eine solche Beilegung konnte den Taboriten und Orebiten nicht genügen. Bei diesen loderte das Feuer unter der Asche fort, bis es auf dem Landtage 1434 noch einmal in helle Flammen ausbrach. Procop erklärte sich gegen den Frieden, und in der Gestalt eines Bürgerkrieges hob der Krieg von Neuem an. Unstreitig hatte die Begeisterung der Hussiten nachgelassen; was aber auch die Ursache der Niederlage seyn mochte, die sie (30. Mai 1434) zu Böhmisch-Brod erlitten: da Procop in diesem Treffen blieb, so war es geschehen um jede weitere Vertheidigung ihrer Sache mit den Waffen in der Hand. Die siegende Parthei benutzte die sich darbietenden Umstände zur grausamsten Vernichtung

der Taboriten und Orebiten, von welchen nur wenige übrig blieben. Mit Kaiser Sigismund wurde eine Unterhandlung eingeleitet, welche seine Wiedereinsetzung zum Gegenstande hatte. Alt, dem Grabe nahe und der Anmaßungen des römischen Hofes überdrüßig, gestand Sigismund den Böhmen zu, was sie forderten: namentlich die Fortdauer der Compactaten, die Duldung der Hussiten und ihrer Prediger, sogar an seinem Hofe, die Verzichtleistung auf zerstörte Klöster, allgemeine Amnestie u. s. w. Im Jahre 1436 kam er wieder zum vollen Besitze des Königreichs, worin er bis an sein Ende blieb.

So verhielt es sich mit dem ersten Riß, welcher in Deutschlands kirchliche Verfassung geschah; denn nur in diesem Lichte darf der Hussitenkrieg betrachtet werden. Huß und Hieronymus von Prag haben also auf die Achtung der Deutschen eben so gerechte Ansprüche, als Luther und Philipp Melanchthon: was diesen gelang, war von jenen vorbereitet, und die grausame Behandlung, welche den böhmischen Neuerern in Kostnitz widerfuhr, war gewissermaßen eine Schutzwehr für die sächsischen Neuerer. Es giebt Handlungen, welche erst im Verlaufe der Zeit gerechtfertigt werden; und dies sind gerade diejenigen, wodurch das menschliche Geschlecht auf seiner Entwickelungsbahn weiter geführt wird. Der Streit um die Zurückgabe des Kelchs beim Abendmahle schloß wenigstens in so fern eine große Tendenz in sich, als es sich darin um die Aufhebung des Unterschiedes zwischen Priestern und Laien handelte: eines Unterschiedes, mit dessen Fortdauer der menschliche Geist in Europa zu bleibender Sklaverei verurtheilt war.

Als die Nothwendigkeit seiner Aufhebung einmal erkannt war, da konnte die Sache selbst zwar aufgehalten, aber das alte Verhältniß zwischen Priestern und Laien nicht wieder zurückgeführt werden.

Sigismunds Regierung, so merkwürdig in Beziehung auf den Hussitenkrieg, ist noch weit merkwürdiger durch die Abtretung der Churmark Brandenburg an die jüngere Linie des Hauses Hohenzollern. In der Zeit, wo sie geschah, ahnete Niemand die Folgen, die daraus hervorgegangen sind; auch war dies ganz unmöglich, weil spätere, mit dieser Abtretung in keiner Art von Verbindung stehende Begebenheiten, über die Handlung des Kaisers entschieden haben. Sigismund selbst war, wie oben bemerkt worden ist, Kurfürst von Brandenburg, und zwar nach einem weit größeren Umfange, als dies Land in späteren Zeiten darbot; denn zu dem Kurfürstenthum, so wie Karl der Vierte es erworben hatte, gehörte die Lehnshoheit über einen Theil von Mecklenburg und Pommern, die Lausitz, die Mark Landesberg, (Sangerhausen, Rastenburg, Lauchstädt, Neideburg, Landsberg) und alles, was Polen dem Reiche entzogen hatte. Es mochte nicht leicht seyn, die Regierung dieses Landes mit der des Königreichs Ungarn so zu vereinigen, daß beiden geholfen war: der Raum, welcher sie trennte, war allzu bedeutend, und wenn Sigismund, wie es Ein Mal der Fall war, den Ausschuß des märkischen Landtages zu sich nach Trentschin beschied, so läßt sich daraus schließen, daß die Kurmark, der Anarchie Preis gegeben, an dem größten Uebel litt, das eine Gesellschaft treffen kann. Es kam dazu, daß Sigismund auch dies Land

nur in so fern achtete, als es einen Kaufpreis hatte. Schon im Jahre 1385 verpfändete er die Altmark und Priegnitz an seine Vettern, Jost und Procop von Mähren, für 50,000 Schock Groschen, und drei Jahre darauf die ganze Kurmark an den ersteren. Dieser sog sie aus und verpfändete sie wieder. Dies nannte man in diesen Zeiten Regieren; und die natürliche Folge davon war, daß die Regierten sich zu helfen suchten, wie sie konnten, und daß ein Landedelmann (Meineke von Schierstädt) sich schon 1380 zum Beschützer der Alt-Mark aufwarf. Die gänzliche Veräußerung des Landes war hierdurch eingeleitet, und sie erfolgte, mit Ausnahme der Neumark, welche dem deutschen Orden verpfändet blieb, im Jahre 1415 an den Burggrafen Friedrich den Sechsten von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern für 400,000 Dukaten.

Keine Handlung ist für Deutschlands Schicksal von größerem Erfolge gewesen, als diese, nur daß man hinzufügen muß, ihre Wirkungen dauern noch immer fort, und können, der Natur der Sache nach, nicht eher als vollendet gedacht werden, als bis Deutschlands Verfassung die Stätigkeit erhalten hat, worin dies große Land ausdauern kann. Da wir auf diesen Gegenstand in der Folge häufiger zurückkommen werden, so begnügen wir uns hier damit, ihn angedeutet zu haben, hinzufügend, daß die Beherrscher der deutschen Ost- und Nordmarken unter den Fürsten dieses Landes schon um deswillen zu einem überwiegenden Ansehn gelangen mußten, weil sie die Hauptbeschützer des Reiches waren.

Sigismund, dessen ganzes Leben ein Widerspruch

zwischen Wollen und Können, zwischen Anspruch und Recht war, starb im Jahre 1437. Das kaiserliche Ansehn war bereits so tief gesunken, daß es zu den Unmöglichkeiten gehörte, einen vollständigen Reichstag zu Stande zu bringen. Selbst das Fürstenrecht verschwand allmählig, weil man noch nicht aufgehört hatte, zu theilen und wieder zu theilen. Die nothwendige Folge davon war, daß Jeder that, was ihm wohlgefiel, und sich half, wie er konnte und mochte. In den letzten Jahren seines Lebens glaubte Sigismund die Entdeckung gemacht zu haben, daß ihm alles nur deshalb fehlgeschlagen sei, weil er die Kaiserkrone nicht empfangen habe. Ohne Vorwissen, ohne Theilnahme der Reichsfürsten, ging er im Jahre 1432 nach Italien, zehrte ein Jahr lang an dem Tische der Bürgerschaft von Siena, und erhielt endlich aus den Händen Eugenius des Vierten, was er zu besitzen wünschte: die Kaiserkrone. Doch Titel und Würden, wie nothwendig sie auch in anderer Hinsicht seyn mögen, gewähren nicht, was eine gute Staatsgesetzgebung allein zu leisten vermag, und Sigismund wurde durch den Kaisertitel eben so wenig Herr in seinem Hause, als Herr im deutschen Reiche: ein sicherer Beweis, daß es ihm an allen den Eigenschaften fehlte, wodurch man die Achtung Anderer gewinnt.

Mit ihm starb Karls des Vierten männliche Nachkommenschaft aus; zum wenigsten der rechtmäßige Theil derselben. Von den beiden Töchtern, welche er hinterließ, gelangte Elisabeth auf den Thron; und da der Herzog Albrecht der Fünfte von Oesterreich mit die-

ser Fürstin vermählt war, so erwarb er durch sie die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen. Auf diese Weise hatte Deutschland eine starke Schutzwehr gegen die Türken gewonnen; und, dies nicht verkennend, wählten Deutschlands Fürsten Albrecht den Fünften zum König von Deutschland, offenbar weniger, weil sie eines solchen bedurften, als weil es das Herkommen so mit sich brachte und weil es ihr allgemeiner Vortheil war, mit dem Könige von Ungarn und Böhmen in einem guten Vernehmen zu stehen. Dies Verhältniß war von kurzer Dauer. Was auch Albrechts Tage abkürzen mochte — das Gift seiner Schwiegermutter, die wegen ihrer Sittenlosigkeit nur allzu berüchtigt war, oder das ungarische Klima — : genug, die glänzenden Hoffnungen, welche man auf die Vereinigung Oesterreichs mit Ungarn und Böhmen gegründet hatte, wurden in Einem Augenblick vereitelt, als er im Jahre 1439 starb.

Seine Wittwe, obgleich schwanger, ließ sich mit Hintansetzung sowohl des Anstandes, als der Rechte ihres Hauses, verleiten, dem Könige Wladislaw von Polen ihre Hand und ihre Krone anzubieten. Noch waren die Unterhandlungen darüber nicht zu Ende, als die Königin (22. Febr. 1440) einen Sohn gebar, der in der Taufe Wladislaw Posthumus genannt wurde. Nun bereute sie zwar den gegen den König von Polen gethanen Schritt; allein die nach Krakau gesendeten Unterhändler schlossen deßhalb nicht weniger ab, und die Hauptbedingung war, daß Wladislaw die Zipser Städte unentgeltlich herausgeben und sich den 1. Mai 1440 zur Krönung einfinden sollte.

Die Böhmen machten ein Wahlrecht geltend. Um einen Träger für ihre Krone zu finden, wendeten sie sich an den Herzog Albrecht von Baiern, an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg und an den Erzherzog Friedrich von Oesterreich; aber alle diese Fürsten schlugen, was seitdem nicht wieder geschehen ist, die Krone aus, bloß um nicht für Könige von Ketzern zu gelten. Da der Erzherzog von Oesterreich sich für den rechtmäßigen Thronerben verwendete, so wurde Wladislaw endlich zum König angenommen; nur daß der junge Prinz, um vor der Ketzerei bewahrt zu bleiben, unter den Händen seines Vormunds, des Herzogs Friedrich, zurückblieb. Zwei Statthalter besorgten inzwischen die innere Regierung Böhmens, und von diesen riß Georg von Podiebrad, ein edler Böhme von der Parthei der Utraquisten, sehr bald alle Gewalt an sich. Welche andere Folgen dies hatte, werden wir weiter unten sehen.

Die deutschen Fürsten wollten an Albrechts Stelle den Herzog Friedrich von der steirischen Linie zu ihrem Könige. Was sie bei dieser Wahl beabsichtigten, wofern nicht Friedrichs gelassener Charakter und die Lage seiner Länder den Kurfürsten von Mainz und dessen rheinische Collegen bestimmten, läßt sich nicht angeben. Zwei Männer, denen es nicht an überwiegenden Talenten für die Unterhandlung fehlte, hatten sich dieses Fürsten in einem hohen Grade bemächtigt: der eine war der Kanzler Kaspar Schlick, der andere Aeneas Silvius vom Geschlecht der Piccolomini, ein Mann, der sich auf dem Concilium zu Basel Anfangs durch seine Opposition gegen das Pabstthum ausgezeichnet hatte, in der Folge

aber durch den Cardinal Julian für dasselbe gewonnen ward. Was beide zu seiner Erhebung beitrugen, nur um sich selbst nützlich zu werden, steht dahin. Genug, die Sache gelang, ohne daß Friedrich sich um die Königskrone bemühete. Zur Abschließung einer Capitulation war keine Veranlassung vorhanden; denn verschwunden waren bereits alle die Gegenstände, von welchen sich Gewinn ziehen ließ, und die Königskrone legte nur noch schwere Pflichten auf, ohne den mindesten Ersatz in angemessenen Rechten zu geben.

Friedrichs Macht war gering. Da das Haus Habsburg, gleich den übrigen Fürstenhäusern, getheilt hatte, so besaß er nur Inner-Oesterreich, d. h. Steiermark, Kärnthen und Krain, und auch dies nicht so ausschließend, daß sein Bruder Albrecht ohne Antheil geblieben wäre. Das eigentliche Oesterreich, oder Nieder-Oesterreich, gehörte der älteren Linie, Tyrol aber nebst den Vorlanden der jüngeren Linie seines Hauses. Alle diese Bestandtheile der österreichischen Macht bis auf Tyrol engten sich zwar in Friedrichs Hand zusammen, als Wladislaw Posthumus gestorben war; allein beim Antritt der Königswürde war dazu keine Aussicht vorhanden. Der Charakter des neuen Königs selbst schloß allen Ehrgeiz aus. So abgeneigt war er den Welthändeln, daß er sich lieber mit Gartenbau und Botanik, oder auch mit Chemie und schwarzer Kunst, beschäftigte. Er entließ einen Landtag, um seine Blumen vor dem Frost zu sichern; und als er während der Verhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg förmlich einschlief, weckte ihn der päbstliche Legat mit den Worten:

„durchlauchtigster Kaiser, ich bin nicht gekommen, Euch vom Schlafe aufzuwecken, sondern Euch im Laufen die Sporen zu geben.“ Bei dem allen glaubte Friedrich an die künftige Größe seines Hauses. Sein Wahlspruch waren die fünf Vocale A. E. I. O. U., welche nach seiner Deutung so viel sagten, als Austriae Est Imperare Orbi Universo. Hierbei ist nichts weiter zu bemerken, als daß man um das Jahr 1440 noch sehr unvollständige Begriffe von dem Orbis terrarum hatte.

Ist es leicht, als Werkzeug eines geist- und gemüthreichen Fürsten zu hohem Ansehn zu gelangen: so ist es desto schwerer, als Werkzeug eines in Apathie versunkenen nur eine erträgliche Rolle zu spielen. Gleichwohl faßte Aeneas Silvius den Vorsatz, sein Verhältniß zu Friedrich dem Dritten, wo nicht zur Verherrlichung dieses Kaisers, doch wenigstens zu seiner eigenen Verherrlichung zu benutzen. Es hat wenige Menschen gegeben, welche die Welt in ihren mannichfaltigen Beziehungen richtiger aufgefaßt und ihre Zwecke sicherer erreicht haben. Kirchliche Würden, wo möglich die dreifache Krone, waren das Ziel, wonach der kaiserliche Staatsrath strebte, er, der den Anfang seiner politischen Laufbahn mit der Bekämpfung päbstlicher Vorrechte gemacht hatte. Zuletzt stand der Rathgeber des Kaisers als allgemeiner Christen-Vater, d. h. als Universal-Monarch da, zu dessen Werkzeugen auch der Kaiser gehörte.

Die Aufgabe für ihn war, die Umkehr, womit das Kirchenthum in allen europäischen Ländern bedroht war, in Deutschland abzuwenden; und diese Aufgabe war nicht leicht. Albrecht der Zweite hatte sich des Pabstes

keinesweges angenommen, als das Concilium zu Basel seine Decrete gegen die Willkühr des kirchlichen Universal-Monarchen in die Welt schleuderte; dieser Kaiser mußte von der Nothwendigkeit einer Kirchen-Reformation sehr überzeugt seyn, weil er seine ganze Thätigkeit auf die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes durch Justiz- und Polizei-Anstalten gerichtet hatte. Die Entbehrlichkeit des Pabstes (auferibilitas Papae) war zuerst auf dem Concilium zu Kostnitz, und dann auf dem Concilium zu Basel ausgesprochen worden. Anstatt sie nun gerade-zu zu bekämpfen, nahm Albrecht die Decrete des letzteren Conciliums auf einer, auch von Auswärtigen zahlreich beschickten Reichsversammlung mit einigen Abänderungen an, bei welchen er dem Pabste die Aussicht auf einen Vergleich offen ließ. Da das Ergebniß dieses Vergleichs nicht mehr und nicht weniger seyn konnte, als ein freiwilliger Beitrag zum standesmäßigen Unterhalte des allgemeinen Christen-Vaters: so durfte man nach Albrechts Tode begierig seyn, zu erfahren, in welchem Geiste sein Nachfolger handeln würde. Doch Friedrich, entweder durch Aeneas Silvius gestimmt, oder (was noch weit näher liegt) durch die Apathie seines Geistes zur Unumschränktheit hinneigend, erklärte sich sehr früh gegen das Concilium. Fünf Kurfürsten waren mit ihm einverstanden; nur die von Trier und Köln blieben auf Seiten des Conciliums. Hiervon durch Aeneas Silvius unterrichtet, und der langweiligen Tractaten mit den Deutschen müde, wußte Eugenius die beiden widerstrebenden Kurfürsten ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des mächtigen Herzogs von Bur-

gund zu vergeben. Dieser rasche Schritt regte den Gemeingeist der Kurfürsten noch einmal an. Im März 1446 wurde von ihnen ein Verein geschlossen, der, gegen den Pabst gerichtet, die Drohung mit sich führte, daß, wenn Eugenius seinen Schritt nicht zurückthäte, die Baseler Decrete für das Reich nicht genehmigte, und zur Beruhigung der Kirche nicht ein neues Concilium an einen längst vorgeschlagenen Ort beriefe, die Kurfürsten sich mit dem Concilium und Felix dem Fünften vereinigen würden. Eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Gregor Heimburg stand, ging nach Rom mit dem Auftrage, eine entscheidende Antwort zu verlangen. Um diese nicht geben zu dürfen, versprach Eugenius, den Fürstentag zu Frankfurt durch eine Gesandtschaft zu beschicken. Unterdeß wurde von Aeneas Silvius nichts gespart, was die Parthei des Pabstes verstärken konnte. Wie günstig nun auch die Stimmung der Mehrzahl auf dem Fürstentage zu Frankfurt seyn mochte, so machte doch Heimburgs Bericht einen so starken Eindruck auf die Gemüther, daß weder die Künste des Aeneas Silvius, noch die geheimen Einverständnisse mit dem Kaiser das Mindeste vermochten, als die päbstliche Gesandtschaft mit ihren Gegenforderungen hervortrat. Die Versammlung wollte sich nicht verunehren; und darüber schien sich die ganze Unterhandlung zu zerschlagen. Sich selbst überlassen, hätten sich die Deutschen vielleicht schon jetzt für immer von dem Pabste losgerissen. Doch Aeneas Silvius hielt das schwankende Verhältniß, indem er sich des Mannes bemächtigte, der die Seele des Kurfürsten von Mainz war. Durch eine Bestechung,

wo-

wozu der Kaiser die Mittel hergeben mußte, wurde eine Punctation bewirkt, die von den nach Rom übersendeten Forderungen sehr wesentlich verschieden war. Ihr scheinbarer Urheber war der Kurfürst von Mainz; ihr wirklicher, Johann Lysura, ein Deutscher aus dem Baierischen, den Aeneas Silvius für sich gewonnen hatte. Wesentlich wurde darin nichts weiter verlangt, als die Wiederherstellung der Kurfürsten von Trier und Köln, wogegen man sich anheischig machte, die Rechtmäßigkeit des Pabstes anzuerkennen, und das zu haltende Concilium seinem Ermessen anheimstellte. Die Mehrzahl der versammelten Fürsten erkannte den Geist der Zeit so schlecht, daß sie diese Punktation genehmigte. Eine neue Gesandtschaft, nach Rom gesendet, dem Pabste die Obedienz zu leisten, erfüllte ihre Bestimmung am Sterbebette desselben. Eugenius ließ diesen Triumph durch Procession und Glockengeläute feiern; aber anstatt die Punctation ohne Vorbehalt anzunehmen, verwahrte er sich noch sterbend durch eine geheime Urkunde gegen jeden Nachtheil, der dem Pabste daraus erwachsen könnte. Die Unterhandlungen wurden von seinem Nachfolger fortgesetzt; und nachdem der Kaiser einseitig in Wien (17. Febr. 1448) abgeschlossen hatte, kam das Concordat einen Monat darauf zur Kenntniß der Reichsstände, die es meistens genehmigten. Der päbstliche Stuhl erhielt also alles zurück, was er in Basel eingebüßt hatte; ja, er gewann sogar; denn anstatt der ehemaligen Alternative, bei Vergebung der Pfründen, behauptete er nun in den Stiftern die Abwechselung nach den Pabstmonaten Januar, März u. s. w.; und indem er die Annaten,

das Bestätigungsrecht der Prälaten und mehrere Reservationen behielt, hatte er das alles nach zugestandenem Rechte. So nahm man wenigstens zu Rom die Sache, während in Deutschland Unzufriedenheit und die Idee einer Kirchenverbesserung fortdauernd die Gemüther aller Derjenigen bewegte, welche die Ueberzeugung gefaßt hatten, daß es unmöglich sei, mit so schlechten organischen und bürgerlichen Gesetzen, wie das Kirchenthum für sein Bestehen heischte, noch länger fortzudauern. Hierin, und hierin allein, lag die Nothwendigkeit der späteren Reformation, die nur hinausgeschoben, nicht abgewendet werden konnte.

In der Begünstigung des Pabstthums hatte sich Friedrich des Rechts begeben, auch nur das Mindeste zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes im deutschen Reiche zu leisten. Deutschland fuhr also fort, an allen den Uebeln zu leiden, welche bis dahin sein Erbtheil gewesen waren. Auflösung aller gesellschaftlichen Bande hätte man den Zustand nennen mögen, in welchem es durch das Absterben der kaiserlichen Autorität, und durch das allmählige Verschwinden der fürstlichen, welches durch fortgehende Theilungen bewirkt wurde, gerathen war. Die Befehdungen nahmen kein Ende. Sie wurden damals als eine angeborne Unart der Deutschen betrachtet — als etwas, das zu den Sitten dieses Volkes gehörte. Spätere Zeiten haben den nöthigen Aufschluß darüber gegeben; denn sobald die gesellschaftlichen Einrichtungen der Deutschen verbessert waren, verschwand der Fehdegeist ganz von selbst, und es zeigte sich auch in diesem Beispiele, daß alle Unruhen ihre letzte Wurzel

in der Unfähigkeit der Regierung, ihre Bestimmung zu erfüllen, haben. Die Reichstage unter Friedrich waren zwar sehr häufig, aber zugleich so unfruchtbar an Ergebnissen, daß ein Italiäner bemerkte: „ein Reichstag gehe mit nichts weiter schwanger, als mit einem andern Reichstage.“ Auf den wenigsten erschien Friedrich selbst, abgehalten bald von den Unruhen in seinen Erbländern, bald vom Geldmangel, der so weit ging, daß er unterwegs die Zeche schuldig bleiben mußte. Die Anstalten, welche Mahomed der Zweite zur Eroberung von Constantinopel traf, beschäftigten alle Gemüther in Deutschland, und es gab schwerlich irgend einen Wohlgesinnten, der nicht gewünscht hätte, daß ein so großes Unglück, als der Umsturz des Ueberrestes vom oströmischen Reiche für Deutschland werden mußte, abgewendet werden möchte. Doch wie wäre mit einem solchen Kaiser und mit solchen Reichsfürsten eine Diversion zum Vortheil des letzten Paläologen auch nur denkbar gewesen! Friedrich weinte, als er die Nachricht von dem Falle Constantinopels vernahm; allein, als im Jahre 1454 der Herzog von Burgund auf dem Reichstage zu Regensburg erschien, um sich den deutschen Fürsten in einem muthigen Unternehmen gegen die Türken anzuschließen, da wurde der Endzweck dieser Versammlung durch das Ausbleiben des Kaisers vereitelt. Die geringsten Vorwände dienten zur Entschuldigung, so oft es sich um die Ausführung des Gemeinnützlichen handelte; und gerade hierin zeigte sich der beklagenswerthe Zustand einer vom Priesterthum durchdrungenen Verfassung. So lange der italiänische Sophist Aeneas Silvius den Kai-

ser umgab, hielten sich die Dinge noch in einem gewissen Gleichgewicht; als dieser aber ausgeschieden war, um die Bahn zu betreten, welche von dem Bischofssitz zu Trident durch ein Cardinalat zur Tiara führte, da war es um den Frieden Deutschlands geschehen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, wo ein Feldzug gegen die Türken zur Sprache gebracht werden sollte, zerriß der Herzog Ludwig von Baiern-Landshut die kaiserliche Vollmacht, welche den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zur Ausübung des Landgerichts in Franken berechtigte. Ein Bürgerkrieg in Deutschland war die Folge dieser raschen That. Denn, als der Kaiser den verwegenen Herzog in die Reichsacht erklärt und dem Markgrafen Albrecht die Vollziehung derselben übertragen hatte, fiel Ludwig, im Bunde mit dem Pfalzgrafen Friedrich und mit dem Könige Georg Podiebrad von Böhmen, in Franken ein, und verheerte das Land, während der Markgraf Albrecht, unterstützt von dem Kurfürsten von Mainz, von dem Pfalzgrafen Ludwig von Waldenz und von dem Grafen Ludwig von Würtemberg, die Länder seines Gegners zerstörte. Dieser Krieg wurde, lächerlich genug, dem Kriege zwischen Rom und Karthago verglichen, indem man in dem Herzoge Ludwig einen Hannibal, in dem Markgrafen Albrecht einen Scipio zu sehen glaubte. Das Schlimmste dabei war, daß er nicht beendigt werden konnte, ohne dem römischen Stuhle, wo nicht neue Rechte, doch wenigstens stärkeren Einfluß zu gestatten. Schon im Jahre 1456 bedroheten die Kurfürsten den Kaiser mit Absetzung; und dies Ungewitter verzog sich nur, weil Friedrich, an Mißachtung gewöhnt,

darin nichts Beleidigendes fand. Sein Bruder Albrecht und die Wiener Bürger mißhandelten ihn um die Wette, und wenig fehlte daran, daß er der Gefangene seiner eigenen Unterthanen wurde. Das Aergste, was diesem, seine Würde durchaus nicht kennenden und nur mit seinen kleinlichen Liebhabereien beschäftigten Kaiser begegnen konnte, war unstreitig, daß die westphälischen Vehmgerichte ihn vor ihre Schranken forderten; und da diese Erscheinung im Leben Friedrichs das Gemählde von der Zerrüttung des deutschen Reiches vollendet, so fühlen wir uns berufen, darüber ausführlicher zu reden.

Es kann uns, nach so vielen vergeblich darüber angestellten Untersuchungen, gleichgültig seyn, ob die Vehmgerichte unmittelbar nach Heinrichs des Löwen Tode entstanden sind oder nicht; und eben so dürfte es gleichgültig seyn, zu wissen, woher ihre Benennung gekommen. Bei Erscheinungen dieser Art ist die Frage: **Wodurch** sie entstanden sind, bei weitem wichtiger, als jede andere.

Die Vehmgerichte waren Richterstühle, welche ihren Charakter in der innigsten Vereinigung der Justiz mit der Polizei hatten: in einer Vereinigung also, wobei der Unterschied zwischen Gesetz und Willkühr ganz aus der Acht gelassen war. Ueber das Abscheuliche einer solchen Einrichtung kann kein Streit seyn. Das Einzige, wodurch sie, zwar nicht gerechtfertigt, doch wenigstens entschuldigt werden kann, ist die Nothwendigkeit, worin sich jede Gesellschaft befindet, ihre gänzliche Auflösung zu verhindern. Unter allen ähnlichen Einrichtungen nun, deren die Geschichte europäischer Staaten gedenkt, ist keine, welche den westphälischen Vehmgerichten so nahe

kommt, wie die Staats-Inquisition von Venedig, seitdem das Wesen dieses Tribunals durch die öffentliche Mittheilung seiner Statuten, Gesetze und Verordnungen bekannter geworden ist. Die Staats-Inquisition von Venedig entwickelte sich aus dem Rathe der Zehn, welcher an und für sich eine Polizei-Behörde war; der Rath der Zehn aber entstand, wie die Geschichte Venedigs lehrt, aus der Verwandlung der Dogen-Würde in eine leere Repräsentation. Es kam also bei der Staats-Inquisition darauf an, das monarchische Princip, welches in dem Dogen nicht fortwirken sollte, zu retten; und wenn dies Princip, von drei Staats-Inquisitoren getragen, alles Menschliche verlor: so rührte dies nur daher, daß nichts im Stande ist, ein Einzelwesen zu ersetzen, wenn es nicht selbst ein Einzelwesen ist. An die Verrichtungen der Staats-Inquisitoren knüpfte sich nothwendig die Heimlichkeit; denn, da sie das Unnatürliche durchzuführen übernommen hatten, so waren sie ihres Lebens nur in so fern sicher, als sie persönlich unbekannt blieben. Sie waren fortdauernd genöthigt, der Idee das Gefühl aufzuopfern, und durch Unmenschlichkeiten einen Staat zu retten, in welchem, weil er die Benennung einer Republik führte, das Menschliche hätte vorherrschen sollen; dem konnte aber nicht wohl anders seyn, weil, nach Unterdrückung des monarchischen Princips in dem Einzelnen, dem Doge, der Staat nicht anders bestehen konnte. Dies Alles trifft, mit geringen Abänderungen, auch bei den Vehmgerichten zu.

In welches Jahr auch ihre erste Entstehung fallen mag: auf jeden Fall sind sie in der Periode entstanden, wo,

nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses, sich alles für eine Herabwürdigung des kaiserlichen Ansehens verschwor, und wo selbst die einzelnen Landesfürsten ihr Ansehn durch die Theilungen untergruben, zu welchen sie sich, es sei durch besondere Umstände, oder durch die Gleißnerei der Priester, bethören ließen. Die Gesellschaft war hierdurch einer gänzlichen Auflösung um so mehr Preis gegeben, als es ihr an allen den Einrichtungen fehlte, welche in späteren Zeiten eine zusammenhaltende Kraft bewährt haben. Einer solchen Auflösung nun entgegen zu wirken, war der Zweck der Vehmgerichte. Da sie für ihre Wirksamkeit keine Berechtigung erhalten konnten — denn es fehlte ja an allem, was diese zu geben im Stande war —: so mußten sie heimlich zu Werke gehen; und daraus folgte, wie es scheint, ihr ganzes Verfahren. Der Richter konnte ein gewöhnlicher Adeliger seyn, wenn er von dem Stuhlherrn das Amt, von dem Kaiser den Blutbann erhalten hatte. Die Schöppen mußten redlich geloben, nichts von allem, was ihnen kund wurde, irgend Jemand zu offenbaren, nicht dem Beichtvater, nicht dem Freunde, nicht dem Verwandten; oder, wie die alte Formel sagte: „sie wollen die heimliche Vehm halten helfen und verbergen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Außerdem trugen die Schöppen die Verpflichtung, alles, was vehmwrogig war, d. h. sich zu einer Anzeige eignete, genau auszuforschen und auf ihren Eid dem Gericht anzuzeigen. Hier-

auf erfolgte nicht Vorladung, sondern ein geheimer Inquisitionsproceß, bei welchem, auf das Zeugniß der Schöppen, das Verdammungsurtheil gesprochen und die Vollstreckung desselben angeordnet wurde. Ein solches hieß heimliche Acht, und diese fand Statt, wenn Jemand den Verdacht auf sich geladen hatte, daß er ein Verbrecher sei; nur mußte nicht ein zweifelhaftes Gerücht, sondern das gemeine Urtheil gegen ihn sprechen. Abfall vom Glauben, Kirchenraub, Landesverrätherei, Mißhandlung der Kindbetterinnen, Dieberei, Mord, Aufruhr: dies waren die Gegenstände der Untersuchung und des Spruchs. Wurde Jemand von den Wissenden (dies war die Benennung aller Theilnehmer am Vehmgericht) auf frischer That ertappt: so konnte er von ihnen auf der Stelle verurtheilt und an den nächsten Baum gehängt werden. Trat ein Kläger auf, so wurde Beweis und Gegenbeweis durch Zeugen geführt; und wenn der Beschuldigte ein Fremder war, so konnte er durch eine um sieben verdoppelte Anzahl von Zeugen die Anklage widerlegen. Einem Wissenden war es erlaubt, sich durch einen Eid zu reinigen. Der Vollstreckung des Urtheils unterzogen sich, nach altdeutscher Art, die Schöppen selbst. Jedes gesprochene Urtheil wurde in das Vehmbuch eingetragen, und Jeder, dem es gelang, sich der Vollstreckung desselben zu entziehen, für vogelfrei erklärt. Die Genossenschaft der Wissenden bildete sich gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu einer förmlichen Zunft aus, welche sich an einer geheimen Losung erkannte. Diese Zunft vergrößerte sich, als Freischöppen ernannt und Wissende aufgenommen wurden,

welche nicht zu einem bestimmten Stuhle gehörten; selbst Kaiser Sigismund soll in dieser Zunft gewesen seyn. Inniger Verein entstand dadurch, daß jeder Wissende, außer den Vorrechten, die er bei den heimlichen Gerichten genoß, Verbrecher, die auf der That ertappt waren, verurtheilen oder rechtfertigen helfen konnte. Bald dehnten die heimlichen Gerichte ihren Gerichtszwang außerhalb Westphalens aus: aus allen deutschen Ländern, selbst aus den entlegensten (wie Preußen, Schlesien und die Schweiz) forderten sie einzelne Personen und Gemeinen vor; und, wenn diese nicht erschienen, so wurden sie in die Acht gethan. Damit stand in Verbindung, daß Auswärtige in die Zunft aufgenommen wurden, so daß zuletzt kein Hof, kein Land anzutreffen war, welche nicht heimliche Wissende hatten, ohne diese im Mindesten zu kennen. Hierdurch erhielten die Freischöppen eine Aehnlichkeit mit den Assassinen des Alten vom Berge; und so darf man sich schwerlich darüber wundern, daß sie, im Gefühl ihrer Unwiderstehlichkeit, Bischöfe, Herzoge und andere Edle vor ihr Gericht forderten. Es waren die Freischöppen von Brakel, welche 1470 den Kaiser Friedrich und dessen Hofrichter vor sich forderten. Gleich anmaßend und furchtbar, wollten sie zuletzt weder Appellation noch andere Rechtsmittel gegen ihre Urtheile gestatten.

So verhielt es sich mit den Vehmgerichten Westphalens, und in ihnen zeigt sich, mit welcher wunderbaren Kraft, sich selbst zu beschützen, die Gesellschaft ausgestattet ist. Was verabscheuungswürdig in ihnen war, muß lediglich auf die Rechnung eines in sich selbst ver-

fallenen politischen Systems gesetzt werden, das für den letzten Zweck der Vergesellschaftung nicht das Mindeste leistete. Sie blühten, so lange der Verfall anhielt. Sie verschwanden, als Deutschlands Fürsten über ihre Bestimmung zur Besinnung kamen. Ihr Zweck konnte kein anderer seyn, als ein sittliches Verhalten durch den Schrecken, der sich an alles Verborgene und Heimliche knüpft, zu erzwingen; und, alles gehörig überlegt, gab es in den Zeiten ihrer Wirksamkeit schwerlich ein besseres Mittel, die Gesellschaft vor einer gänzlichen Auflösung zu bewahren. Allein, wenn diese durch den Schrecken anhaltend beherrscht werden soll: so müssen ihre Bestandtheile zuvor die sittlichen Anlagen, wodurch sie eine Gesellschaft zu bilden fähig sind, ablegen; und gerade darin liegt das Vorübergehende aller derjenigen Einrichtungen, die auf den Schrecken berechnet sind. Ihr Ende finden sie in der Uebertreibung, die sie nie vermeiden können, und die Ausdehnung ist gerade das, was ihnen am meisten schadet, weil diese ihre Wirksamkeit schwächt. Zusammengehaltene Kraft gehört zum Wesen jeder Triebfeder.

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, zu Friedrich dem Dritten zurück.

Die Böhmen, voll Mißtrauens gegen die Gesinnung des rechtgläubigen Kaisers, suchten sich dadurch zu sichern, daß der an sie im Jahre 1452 zurückgegebene Prinz (Albrechts des Zweiten Sohn) sich anheischig machen mußte, die Compactaten zu handhaben, die verlornen Länder zu vindiciren und Nieder-Oesterreich mit Böhmen zu vereinigen. Diese eigennützige Vaterlandsliebe erhielt ihr Gegengewicht in den Gesinnungen der Oesterreicher, welche nicht

weniger geneigt waren, Böhmen zu einem Accessorium von Nieder-Oesterreich zu machen. Am lebhaftesten wurde der Streit, als der junge Wladislaw sich mit der französischen Prinzessin Katharina vermählen sollte; die Böhmen wollten Prag, die Oesterreicher Wien als den Ort, wo das Beilager vollzogen werden sollte. Podiebrad drang zwar durch; doch kaum hatte sich der König nach Prag begeben, als er 1457 den 23. Nov. an der Pest starb. Vermöge dieses unerwarteten Hintritts fiel Nieder-Oesterreich an den Kaiser zurück; und dies war für die künftigen Schicksale des Hauses Habsburg von nicht geringem Erfolge. Um die böhmische Krone bewarben sich, außer dem Markgrafen von Meißen, der als Gemahl der älteren Schwester Wladislaws, die nächsten Ansprüche darauf machen konnte, der Kaiser als Oberlehnsherr und Agnat, die österreichischen Erzherzoge Albrecht und Sigismund, der König von Polen und der König Karl der Sechste für seine Tochter oder für einen seiner Söhne. Alle diese Nebenbuhler mußten den Verdiensten Georgs von Podiebrad weichen, welcher im Mai 1458 von seinen Landsleuten zum Könige gewählt und gekrönt wurde. Nicht lange darauf (27. Aug. 1458) erhielt Aeneas Silvius die dreifache Krone; und, so wie er schon in früherer Zeit ein Feind der böhmischen Protestanten gewesen war, so kündigte er sich sogleich als Podiebrads entschlossensten Gegner an. Es war gewiß verhängnißvoll für die europäische Welt, daß ein Emporkömmling in diesen Zeiten der Träger des Protestantismus war; denn ohne diesen Umstand würde unter einem so gewandten Pabst, wie Pius der Zweite war, der kirchliche

Sauerteig mit aller Kraft, die Gesellschaft zu verderben, zurückgekehrt seyn. Georg trotzte den Bannstrahlen des Pabstes durch die Klugheit, womit er in allen seinen Verhältnissen zu Werke ging; am meisten durch die Mäßigung, womit er die Böhmen regierte. Es hat wenige Emporkömmlinge gegeben, welche mit diesem Georg verglichen werden können: sein Ansehn unter den deutschen Fürsten war so groß, daß mehrere von ihnen damit umgingen, ihn an Friedrichs des Dritten Stelle zum Kaiser zu wählen: ein Ereigniß, das nur durch den Kurfürsten Friedrich den Zweiten von Brandenburg hintertrieben wurde. In Wahrheit, wenn in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, außer Friedrich dem Sieghaften, Kurfürsten von der Pfalz, irgend Jemand den Kaisertitel verdiente: so war es Georg von Podiebrad, dem Deutschland die Reformation und seine spätere Aufklärung verdankt.

In Deutschland hingen alle Erscheinungen auf das Innigste zusammen. Da dies große Land nur durch ein angeblich göttliches Gesetz regiert werden sollte, so war nichts natürlicher, als daß der Kaiser ohne Ansehn, die Fürsten ohne Würde blieben. Die Auflösung, welche daraus folgte, hatte an und für sich keine Gränze. Da indeß jede Gesellschaft der Auflösung widerstrebt: so ersetzte man den zerrütteten Regierungs-Organismus durch alle die Mittel, welche die Vernunft an die Hand gab.

Zu diesen Mitteln gehörten auch die Conföderationen oder Bünde. Der erste Anfang wurde mit dem schwäbischen Bunde gemacht, dessen Errichtung man Friedrich dem Dritten als Verdienst anrechnet, ohne zu

bedenken, daß, wenn er wahrhaft Kaiser gewesen wäre, die Entstehung dieses Bundes ganz unmöglich gewesen seyn würde. In einem Lande, das in so viele kleine Gebiete zerfallen war, wie Schwaben, mußten die Befehdungen der Löwen- und der St. Georgs-Ritter eine zerstörende Kraft gewinnen. Ihnen eine Gränze zu setzen, war eine Aufgabe, an deren Lösung man seit vielen Jahren verzweifelte. Vergeblich war der Landfriede geboten worden; Niemand achtete einen solchen Befehl, weil man wußte, daß es an der Kraft, ihm Nachdruck zu geben, gebrach. Die öffentlichen Störungen hatten überhand genommen, als Friedrich, um einem auf dringendes Verlangen der Reichsstände festgesetzten zehnjährigen Landfrieden Achtung zu verschaffen, den schwäbischen Reichsständen im Jahre 1488 einen Verein zu treffen gebot. Der Vorschlag des Kaisers fand nicht sogleich Eingang; sobald aber Würtemberg und andere mächtige Herren sich bequemt hatten, gingen auch die übrigen Stände darauf ein, und durch den Beitritt der brandenburgischen Markgrafen in Franken, so wie des Erzherzogs Sigismund von Tyrol, verstärkte sich der Bund bis zur Achtbarkeit. Ein Bundesrath, ein Bundeshauptmann, der mehrere Gehülfen hatte, und ein leicht zu vereinigendes Bundesheer von 10,000 Mann, stellten, wo nicht die Ordnung, doch wenigstens die Ruhe in diesem Theile von Deutschland wieder her; und nicht ganz mit Unrecht ist der schwäbische Bund als der erste Anfang einer besseren Ordnung der Dinge im Reiche betrachtet worden, nur daß derselben die wahren Grundlagen immer fehlten.

Dies war Friedrichs des Dritten letzte bedeutende

Handlung. Derselbe Kaiser, welcher bei seinem Regierungs-Antritt Deutschland dem Pabste Preis gegeben hatte, endigte also damit, daß er, wenn Deutschland fortdauern sollte, eine Autorität in Gang bringen mußte, die von der seinigen durchaus verschieden war, und diese Autorität war, ihrem Wesen nach, durchaus gegenkirchlich.

Das Schicksal thut für die Gesellschaften in der Regel mehr, als die Weisheit der Regierungen. Ein glückliches Ereigniß für das Haus Habsburg selbst, war die Wiedervereinigung der von Rudolph eroberten Länder unter Friedrichs Nachfolger, dem Kaiser Maximilian; denn, nachdem Friedrich durch die Hintritte des jungen Wladislaw und seines Bruders Albrecht in den alleinigen Besitz von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain gekommen war, vereinigte Maximilian seit 1497 damit Tyrol und mehrere nicht unbedeutende Besitzungen in Schwaben und im Elsaß. Hierdurch wurde das Haus Habsburg in den Stand gesetzt, die deutsche Krone mit Ehren zu tragen, während die übrigen weltlichen Fürsten Deutschlands, durch Theilungen geschwächt, oder tief verschuldet, darauf Verzicht leisten mußten. Friedrich der Dritte hatte seit 1453 seinem Hause den erzherzoglichen Titel verliehen. Also ausgezeichnet, entfernte es Nebenbuhler, und wir werden weiter unten sehen, wie viel das Schicksal im nächsten Jahrhundert that, es über alle europäische Häuser zu erheben und die Kaiserkrone in demselben erblich zu machen. Der Gang der europäischen Entwickelung führt uns jetzt nach Spanien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen und historische Züge zur näheren Bestimmung dessen, was den Begriff der alt-deutschen Verfassung ausmacht.

(Beschluß.)

Ein Reich, dessen Verfassung darauf beruhete, daß sieben Wahlfürsten, von welchen drei dem geistlichen, die übrigen vier dem weltlichen Stande angehörten, die Einheit setzten, konnte keinen Bestand in sich schließen: es mußte sich fortdauernd in einem revolutionären Zustande befinden, der es mit sich brachte, daß seine Gränzen sich bald zusammenzogen, bald ausdehnten, je nachdem äußere und innere Umstände das Eine oder das Andere begünstigten. In einem so lockeren Organismus, wie eine solche Verfassung voraussetzt, konnten die Dinge nur als gar nicht vorhanden betrachtet werden, und indem die Personen, die zuletzt immer nur die Träger der Dinge sind, diese ersetzen sollten, mußten ganz unfehlbar alle Leidenschaften, die feindseligsten gar nicht ausgenommen, den freiesten Spielraum erhalten. Wie die Idee eines Wahlkörpers von sieben Individuen, aus welchem der Depositar der Einheit hervorgehen soll, sich gebildet habe, läßt sich eben so wenig mit Bestimmtheit angeben, als die Zeit, wo sie entstanden. Das Einzige, worüber kein Zweifel Statt findet, ist, daß sie weder dem allgemeinsten Naturgesetz, noch dem Sittengesetz —

dieser einzigen Grundlage für alle politische Schöpfungen — entsprach; und dürfen wir uns nun über die einzelnen Erscheinungen wundern, von welchen sie in ihrer Verkörperung begleitet war? In Wahrheit, nur das Ausbleiben dieser Erscheinungen würde bewundernswürdig gewesen seyn.

Es lag demnach in der Natur der Dinge, daß die kaiserliche Autorität sich nach und nach gänzlich auflösete; und diese Auflösung mußte in eben dem Maße vorschreiten, in welchem die Bedingungen für die Wirksamkeit jener Autorität gesetzlich wurden. Die goldene Bulle Karls des Vierten hat zum Untergange der alt-deutschen Verfassung mehr gewirkt, als Liebhaber von Antiquitäten, wenn sie nicht über die Natur der Gesellschaft belehrt sind, zugeben werden. Dies Gesetz, das nur darauf berechnet seyn konnte, das kaiserliche Ansehen zu verstärken, brachte die entgegengesetzte Wirkung dadurch hervor, daß es die Vorrechte der Wahlfürsten (bei welchen bis dahin alles auf bloßer Ueberlieferung beruhet hatte) in gesetzliche Vorrechte verwandelte. Wenzels, Ruperts, Sigismunds Nichtigkeit, als Kaiser, war die natürliche Folge davon; und, was man auch der Persönlichkeit Albrechts des Zweiten zugestehen mag: so bleibt noch immer die Frage übrig, was er ausgerichtet haben würde, wenn er lange genug gelebt hätte, um zu dem deutschen Reiche in das Verhältniß zu treten, welches die kaiserliche Würde mit sich brachte.

Hierin liegt die größte Entschuldigung für die Schläfrigkeit, welche den Charakter von Friedrichs des Dritten Regierung ausmacht.

Es

Es ist, wenn man sich die Beschaffenheit des deutschen Reichs in Folge seiner organischen Gesetze, und die Persönlichkeit dieses Kaisers in Folge seiner Geburt und Erziehung als gleich nothwendig denkt, ganz unmöglich, den Punkt zu finden, in welchem beide sich vereinigen konnten, um sich gegenseitig zu beleben. Der Vorwurf, den man ihm daraus gemacht hat, daß er die Decrete des baselschen Conciliums verwarf, ist so ungegründet, daß keine seiner übrigen Handlungen ihm mehr zur Ehre gereicht. Was waren die Reformatoren auf diesem Concilium? Bauleute, deren ganze Geschicklichkeit sich darauf beschränkte, den Schlußstein aus einem großen Gewölbe zu ziehen, während sie ungewiß sind, ob das Gewölbe ohne diesen Schlußstein fortdauern könne, oder nicht. Alle Bestrebungen der Mitglieder dieser Versammlung gingen nur dahin, sich von der Autorität des Pabstes zu befreien, um Pallien-Gelder, Annaten und dergleichen zu ersparen; was aber aus ihrer eigenen Autorität werden mußte, wenn sie ihr Ziel erreichten, dies wurde von ihnen nicht in Betrachtung gezogen. Noch mehr: es war, wenigstens von einem gewissen Zeitpunkte an, nicht sowohl der Pabst, als die Person Eugenius des Vierten, wogegen man sich erklärte; und indem auf diese Weise die Sache mit der Person verwechselt wurde, mußte die Verwirrung gränzenlos werden. Es kam also bei dem, was man gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Reformation der Kirche nannte, weder auf eine Abänderung der Lehre, noch auf eine neue Stellung der Hierarchie an: beide sollten fortdauern, wie sie bisher gewesen waren — denn darauf beruhete der Vor-

theil der Geistlichkeit; — nur der Pabst, durch den sie allein fortdauern konnten, sollte in den Hintergrund treten, damit man unabhängiger werden möchte. Dieser Unsinn war allzu auffallend, als daß er nicht von allen Verständigen hätte empfunden werden sollen. Wir möchten zwar nicht behaupten, daß Friedrich der Dritte, als er die Decrete des baselschen Conciliums verwarf, dabei mit Einsicht und Ueberzeugung zu Werke gegangen sei; denn dazu gehört noch mehr, als die schwache Eigenthümlichkeit dieses Kaisers gestattete. Allein er mochte diese Decrete aus freiem Entschluß oder auf Zureden des Aeneas Silvius und seines Kanzlers Schlick verwerfen: immer geschah dadurch nur das, was seine Pflicht als Kaiser forderte, sofern er nicht Urheber einer Umwälzung werden wollte, deren Ende sich nicht berechnen ließ. Denn — um bei Deutschland stehen zu bleiben — war das Kirchenthum nicht durch die drei geistlichen Kurfürstenthümer auf's Innigste in das politische System verflochten? und ließ sich wohl absehen, was aus diesem Systeme werden würde, wenn jene Kurfürstenthümer ihren Stützpunkt nicht länger in Rom, im Pabste, kurz in dem Zusammenhange hatten, worin die theokratische Universal-Monarchie mit sich selbst stand? Ganz unstreitig war Deutschlands Verfassung im höchsten Grade fehlerhaft, am meisten gerade dadurch, daß die Entstehung des besseren gesellschaftlichen Gesetzes durch das Daseyn und die Wirksamkeit eines angeblich göttlichen, welches nur auf die Verfinsterung des menschlichen Verstandes abzweckte, verhindert wurde. Allein, wenn nun einmal das alte Gebäude weichen sollte, woher so-

gleich den Plan und die Materialien zu einem neuen nehmen? Spätere Begebenheiten haben das Verfahren des Kaisers und seiner Rathgeber nur allzu sehr gerechtfertigt; und selbst wenn man alles Gute eingesteht, was durch die Reformation geleistet worden ist, muß man doch bekennen, daß es für Deutschland ein großes Unglück gewesen seyn würde, wenn Friedrich der Dritte die höchst unreifen Ideen des baseler Conciliums gebilligt hätte. Die 70 Jahre, welche zwischen dem Ausgange dieses Conciliums und dem ersten Anfange der Reformation durch Luther verflossen, waren sehr nothwendig für das Gelingen eines Werkes, wodurch Deutschlands politisches System von Grund aus verändert werden sollte. Hemmen und aufhalten ist oft weit verdienstlicher, als es Denen erscheint, welche dadurch in ihren Entwürfen gestört werden; aufs Wenigste wird dadurch bewirkt, daß reifere Früchte zum Vorschein kommen.

Von allen Staatshandlungen Friedrichs des Dritten dürften also die Concordate von dem Jahre 1448, obgleich einseitig abgeschlossen, die am mindesten tadelnswerthe seyn: sie entsprach nicht nur seiner Eigenthümlichkeit, sondern auch dem Wesen eines deutschen Kaisers, das sich selbst vernichtete, sobald es auf Revolutionen einging. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo es erlaubt gewesen wäre, an die Stelle von Sitten und Gewohnheiten Gesetze zu bringen; das Erhaltende hatte den entschiedensten Vorzug vor dem Verbessernden, auch um deswillen, weil große Gefahren vor der Thüre waren. Wenn Friedrich der Dritte in jeder anderen Hinsicht ohne Einfluß auf das deutsche Reich blieb, so lag

die Schuld eben so sehr an den Verwickelungen, in welche er mit Ungarn und Böhmen gerathen war, als an der Schwäche seines persönlichen Charakters. Für einen deutschen Kaiser dieser Zeiten war der Besitz eines Machtgebietes von größerem Umfange unumgängliche Bedingung gebietender Wirksamkeit; und je mehr diese Bedingung fehlte, desto mehr war Friedrich der Dritte entschuldigt, wenn er den Titel „Majestät" als einen verwarf, der nur der Gottheit zukomme.

Die Begebenheiten der mehr als funfzigjährigen Regierung dieses Kaisers müssen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Wir bemerken darüber nur, daß, wenn das Verhältniß eines Oberhauptes des Reichs zu den Fürsten desselben einer Verschlimmerung fähig gewesen wäre, diese in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts unter Friedrich dem Dritten Statt gefunden haben würde. Mehr als Ein Mal gingen die Wahlfürsten mit einer Absetzung dieses Kaisers um, und diese wurde nur dadurch hintertrieben, daß ihnen keine andere Wahl blieb, als entweder den mächtigen Herzog von Burgund oder den böhmischen Emporkömmling Podiebrad auf den Kaiserthron zu erheben.

Gleichwohl wurde unter der Regierung Friedrichs des Dritten der Grund zu einem ganz neuen Verhältniß des Kaisers zu den Reichsfürsten gelegt, zu einem Verhältniß, das hundert und funfzig Jahre hindurch das entgegengesetzte von dem zu werden drohete, was es bisher gewesen war. Friedrich vereinigte, nach und nach, alle Bestandtheile des von seinem Ahnherrn Rudolph eroberten Machtgebietes mit dem Domän von Steier-

mark, Kärnthen und Krain, in dessen Besitz er beim Antritt seiner Regierung war: 1457 Niederösterreich, und 1463 Oberösterreich. Dies war die erste Grundlage. Eine zweite gab das Schicksal durch die Vermählung des Erzherzogs Maximilian mit der einzigen Tochter des in der Schlacht bei Nancy gebliebenen Herzogs von Burgund. Maria von Burgund war Erbin der Niederlande, und was ihr Vater besessen hatte, blieb noch immer bedeutend, als Ludwig der Eilfte die Bestandtheile zurücknahm, von denen er behauptete, daß sie zu Frankreich gehörten. Die neue Erwerbung hatte zwar den großen Fehler, daß sie durch einen bedeutenden Zwischenraum von den Erbstaaten Maximilians getrennt war; allein gerade dieser Umstand wirkte dahin, daß das Haus Oesterreich in die europäische Angelegenheiten bei weitem mehr verflochten wurde, als es bis dahin der Fall gewesen war. Unfähig, die Niederlande durch eigene Kraft zu vertheidigen, sah dies Haus sich genöthigt, entfernte Bundesgenossen zu suchen; und diese fand es in Spanien durch die Vermählung des Erzherzogs Philipp, einzigen Sohnes Maximilians, mit der zweiten Tochter Ferdinands und Isabella's. Es kam in diesen Zeiten nur darauf an, durch Erwerbungen groß zu werden; wohin die Größe, als solche, führte, war kein Gegenstand der Bedenklichkeit, weil bei dem Regierungsgeschäft nur das Maß physischer Kraft, das man aufzubringen vermochte, in Betrachtung gezogen wurde. Die wesentliche Veränderung, welche seit dem Untergange der großen Vasallen-Domäne mit Frankreich vorgegangen war, gewährte diesem Reiche eine solche Furchtbarkeit, daß Deutschland

nicht genug gesichert werden konnte; und wenn die Niederlassung des Hauses Oesterreich auf Deutschlands Nordküste einen Werth hatte, so hatte sie ihn gerade in dieser Beziehung.

Maximilian war in jeder Beziehung der Gegensatz seines Vaters; was die Natur diesem an Lebendigkeit versagt hatte, besaß jener in Uebermaße. Sein reger politischer Sinn trieb ihn zur Einmischung in alle politische Angelegenheiten, und je revolutionärer sein Zeitalter war, desto mehr Gelegenheit fand er, sich überall — bemerkbar zu machen. Mit dem besten Rechte konnte man ihn also den Repräsentanten seiner Zeit nennen. Hier, wo nur von seinem Verhältniß zu dem deutschen Reiche die Rede ist, genügt es zu bemerken, daß seine Art und Weise, auf dasselbe einzuwirken, sich nicht wesentlich von der seines Vorgängers unterschied. Die Einrichtungen, welche Deutschland während seiner Regierung erhielt, waren bei weitem weniger sein Werk, als das der Umstände. Deutschlands Fürsten fühlten, daß es ihnen nicht erlaubt sei, in dem bisherigen politischen Wuste fortzuleben, wenn sie neben Frankreich bestehen wollten. Sie also waren es, welche auf dem großen Reichstage zu Worms (1495) auf die Einführung eines ewigen und allgemeinen Landfriedens drangen, und zur Handhabung desselben ein stehendes und beständiges Kammergericht heischten, dessen Beisitzer nicht von dem Kaiser allein, sondern zugleich von den Reichsständen, bestellt und besoldet würden. Ein Reichsregiment von 20 Beisitzern, von einem kaiserlichen Statthalter geleitet, sollte, fünf Jahre später, dem

Kammergericht zur Seite stehen, um die Aufsicht über dasselbe zu führen, seine Zweifel zu heben, seinen Beschlüssen Vollziehung zu geben. Dies Reichsregiment gehörig einzurichten, wurde Deutschland im Jahre 1512 in sechs Kreise getheilt. So verhielt es sich mit den ersten organischen Gesetzen, welche das deutsche Reich bilden sollten; und wer erkennt hier nicht sogleich die Unzulänglichkeit der Mittel, den äußeren und inneren Frieden Deutschlands zu erhalten! Mehr als jemals war das Verhältniß des Kaisers zu den Reichsfürsten verwirrt. Welchen Einfluß Maximilian ausübte, wird am richtigsten aus den Unterstützungen erkannt, die er für seine kriegerische Unternehmungen vom Reiche erhielt: Unterstützungen, welche nicht über — 4000 Gulden hinaus gingen.

Die Größe des Hauses Oesterreich war indeß im Rathe des Schicksals beschlossen. Nachdem Maximilian, sein ganzes Regentenleben hindurch, für politisches Gleichgewicht weniger gestritten, als sich getummelt hatte, fiel die Wahl der deutschen Reichsfürsten auf seinen Enkel Karl, den ältesten Sohn des Erzherzogs Philipp, welcher in der Blüthe seiner Jahre als König von Castilien bald nach dem Antritte seiner Regierung gestorben war. Dieser Karl, unter den deutschen Kaisern dieses Namens der Fünfte, muß als der Gründer des Ansehns betrachtet werden, in welchem das Haus Oesterreich noch immer steht. Doch wurde er es nicht sowohl durch seine persönliche Kraft, als durch die Umstände, die sich vereinigten, ihn zu dem zu machen, was er politisch galt.

Um von dem Wesen dieses Monarchen eine deut-

liche Vorstellung zu haben, muß man Folgendes in Anschlag bringen: vor allen Dingen die Vereinigung von Aragon mit Castilien durch die Vermählung Ferdinands und Isabella's, und die davon abhängige Eroberung des Königreichs Granada; dann die Vereinigung des Königreichs Neapel mit dem Königreiche Sicilien durch die Verdrängung der Franzosen aus dem ersteren; dann die Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus. So steht Spanien da, als Maximilian auf den Gedanken geräth, seinen einzigen Sohn, den Erzherzog Philipp, mit einer nachgebornen Tochter Ferdinands und Isabella's zu vermählen. Dieß geschieht zu einer Zeit, wo Spanien in dem Infanten Michael einen bestimmten Thronerben hat, und eine ältere Tochter Ferdinands und Isabella's mit dem Könige von Portugal vermählt ist. Da beide sterben, so erwirbt die Gemahlin des Erzherzogs Philipp ein näheres Recht auf den spanischen Thron. Nach Isabella's Tode macht der Erzherzog Philipp dieses Recht geltend; und von dem castilianischen Adel unterstützt, trägt er den Sieg über seinen Schwiegervater davon. Nicht lange; denn er stirbt in seiner Blüthe, und sein Tod raubt seiner schwärmerischen Gemahlin den Verstand. Ferdinand, jetzt wieder König von ganz Spanien, thut was in seinen Kräften steht, seine Enkel von dem spanischen Throne zu verdrängen; allein er erschöpft seine letzte Kraft in den Armen einer jungen Gemahlin, und in einem Alter von sechzehn Jahren wird Karl, ältester Sohn des Erzherzogs Philipp, Erbe der ganzen spanischen Monarchie in Europa und Amerika. Noch wird dieselbe von dem Cardinal Ximenes verwaltet, weil

dieser Karl erst sechzehn Jahre zählt. Kaum aber ist er in einem Alter von 20 Jahren in Spanien angelangt, als die Wahlfürsten Deutschlands ihn, nach dem Hintritte seines Großvaters väterlicher Seite, auf den deutschen Kaiserthron berufen. Er nimmt diese Berufung an, und Deutschland erhält in ihm einen Kaiser, der zugleich Herr von Westindien, König von Spanien, König von Neapel und Sicilien, König von Sardinien, Erzherzog von Oesterreich und Herzog von den Niederlanden ist. Welche Veränderung des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und den Reichsfürsten! Welche Umkehr! Welche Störung alles Gewohnten, besonders, wenn man erwägt, daß ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren der Schutzgott Deutschlands seyn soll! Wie aber kamen Deutschlands Fürsten dazu, in Widerspruch mit ihrer bisherigen Politik einen solchen Fürsten zum Reichsoberhaupt zu wählen?

Die Umstände geboten diese Wahl auf eine so unwiderstehliche Weise, daß alle bisherige Wahl-Maximen darüber verstummen mußten. Sollte bei dem Glanze, der die auf den Trümmern der Feudalität errichteten Throne auszuzeichnen begann, sich nicht schmähliche Nacht über Deutschland verbreiten; sollte der Andrang der Türken, welche unter Solyman dem Zweiten furchtbarer als jemals droheten, nicht endlich das längst gefürchtete Gewitter über den deutschen Horizont führen: so mußte der künftige Kaiser eine große Macht besitzen. Unter den Fürsten Deutschlands aber gab es keinen, der die gewichtige Kaiserkrone mit Anstand oder Ehre zu tragen vermocht hätte: geschwächt durch Theilungen, zu Grunde

gerichtet durch Schulden, kämpften die meisten mit der eigenen Würde; selbst Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, getraute sich nicht, das kaiserliche Diadem zu tragen, wie sehr er auch durch persönliche Eigenschaften und durch Besitzthum unter den Uebrigen ausgezeichnet seyn mochte. Genöthigt, auf das Ausland hinzublicken, hatten die Kurfürsten nur die Wahl zwischen dem jungen Karl von Spanien und dem König Franz dem Ersten von Frankreich: beide bewarben sich mit gleichem Eifer um die Kaiserwürde. Es war schwer, zu bestimmen, wer von diesen Nebenbuhlern in Hinsicht der Kräfte seines Reichs das Uebergewicht hatte; denn, wenn der König von Spanien, entsprossen aus dem Hause Oesterreich, wegen seiner Erbländer dem Feinde der Christenheit kräftiger entgegenzutreten genöthigt war, so konnte der König von Frankreich für sich anführen, daß er in Italien Kriegesruhm erworben habe. Eine besondere Rücksicht gebot indeß, so zu wählen, daß die deutschen Fürsten nicht durch den übermächtigen Kaiser von der Höhe, zu welcher sie durch die Arbeit so vieler Jahrhunderte gelangt waren, plötzlich wieder in den Stand bloßer Unterthanen herabgedrückt wurden; und gerade diese Rücksicht mußte den Ausschlag geben. Allerdings blieb diese Gefahr noch groß genug, wenn Karl den Kaiserthron bestieg; doch die Macht des spanischen Reiches war entfernter, als die französische; und in jenem erhoben sich die Stände noch mit großer Freiheit gegen den König, während der König von Frankreich schon durch Unumschränktheit verwöhnt war. Es kam dazu, daß die persönlichen Eigenschaften des letzteren für das Ansehn der

deutschen Fürsten bei weitem gefährlicher waren, als der Charakter seines jungen, noch unerfahrnen Nebenbuhlers, welcher für guten Rath und schlaue Leitung empfängli-cher schien. Endlich mußte das deutsche Volk nach seiner Gesammtheit in Betrachtung gezogen werden; und bei dem natürlichen Abscheu dieses Volkes vor einem Könige aus nicht deutschem Geblüte mußten die Wahlfürsten Bedenken tragen, die Krone auf ein Haupt zu setzen, das an keine Blutsfreundschaft mit seinem Volke erinnerte.

Dies waren die Gründe, welche Karls des Fünften Wahl bestimmten; und vielleicht darf man hinzufügen, daß die Politik der deutschen Fürsten sich in Franz dem Ersten, auf den Fall, daß Karl ihre Vorrechte kränken sollte, einen eifersüchtigen Beschützer und Vertheidiger derselben erhielt. Der Kurfürst von Sachsen, welcher bei dieser Wahl den Ausschlag gab, führt in der Geschichte den Beinamen des Weisen; und in der That, er verdiente diesen Beinamen auch um deswillen, weil, wenn zwischen zwei Uebeln zu wählen ist, das kleinere von dem Einsichtsvollen vorgezogen wird. Wir setzen übrigens hierbei voraus, daß Friedrich der Weise die Natur des deutschen Reichs, sofern dieselbe die Monarchie zurückstieß, eben so sehr verkannte, wie seine Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger.

Wie sich Karls des Fünften Verhältniß zu den deutschen Fürsten entwickelt haben würde, wenn die Reformation der Kirche nicht zwischen beide Partheien getreten wäre, läßt sich schwerlich sagen. Der merkwürdigste Mann dieser Zeit war Martin Luther: merkwürdig besonders durch die Stärke seines Wahrheitssinnes,

in welchem alle Verhältnisse des Lebens aufgingen. Die Revolution, welche von ihm ausging, ist bei weitem nicht so bedeutend durch die Veränderungen, welche sie in den kirchlichen Lehren bewirkte, als durch die, welche sie in dem politischen System der Deutschen theils hervorgebracht hat, theils noch hervorbringt. Unstreitig verdankten Deutschlands Fürsten dem Einflusse des römischen Hofes einen sehr wesentlichen Theil der Stellung, welche sie gegen den Thron gewonnen hatten: denn um für Oberlehnsherren zu gelten, und um den Ausschlag über Kaiser und Könige zu geben, konnten die Päbste nichts Besseres thun, als sich der Großen gegen die Könige anzunehmen, und den Thron in unbesteglicher Abhängigkeit zu erhalten. Indeß, die Macht der Hierarchie beruhete auf der Unwissenheit und auf der Geneigtheit des Geistes, das Unerweisbare für Wahrheit zu nehmen, und sobald der Sinn für das Erweisbare erwacht war, und, durch das Studium der Ueberreste des Alterthums gestärkt, von einer Entdeckung zur andern fortschritt, konnte jene Macht, von ihrer Grundlage geschieden, nicht länger dieselbe bleiben. Die europäische Welt hatte sich, das funfzehnte Jahrhundert hindurch, allzu bestimmt für die Kosmokratie ausgebildet, als daß ein theokratisches System den Fürsten Deutschlands, wofern sie nicht Geistliche waren, in ihrem Verhältnisse zu dem Reichsoberhaupte hätten zu Statten kommen können. Was im Verlaufe der Zeit einen mächtigen Monarchen nothwendig gemacht hatte, dasselbe heischte auch Lossagung von dem römischen Stuhl, weil dieser für die Wirklichkeit nichts mehr zu leisten vermochte. Wie

auch immer die Fürsten über diesen Gegenstand urtheilen mochten: das Gefühl ihres unmittelbaren Vortheils sagte ihnen, daß die Zeit vorüber sei, wo sie den Richtungen folgen mußten, die ihnen von Rom aus gegeben wurden; und es läßt sich annehmen, daß jenes Gefühl um so stärker sprach, weil die ärgerlichen Auftritte zu Kostniß und Basel noch in frischem Andenken waren, und die Politik des römischen Hofes aufgehört hatte, ein unerforschtes Geheimniß zu seyn. Hierauf beruheten die Fortschritte, welche die Reformation der Kirche durch Martin Luther machte. Dieser Mann konnte um so weniger eine unangenehme Erscheinung für die Mehrzahl der deutschen Fürsten seyn, da seine Kühnheit in ihnen Gedanken entwickelte, auf welche sie durch sich selbst nie hätten gerathen können. Was für jenen Sache der inneren Anschauung (des Wissens und Gewissens) war, das wurde für diese Sache des zeitlichen Nutzens. Wie hätte der Nerv, durch welchen sie mit dem römischen Stuhle zusammenhingen, in seinen Hauptknoten, der Lehre und der Hierarchie, von Luther durchschnitten werden können, ohne sie zu etwas ganz Anderem zu machen, als sie bisher gewesen waren! Indem das höchste Episkopat auf sie überging, war ihre ganze Stellung verändert. Man muß es eingestehen, weil es der Wahrheit gemäß ist: durch den kühnen Reformator der deutschen Kirche ist der erste feste Grund zur Suveränetät der Fürsten Deutschlands gelegt worden, und jede Abänderung, welche Deutschlands Verfassung seit drei Jahrhunderten erfahren hat, hängt auf das Innigste mit der Reformation zusammen.

Inzwischen war die Freiheit, welche sie auf der einen Seite gewonnen hatten, durch die Wahl Karls des Fünften wieder eingebüßt worden. Zwei Dinge vereinigten sich in der Person dieses Monarchen, welche den durch die Reformation errungenen Vortheil der deutschen Fürsten höchst zweifelhaft machten. Das eine war das Maß von Macht und Gewalt, wodurch er als König von Spanien und Neapel und als Herzog von den Niederlanden und Erzherzog von Oesterreich gebot: ein Maß, nicht wenig verstärkt durch den Beistand der geistlichen Kurfürsten und aller derjenigen weltlichen Fürsten Deutschlands, die es für vortheilhafter achteten, dem alten Kirchenthume treu zu bleiben. Das andere war Karls des Fünften Eigenthümlichkeit, nach welcher er, ganz im Geiste seines Hauses, ein entschiedener Feind aller Neuerungen war, und die Ueberzeugung nährte, daß die erbliche Fürstenmacht (dies Idol des Hauses Habsburg) nur durch die Fortdauer der Erblehre gesichert sei. Durch beides war Karl ein entschiedener Gegner der Reformation, folglich auch derjenigen Fürsten, welche sich darauf eingelassen hatten. Zu welchen Krisen dies führte, muß hier als bekannt vorausgesetzt werden. In letzter Instanz beruhete der Fortgang der Reformation darauf, daß der deutsche Kaiser, in unabsehliche Händel mit Frankreich, mit Italien und mit den afrikanischen Raubstaaten verflochten, den deutschen Angelegenheiten nur einen sehr geringen Theil seiner Aufmerksamkeit zuwenden konnte; bei dem allen aber zeigte er in seinem Verfahren gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, wie er sich sein Verhältniß zu

den Fürsten Deutschlands dachte, und wie wenig er geneigt war, irgend etwas von dem bestehen zu lassen, was seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Regierung Deutschlands durch die Anmaßung der Fürsten so sehr verwirrt hatte. Durch eine Treulosigkeit höchst eigenthümlicher Art rettete Moritz von Sachsen, sein Liebling, die Freiheit der deutschen Fürsten, und mit derselben die von Karl so hart bedrohete Anlage Deutschlands — zu einem Staatenbunde.

Nach Karls des Fünften Ausscheiden erhielt Deutschland in des Ausgeschiedenen Bruder, Ferdinand dem Ersten, einen Kaiser, der ihm allein angehörte; denn Spanien, Italien und die Niederlande waren, so wie alles, was Spaniens Könige jenseit des atlantischen Oceans erworben hatten, auf Philipp den Zweiten übergegangen. Das Haus Habsburg war in diesen Zeiten, über allen Widerspruch hinaus, das mächtigste in der europäischen Welt. In Mailand und in den Niederlanden reichten sich Spaniens König und Deutschlands Kaiser die Hände, so oft es eine Vertheidigung ihres Ansehns gegen Frankreich galt, und die Vereinigung Böhmens und Ungarns mit den österreichischen Erbstaaten, dieses Werk gebietender Nothwendigkeit, wenn Deutschland gegen die Angriffe der Türken beschützt bleiben sollte, diente zugleich als Grundlage für das ungeschwächte Ansehn des Kaisers, den deutschen Fürsten gegenüber.

Ferdinand der Erste wurde von dem Geiste der Billigkeit beseelt; allein in seiner starren Anhänglichkeit an der Erblehre vereinigte er alle Tugenden und Gebrechen seines Hauses. Auf diese Weise dauerten die Wirkun-

gen der Reformation zwar fort; doch nur im steten Widerspruch des Kaisers, der darin nicht Fortschritte einer wachsenden Civilisation, sondern nur Widersetzlichkeit gegen das Ansehn des Reichsoberhauptes sah. Es war das Eigenthümliche dieser Zeiten, das Kirchenthum für etwas ganz Anderes zu nehmen, als es seiner ewigen Bestimmung nach seyn soll. Nachdem es, so viele Jahrhunderte hindurch, Gesetz und Sitte zugleich vertreten hatte, meinte man, es müsse diesen Charakter für alle Zeiten bewahren. Die größeren Fürstenhäuser waren in der That sehr zu entschuldigen, wenn sie also urtheilten. Denn sollte das Kirchenthum auf seine wahre Bestimmung, das politische System nur zu durchdringen, zurückgeführt werden, so setzte dies eine Umschmelzung aller organischen und bürgerlichen Gesetzgebung voraus: eine Umschmelzung, welche von keiner Seite vorbereitet war, ja, zu welcher selbst der Gedanke fehlte.

In dem Verhältnisse der deutschen Fürsten zu dem Reichsoberhaupte hielt sich alles bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges unter Ferdinand dem Zweiten. Die Regierungen Ferdinands des Ersten, Maximilians des Zweiten, Rudolphs des Zweiten und Mathias des Ersten gingen also vorüber, ohne daß Protestantismus und Katholicismus in irgend einen heftigen Zusammenstoß geriethen. Für immer konnte dieser indeß nicht vermieden werden; denn auf irgend eine Weise mußte die protestantische Kirche zu einem gesetzlichen Daseyn gelangen, und dieses Daseyn konnte nur die Frucht eines ernsten Kampfes seyn.

Dieser Kampf nun nahm seinen Anfang, als, nach

dem

dem Tode des Kaisers Matthias die Böhmen ihr Wahlrecht geltend machen wollten. Ferdinand der Zweite, Enkel Ferdinands des Ersten, vertheidigte nur sein Erbrecht; allein, indem der kirchliche Protestantismus in diesen Zeiten als die Ursache aller politischen Neuerungen erschien, konnte er nicht umhin, sich gegen denselben zu erklären, woraus denn ganz natürlich der Versuch entstand, die sehr bedingte Kaiserwürde in eine unbedingte zu verwandeln. Gang und Erfolg dieses Unternehmens sind bekannt. Zwei Dinge führten den westphälischen Frieden, trotz allen Anstrengungen des Kaisers und des römischen Hofes, ein für Beide so unglückliches Ergebniß abzuwenden, herbei: nämlich der Umstand, daß das Haus Oesterreich einen so entscheidenden Krieg nur durch einen Condottiere führen konnte — denn mehr war Wallenstein nicht —; 2) daß Deutschland den Beistand des Auslandes in einem solchen Maße erhielt, daß seine Fürsten keins ihrer Rechte aufzuopfern brauchten, um sich in ihrem Daseyn zu behaupten. Ohne den glücklichen Erfolg, womit Ferdinand der Zweite, ein Zögling der Jesuiten, als Erzherzog von Steiermark eine Million Protestanten zum Rücktritt in das katholische Kirchenthum bewogen hatte, würde es ihm schwerlich eingefallen seyn, die Bekehrung Deutschlands zu versuchen; dafür aber hatte auch sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand der Dritte, nach dem westphälischen Frieden, nur allzu viel Mühe, mit den Fürsten Deutschlands in irgend einem Verhältnisse zu bleiben, das der durch Karl den Fünften restaurirten Idee der Kaiserwürde entsprach.

Als das Ausland einmal in Deutschlands Auen eingedrungen war; als Frankreich und Schweden zu Münster und Osnabrück den Frieden dictirt, die Territorial-Hoheit der deutschen Fürsten und mit ihr das Daseyn der protestantischen Kirche gesetzlich gemacht hatten: da waren die Verhältnisse der Fürsten zu dem Kaiser von Grund aus verändert. Nie konnte seitdem von Unterordnung unter eine bestimmte Autorität die Rede seyn; und, was der Kanzlei-Styl auch mit sich bringen mochte: die Wirklichkeit hatte über veraltete Formen bei weitem den Ausschlag gegeben. Die Dimensionen wurden noch weit auffallender zum Vortheil der Fürsten, als, ein halbes Jahrhundert später, August der Zweite, Kurfürst von Sachsen, den polnischen, Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, den preußischen, Georg der Erste, Kurfürst von Hannover, den englischen Königsthron bestiegen. Deutschland verlor sich auf diese Weise in die europäische Welt, und was es dabei an Eigenthümlichkeit einbüßte, das gewann es an Civilisation, welche, unter solchen Umständen und Verhältnissen, immer tiefer in die Gesellschaft eindrang, schlummernde Kräfte weckte und das Leben verschönerte. Unter dem Schutze des Auslandes erhob sich Preußen im Norden Deutschlands zu einer nebenbuhlenden Autorität, die um so weniger zurückgewiesen werden konnte, da Oesterreich, vermöge seiner Lage, außer Stande war, ganz Deutschland zu durchdringen; und wohin dies unter Friedrich dem Zweiten führete, ist in allzu frischem Andenken, als daß wir nöthig finden könnten, dabei auch nur einen Augenblick zu verweilen.

Nimmt man nun alles zusammen, was wir im Laufe dieser Abhandlung über das Verhältniß der Fürsten zu dem Kaiser im deutschen Reiche bemerkt haben: so folgt daraus, wie es scheint, auf das Unwidersprechlichste, daß in diesem Verhältniß nie das Mindeste war, wovon sich behaupten ließe, daß es naturgemäß und eben dadurch fest und sicher gewesen wäre. Deutschland, in allen Perioden seines geschichtlichen Daseyns ein Staatenbund, setzte sich viele Jahrhunderte mit sich selbst in Widerspruch dadurch, daß es mit einem solchen Systeme die Monarchie vereinigen wollte; und daraus müssen zuletzt alle die Erscheinungen erklärt werden, welche seine Geschichte darbietet: Erscheinungen, deren wahre Beschaffenheit bisher wenig erforscht ist. Wenn dieser Widerspruch in neuerer Zeit gehoben worden ist, so ist dies hauptsächlich dadurch geschehen, daß die theokratischen Elemente vermöge eines Verhängnisses, dessen erster Keim in der Kirchenverbesserung aufgesucht werden muß, aus Deutschlands politischem Systeme ausgeschieden sind. Mit der Erblehre, gehalten durch das Daseyn von drei geistlichen Kurfürstenthümern, mußte die deutsche Kaiserwürde fallen, die zu allen Zeiten ihr Spielwerk blieb, weil sie ihr Geschöpf war; und so war es nur eine Handlung der Weisheit, wenn das Haus Oesterreich, nach den wesentlichen Veränderungen, welche die französische Umwälzung über Deutschland gebracht hatte, sich im Jahre 1814 nicht mehr mit dieser Würde befassen wollte. Als Staatenbund bedurfte Deutschland einer Hegemonie, und zwar, wie wir in einem frühe-

ren Aufsatze*) nachgewiesen zu haben glauben, einer **doppelten**, die es in Oesterreich und in Preußen erhielt. Man darf daher behaupten, daß Deutschland, nach einer langen Verblendung, über seine wahre Bestimmung auf dem Congresse zu Wien endlich zu einer richtigen Anschauung von sich selbst gelangt sei. Diese Anschauung ist in der Bundes-Acte vom Jahre 1815 und noch vollständiger in der Schluß-Acte vom Jahre 1820 ausgedrückt. Beide Gesetze stellen die Monarchie in Beziehung auf das gesammte Deutschland in den tiefsten Hintergrund; und aus diesem wird sie schwerlich jemals wieder hervortreten, wie sehr sich auch die Zahl der Suveräne mit der Zeit vermindern mag.

Die einzige wahre Ursache, weshalb sich Deutschland nicht, wie England, Frankreich und Spanien, zur Monarchie hat erheben können, ist in dem Mangel an bestimmten Gränzen zu suchen, welcher dies Land zu allen Zeiten ausgezeichnet hat. Vergeblich, ganz vergeblich, sind daher die Bemühungen aller Derjenigen, die, indem sie der Idee einer monarchischen Verfassung in Beziehung auf Deutschland nicht zu entsagen vermögen, an dem Bundes-Systeme rütteln, um es, wo möglich, durch ein besseres System zu ersetzen. Nichts ist entschiedener, als daß Deutschland, um in der Bundesverfassung fortzudauern, nicht 39 Suveränetäten in sich zu begreifen braucht; denn diese Zahl ist das Werk der Convenienz. Dagegen

*) Ueber die Thaumaturgen und Propheten im gegenwärtigen Deutschland. Siehe 10. Heft des Jahrg. 1821.

aber ist die Bundesverfassung selbst das Werk einer solchen Nothwendigkeit, daß kein menschlicher Verstand jemals etwas darüber vermögen wird. Jahrtausende könnten also verstreichen, ehe es gelingt, Deutschland zu derjenigen Einheit zu erheben, die in den Wünschen so Vieler liegt; ja, die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es nie gelingen wird. Denn die erste Bedingung dieser Einheit würden, wie oben angedeutet ist, immer bestimmte Gränzen für Deutschland seyn; und da diese Bedingung nicht zu erfüllen ist, wenn Deutschlands Gränzen Natur-Gränzen seyn sollen: so muß jeder Versuch, die Bundesverfassung aufzulösen, um an ihre Stelle die Monarchie zu bringen, eben so fehlschlagen, wie er im dreißigjährigen Kriege fehlgeschlagen ist.

Es ist eine gar wichtige Sache um Verfassungen; denn wer das, was darin von physischer Nothwendigkeit herrührt, nicht anerkennen will, läuft, wenn er aus der bloßen Theorie hervortritt, immer Gefahr, sich selbst am meisten zu schaden. Muß jeder, die Möglichkeit einer Monarchie für Deutschland betreffende Beweis geographisch geführt werden, und ist es erwiesen, daß ein solcher Beweis nicht geführt werden kann: so folgt daraus, daß der Verstand der Deutschen sich nur zur Vervollkommnung der Bundesverfassung, nicht zur Bekämpfung derselben hinneigen müsse, wie es in den letzten Zeiten so häufig geschehen ist. Die Fortschritte, welche Deutschland seit dem Jahre 1815 in der Ausbildung seines politischen Systems gemacht hat, so verkennen, daß man sich nicht bloß dagegen auflehnt, sondern sie auch in dem Urtheil Anderer herabwürdigt, heißt nicht weniger,

als den Bürgerkrieg predigen; und wie erfolglos dies auch immer seyn möge: so geht aus einer solchen Opposition zuletzt doch nichts weiter hervor, als eine gänzliche Unbekanntschaft, sowohl mit dem Eigenthümlichen der deutschen Welt, als mit dem klaren Inhalte ihrer Geschichte: eine Unbekanntschaft, welche Denen, die über Deutschlands höchste Angelegenheit zu reden den Beruf fühlen, nie zur Ehre gereichen kann *).

---

*) Ich benutze diese Gelegenheit, meine Leser auf die Erscheinung der elf ersten Bände von Karl Ludwigs von Woltmann sämmtlichen Werken aufmerksam zu machen. Kein Schriftsteller hat, nach meinem Urtheile, für die vaterländische Geschichte mehr geleistet, als dieser ausgezeichnete Mann, dessen Werke in den Händen aller Derjenigen seyn sollten, die auf eine gründlichere Bildung Anspruch machen. Seine Geschichte der Reformation in Deutschland, seine Geschichte des westphälischen Friedens, sein Inbegriff der Geschichte Böhmens, seine Lebensbeschreibungen der fünf deutschen Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause, so wie seine Darstellungen des brandenburgischen und des österreichischen Hauses, gehören ganz unstreitig zu dem Gediegensten, was die deutsche Litteratur aufzuweisen hat, und als solches sind sie eine Fundgrube für Belehrung und Erweiterung des Gesichtskreises. Ich habe hier nur genannt, was deutsche Leser unmittelbar berührt. Nicht geringeren Werth aber haben die übrigen Werke Woltmann's; und ich glaube, nichts Ungebührliches zu sagen, wenn ich behaupte, daß die bisherige Gleichgültigkeit gegen die Erscheinung derselben den Zeitgenossen nicht zur Ehre gereicht.

Die Hauptstadt Brasiliens;

ein Auszug aus James Handerson's Geschichte von Brasilien.

(Beschluß.)

Ueber die wüsten Ländereien, welche ich auf dieser Ausflucht, wie auf mancher ähnlichen, kennen lernte, erhielt ich den nöthigen Aufschluß durch die umständliche Mittheilung eines Versuchs, den einer von meinen Freunden machte, ungefähr zwanzig Morgen Landes zu kaufen, welche am Rande der Bay, vier Meilen vom Wasser und acht Meilen von der Hauptstadt, gelegen waren.

Ihr Anbau war nicht weiter getrieben, als daß ein einziger Sklav zur Bestreitung desselben hinreichte: es ließ sich nichts entdecken, als einige Mandicoa-Beete; und zwei Reihen Fruchtbäume auf einer Anhöhe, die ein Lehmgebäude trug, bildeten einen Fußsteig nach der Bay. Neun hundert Millerees (beinahe zwei hundert Pf. St.) wurden für den immerwährenden Besitz dieses Landguts gefordert, welches einer jährlichen Abgabe von fünf Pfund an eine Dame unterworfen war, die ihre Einwilligung zu dem Verkaufe geben mußte. Mein Freund war entschlossen, das Gütchen zu kaufen, und machte der Dame seine Aufwartung, um die Umstände zu erfahren, in welchen die fünf Pfund bezahlt werden müßten. Sie hatte nichts dagegen, daß er der Käufer würde; sie meinte

aber, die verlangte Summe wäre zu hoch, und sie wollte Jemand schicken, um die Bemfeitoras abzuschätzen, d. h. welche Erzeugnisse dem Boden eigen wären, wenn der Eigner ihn zu verkaufen wünschte. Mein Freund fand demnach, daß das Gut so wenig freies Eigenthum war, daß die Dame es ganz in ihrer Gewalt hatte, ob der Besitzer es verkaufen sollte, oder nicht. Noch mehr: sie erklärte ihm, daß er für jedes Paar Sklaven, das er mehr hielte, fünf Pfund mehr bezahlen müßte. Gewiß würde dieser Mann beträchtliche Summen angewendet haben, das Gut in Aufnahme zu bringen, wenn er es als volles Eigenthum für sich und seine Nachfolger hätte erwerben können. Allein wenn Umstände ihn genöthigt hätten, sich davon zu trennen, so würde die Dame, nach brasilianischen Gesetzen, noch ein Vorkaufsrecht gehabt haben; und zwei, zu diesem Endzweck abgesendete Leute hätten dann, ohne alle Rücksicht auf Verbesserungen, den Werth des Bodens abgeschätzt und die Dame das Gut für eine Kleinigkeit wieder an sich gebracht. Da nun dies die Lage der Sache war, so lehnte mein Freund es auf der Stelle ab, sich noch weiter damit zu befassen. Die Dame und ihre beiden Schwestern, alle unverheirathet, besitzen eine weite Strecke Landes; für alle Abtheilungen derselben sind die Bedingungen gleich, und darum ist das Land noch in demselben Zustande, worin die Indianer es ließen. Wer darauf wohnt, lebt von den auf dem Markte verkauften Früchten und ein wenig Mandioca. Bei dem gegenwärtigen System wird es bis zum jüngsten Tage mit wildem Grase bedeckt seyn.

Es ist also ein großes Unglück für Brasilien, daß ungeheure Strecken Landes an Donatarien verschenkt sind, welche nicht die Mittel haben, auch nur den hundertsten Theil davon zu cultiviren, aber es dennoch in der Erwartung behalten, daß die allmählige Zunahme der Bevölkerung es in Werth bringen werde. Die Niederlassung des Hofes in Rio Janeiro bestärkt sie noch mehr in diesem Wahne. Schlagen sie etwas davon los, so geschieht es unter Bedingung einer Grundrente; und die Umstände, welche einen solchen Contract begleiten, werden immer den Fortschritten des Ackerbaues entgegen wirken, und zwar nach Maßgabe der Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Landes. Wer möchte sich auch dadurch nicht abgeschreckt fühlen von jeder Erwerbung und jeder Verbesserung des Bodens! Die Provinz St. Paulo, welche man auf hundert und zwanzig tausend (englische) Geviertmeilen abschätzen kann, hat gar kein unvergabtes Land, obgleich nicht der dreißigste Theil desselben angebauet wird. Ich hatte eine Unterredung mit einem Portugiesen von Stande, welcher damit umging, sich von Sr. Majestät zwei bis drei (englische) Geviertmeilen Landes schenken zu lassen, das auf dem nördlichen Ufer des Parahiba-Flusses gelegen war; aber mehr als zwei Sklaven hätte er darauf nicht halten können, und sein Zweck war kein anderer, als es in der Voraussetzung zu besitzen, daß er es künftig mit Vortheil entweder theilweise oder auf irgend eine Art werde verkaufen können. Der König ist sehr freigebig in Verschenkung von Ländereien, und würde gern noch von anderen Seiten zur Belebung des Ackerbaues beitragen; zum wenigsten schenkte er wäh-

rend meines kurzen Aufenthalts in Rio mehreren Personen Sklaven, damit es ihnen weniger an Mitteln fehlen möchte. Doch die Knickerei und Apathie, welche hier allgemein sind, werden einer schnellen Veränderung und Verbesserung des Systems noch lange entgegen wirken. Bei Verschenkung von Ländereien würde es weise seyn, die Verbindlichkeit des Anbau's damit zu verbinden, so daß, wenn diese nicht erfüllt wird, die Ländereien nach einer gewissen Periode entweder an die Krone zurückfallen, oder öffentlich an Solche verkauft werden, welche Vermögen und Neigung zum Anbau besitzen. Ferner sollte man Ländereien nur in solchen Quantitäten verschenken, welche den Mitteln Derer, die sie erhalten, angemessen sind; denn sonst würde es ungleich besser seyn, diese Ländereien bei der Krone zu erhalten und so die Gewohnheit, sie stückweise gegen eine Grundrente auszuthun, in der Wurzel abzuschneiden.

Daß kleine Stückchen Land, wenn sie gehörig bestellt werden, durch den üppigen Wuchs ihrer Producte nicht nur zur Aufrechthaltung, sondern auch zur Bereicherung einer Familie hinreichen, ist hinlänglich erwiesen durch den Landsitz Bella Fonta, welcher nur acht bis zehn Morgen enthält. Diese sind mit afrikanischem Grase bepflanzt, das einen dicken Stamm und ein langes breites Blatt enthält und das ganze Jahr hindurch täglich geschnitten werden kann. Ist es am äußersten Ende geschnitten, so ist es da, wo man angefangen hat, schon wieder aufgeschossen, und der ganze Ertrag ist so beschaffen, daß vier Pferde und zwei Ochsen damit reichlich gefüttert werden, während man den Ueberrest nach

der Stadt bringt, wo er wöchentlich zwanzig Schilling abwirft. Fruchtbäume, welche die Spaziergänge verschönern, und ein Krautgarten, geben nicht nur, was zur häuslichen Nothdurft gehört, sondern auch zwei hundert Pfund oben drein. Zwar kann man sagen, daß die Nähe der Stadt eine solche Verwerthung bewirkt, indem sie Vortheile gewährt, welche entfernte Ländereien nicht haben können; allein diese Bemerkung paßt nicht auf die unangebauten Strecken längs den beiden Seiten der Bay, weil diese noch größere Bequemlichkeit zu Wasser gewährt.

Die Lust, aus Europa nach Brasilien zu wandern, um daselbst den Ackerbau zu fördern, ist eben nicht groß. Am häufigsten entsteht sie bei den Franzosen. Ich sprach mit Einigen von dieser Nation, welche seit kurzer Zeit nach Rio gekommen waren, um Kaffee-Pflanzungen anzulegen, und ich fand sie sehr gemäßigt in ihren Erwartungen, nachdem sie mit den Bedingungen ihrer Unternehmung genauer bekannt geworden waren. Denn geht man tiefer ins Land, so muß man jedem Gedanken an Geselligkeit entsagen, und sich gewöhnen, unter Menschen zu leben, denen aller Verkehr des civilisirten Lebens fremd ist. Indeß darf man von den Franzosen behaupten, daß sie sich in die Gewohnheiten und Sitten des Landes weit leichter schicken, als die übrigen Ausgewanderten Europa's. Die Ueberbleibsel einer unglücklichen Colonie von ausgewanderten Schweizern kamen im October 1819 in Rio an, nachdem sie von Amsterdam in Schiffen abgesegelt waren, an deren Einrichtung sich nur allzu viel tadeln ließ; nicht weniger als achtzig, unter diesen der ärztliche Begleiter, waren gestorben. Vor ih-

rer Abreise von Europa hatte ihnen der König Land und Aufmunterungen versprochen, und die, welche dem Fieber entronnen waren — etwa zwei hundert Personen beiderlei Geschlechts — mußten, bald nachdem ich Rio verlassen hatte, nach Santo Gallo wandern, einem hübschen Distrikt, wo ihnen Land zur Niederlassung angewiesen werden sollte. Werden die Absichten des Königs nicht durch Ränke vereitelt, so können sie mit der Zeit eine achtbare und blühende Colonie bilden; ihr Gewerbfleiß und ihre Sitten berechtigen zu den günstigsten Erwartungen. Die Brasilianer tadelten diese Maßregel der Regierung sehr: sie meinten, wenn es auf Verschenkungen ankäme, so hätten sie das nächste Recht. Indeß die weise Politik des Königs, der den würdigen Schweizer-Emigranten diese Aufmunterungen bewilligte, wird sich in dem Beispiel bewähren, das sie, durch ihre persönlichen Bemühungen um Wohlstand, zu geben bestimmt sind. Die Portugiesen verrichten keine Feldarbeit; diese wird den Sklaven überlassen. Wären sie fähig, das wahre Bedürfniß des Landes zu erkennen, so würden sie, statt den Eingebungen der Eifersucht zu folgen, die Ankunft einer Classe von Fremdlingen segnen, welche den Anbau Brasiliens nur fördern können. Wahrlich, es fehlt nicht an Gegenständen der Betriebsamkeit in einem Lande, welches beinahe zwei Millionen (englischer) Quadratmeilen enthält, von welchen höchstens der sechzigste Theil erträglich angebauet ist. Die Berge würden fast allgemein Kaffee-Bäume hervorbringen. Herr Mawko und Herr le Sango haben sie mit Erfolg in der Nachbarschaft von der Tejuca angepflanzt, deren Wasserfälle zu

den anziehenden Gegenständen in der Nähe von Rio gehören.

*   *   *

Ich war zugegen, als der Grundstein zu der ersten protestantischen Kirche in Süd-Amerika zu Rio de Janeiro den 12. Aug. 1819 gelegt wurde. Sie ist für die Engländer bestimmt, welche ihren Gottesdienst bisher in einem Privathause verrichtet haben; in der Rua dos Barbanes, nicht weit vom Kloster Ajuda und dicht an dem Hause des spanischen Gesandten, wird sie aufgeführt werden. Herr Stevenson, der Schatzmeister und die Commission zur Verwaltung des zusammen gebrachten Capitals, so wie ein großer Theil von den in Rio ansässigen brittischen Kaufleuten, waren gegenwärtig, als der hochehrwürdige Herr Crane seine wohlgesetzte Rede hielt. Es wurden einige englische Münzen und eine gläserne Flasche, welche, wohl versiegelt, zwei bis drei englische Zeitungen von dem neuesten Datum (14. Juni) eine Zeitung von Rio Janeiro und eine Marine-Liste enthielt, niedergelegt. Der Hauptstein war dem Heil. Georg und dem Heil. Johann, zu Ehren der Suveräne von England und Brasilien, geweiht. Herr Johnston ist der Architect; ein Portugiese der Erbauer. Nach dem Plane zu urtheilen wird das Gebäude sehr nett ausfallen; es ist auf eine Versammlung von 500 Personen berechnet und durch Anlegung von Gallerien kann es deren noch weit mehr fassen. Der spanische Gesandte, welcher während der Ceremonie aus dem Fenster sah,

hatte sich erboten, einen Theil des Grundes, worauf seine Ställe standen, abzutreten, und dieses Anerbieten, so ehrenvoll für ihn selbst, war angenommen worden, ohne daß man dabei auf Hindernisse gerechnet hatte. Drei Monate später erfuhr ich, daß eine unmäßige Summe für die Abtretung gefordert wäre, und daß man sich genöthigt gesehen hätte, die Vermittelung des Königs anzusprechen.

* * *

Dreißig (englische) Meilen über St. Salvador hinaus, und zwei unterhalb des letzten Falles des Parahiba-Flusses, liegt, abgesondert und lieblich, die Aldeja (Dorf) St. Fidelis. Es wird von Indianern bewohnt, und von den drei Priestern, die es gründeten, lebte vor zwei Jahren noch Einer, welcher die ganze Verwaltung dieser Niederlassung führte. Ein Franzose, welcher bei der Mündung des Parahiba-Flusses Schiffbruch litt, wanderte durch die Campos bis zu diesem indianischen Dorfe. Er erzählte mir, daß, nachdem er die mit Zuckerrohr bepflanzten Gegenden verlassen, er in einen dichten Wald gekommen wäre, wo er, wegen des wilden Grases und der Gesträuche am Fuße der höheren Bäume, kaum hätte von der Stelle kommen können. Nach einem höchst beschwerlichen Marsch von fünf Stunden habe er endlich die Aldeja erreicht, welche aus einer steinernen Kirche, verziert mit Heiligen und anderem Schmuck, bestand. Ihr gegenüber, in geringer Entfernung, war das Haus des Priesters, und zu beiden Seiten des Raumes stan-

den die Hütten der Indianer, über welche der Priester, theils vermöge kirchlicher Ceremonien, theils vermöge gelegenheitlicher Züchtigungen, die vollkommenste Gewalt ausübte. Ein Theil dieser Indianer verrichtete die häuslichen Geschäfte; andere wurden gebraucht, die Nothwendigkeiten des Lebens herbei zu schaffen; noch andere befischten den Parahiba-Fluß, und wessen Treue besonders erprobt war, der mußte in den benachbarten Wäldern Wild erlegen. So wurde für die Fortdauer der Niederlassung gesorgt. Inzwischen war die häusliche Einrichtung des Priesters höchst elend.

Die wilden Indianer entführen nicht selten gewaltsam einige von ihren, zum Christenthum bekehrten Brüdern, und legen überall einen entschiedenen Abscheu vor aller Civilisation an den Tag. Die Stämme auf dem nördlichen Parahiba-Ufer, welche dicht an die portugiesischen Niederlassungen gränzen, werden für weit grausamer gehalten, als die auf dem südlichen wohnenden. Sie haben mannichfaltige Beweise von Cannibalen-Gesinnung noch in den letzten Zeiten gegeben. Gewöhnlich legen sie sich an den Fußsteigen in Hinterhalt, und wenn sie das Herz des Fremden mit ihren Pfeilen durchbohrt haben, so schmausen sie auf seinem Körper. Der Eigenthümer einer Zuckerpflanzung wurde noch vor wenigen Jahren von ihnen entführt und gefressen; und seit der Zeit haben drei bis vier Neger dasselbe Schicksal gehabt. Zum Plündern geneigt, richten sie die größten Zerstörungen in den Zuckerpflanzungen an; denn, funfzig bis sechzig Mann stark, brechen sie aus den Wäldern hervor, hau'n die Rohre nieder, und schleppen sie in ihre

Schlupfwinkel. Dabei sind sie im höchsten Grade feigherzig; denn, wenn Die, welche auf Wache gestellt sind, auch nur die Ankunft eines Einzigen melden: so ergreifen sie die Flucht über Hals und Kopf. Der Knall einer Kanone verursacht ihnen die größte Bestürzung. Zwei Soldaten, deren Jacken mit Baumwolle gefüttert waren, gingen vor Kurzem mit ihren Musketen von Villa Rica (in Minas Geraes) durch die Wälder, welche den fruchtbaren Boden auf beiden Seiten des Parahiba-Flusses bedecken, und kamen unversehrt zurück.

Von den alten Stämmen ist der Stamm der Puris der vornehmste, der in diesen Gegenden zurückgeblieben ist; und es ist sehr zu bedauern, daß die brasilianische Regierung keine wirksame Maßregeln ergreift, die ausgedehnten und fruchtbaren Ländereien des Parahiba-Flusses den Bedürfnissen der Civilisation unterzuordnen. Der größte Theil dieses Territoriums gehörte vor der Niederlassung der Portugiesen den Coroado-Indianern, Ueberbleibseln von den alten Goytacazos, welche nicht mehr zahlreich sind, und sich an die Eroberer angeschlossen haben. Ihre Häuser sind groß und von Holz und Lehm aufgeführt; sie sind zugleich von außerordentlicher Länge, mit Gras oder Baumrinde gedeckt, ohne Fenster, mit einem einzigen Eingange. Ein solches Haus mag funfzig, bisweilen sogar achtzig bis hundert Familien enthalten, und bildet auf diese Weise die ganze Aldeja; denn selten trifft man zwei neben einander. Jeden Morgen, bei Tagesanbruch, stehen sie, auf den Gesang des Macuco (eines Vogels, der die Nacht hindurch auf Bäumen sitzt) sogleich auf, und wie die

Wit-

Witterung auch seyn möge, so baden sie in dem nächsten Strom oder See, wozu das Zeichen mit einem aus Zuckerrohr verfertigten Instrumente gegeben wird. Ihre Heiraths-Ceremonien bestehen in einer Art von Schmaus, woran die sämmtlichen Bewohner der Aldeja Theil nehmen, und der sich gewöhnlich mit einer allgemeinen Berauschung endigt. Tritt die Zeit der Niederkunft ein, so ziehen sich die Frauen in ein Gehölz zurück, wo sie ohne irgend einen Beistand Mütter werden. Sie kehren hierauf mit ihren Kindern zurück, die sie durch den Saft gewisser Kräuter unempfindlich gegen die Kälte zu machen verstehen. Ihre Todten beerdigen sie in der Stellung von Sitzenden. Ehemals bestanden die Begräbnißplätze ihrer Kaziken oder Hauptleute aus cylindrischen Vasen, Cammucis genannt; und von diesen sind noch neuerlich einige gefunden worden, welche Gebeine enthielten. Diese Indianer gebrauchen nur Bogen und Pfeile. Der Pfeil ist ein Rohr mit einer Spitze von sehr hartem Holze, das am Feuer eine Art von Stählung erhalten hat. Pfeile, für große Thiere bestimmt, sind zugespitzt, wie ein Schwert; die übrigen drei- und viereckig. Kehrt der Mann nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen zurück, so sagt er kein Wort zur Begrüßung seiner Familie, und auch diese empfängt ihn nicht anders, als ob er bloß ausgegangen wäre, einen Eimer Wassers zu holen.

Bemerkungen zu einem Aufsatze über die Missionen in Frankreich *).

Der Verfasser dieses Aufsatzes sucht zu beweisen:

1) Daß die Missionäre Frankreichs nicht zu dem Jesuiten-Orden gehören;

2) Daß die Bestrebungen dieser Missionäre nicht nur untadelig, sondern im höchsten Grade lobenswerth sind, indem sie es auf nichts weiter anlegen, als die Grundsätze des Christenthums zu verbreiten und in den Gemüthern der Franzosen vorherrschend zu machen.

Er selbst faßt das, was er über diesen wichtigen Gegenstand sagt, unter dem Begriff einer authentischen Nachricht zusammen. Ein vielsagender Ausdruck! Denn, wenn nur das für authentisch gelten kann, was durch Urkunden beglaubigt und folglich durchaus zuverlässig ist: so muß von den Aufschlüssen, welche der Verfasser über die Missionen Frankreichs giebt, angenommen werden, daß sie alles erschöpfen, so daß die öffentliche Meinung über diesen Gegenstand bei ihnen ausruhen kann; kurz, daß es nun nicht länger der Mühe werth ist, über das Thun und Treiben der französischen Missionäre nachzudenken und die Nützlichkeit und Wohlthätigkeit ihrer Bemühungen in Zweifel zu ziehen.

---

*) Dieser Aufsatz ist in der allgemeinen preußischen Staats-Zeitung vom 19. März 1822 unter dem Artikel von Paris abgedruckt.

Wir werden ja sehen, wie authentisch die Nachricht des Verfassers ist!

Um zu zeigen, daß die Missionen Frankreichs mit dem Jesuiten-Orden nichts gemein haben, führt der Verfasser seine Leser in die Kirchengeschichte zurück.

„Der Jesuiten-Orden, sagt er, wurde von Ignaz Loyola im Jahre 1534 zu Paris gestiftet, und im Jahre 1540 von dem Pabste Paul dem Dritten bestätigt; die Missionen aber steigen bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hinauf."

Ein merkwürdiger Aufschluß für Bewohner eines Landes, das einen sehr wesentlichen Theil seiner Aufklärung aus dem sorgfältigeren Studium der Kirchengeschichte geschöpft hat, und sich, seitdem Henke's allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge in Jedermanns Händen ist, über keinen Gegenstand weniger täuschen läßt, als über den, der sein Kirchenthum betrifft!

Wir bemerken also zunächst, daß die Missionen der christlichen Kirche nicht bloß über den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinausgehen, sondern auch das Daseyn dieses Instituts seit seiner ersten Entstehung durch die lange Reihe von beinahe ein Tausend und acht hundert Jahren begleiten. Ohne Missionen hätte sich das christliche Kirchenthum nicht von Jerusalem aus über die europäische Welt ausbreiten können. Was waren die Apostel? Missionäre; denn das Wort Missionar ist nur eine Uebersetzung von Apostel. Was hatte es auf sich mit jenen römischen Anstalten, aus welchen die Bekehrer der Angelsachsen, der Deut-

schen und der in den Osten von Europa eingewanderten sogenannten Heidenvölker ausgingen? Es waren Missions-Anstalten im sechsten, siebenten und achten Jahrhundert. Mit Einem Wort: es gab, seit der ersten Entstehung des Christenthums, keine Zeit, in welcher es an Missions-Anstalten gefehlt hätte.

Aber diese Anstalten hatten in verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Charakter. So lange das Befehrungsgeschäft dauerte, d. h. so lange noch Eroberungen zu machen waren, mußten die Missionäre in einem ganz anderen Geiste handeln, als derjenige war, worin sie seit dem zwölften Jahrhunderte gewirkt haben. Man kann die ganze Geschichte des christlichen Kirchenthums in zwei große Perioden zerfällen; nämlich in die vor Gregor dem Siebenten, und in die nach diesem kirchlichen Heros, den man in Deutschland nur in dem Lichte eines Stifters der theokratischen Universal-Monarchie zu betrachten pflegt. In der ersten Periode kam es auf ein Erwerben, in der zweiten auf ein Erhalten an; und da die Mittel, wodurch man erhält, sehr wesentlich verschieden sind von denen, wodurch man erwirbt: so war nichts natürlicher und nothwendiger, als daß der Geist der Missionen sich darnach abänderte. Unmittelbar nach Gregors des Siebenten Regierung sehen wir die Zahl der Mönchs-Orden sich bis ins Ungeheure vervielfältigen. Wie ging das zu? Der Staat war in diesen Zeiten nichts; die Kirche hingegen Alles. Die unabtreibliche Folge davon war, daß alle gesellschaftliche Institutionen die Farbe der Kirchlichkeit trugen, und wenn sich die Gesellschaft dabei nur um so schlechter

befand, indem alle Ordnung aus ihr wich, so kann dies zwar beklagt, aber nicht getadelt werden; denn in der sittlichen Welt herrscht, wer da kann, und gehorcht, wer da muß. Die kirchlichen Institutionen des zwölften Jahrhunderts hatten keinen anderen Zweck, als das päbstliche Ansehn überwiegend zu machen; und sie erfüllten ihre Bestimmung, bis sich im Kampfe der deutschen Kaiser mit den Päbsten ein Geist entwickelte, von welchem man sagen kann, er habe die ersten Keime zu derjenigen Opposition in sich getragen, welche im sechszehnten Jahrhundert mit einer Reformation der Kirche endigte.

Ihm entgegen zu wirken, wurde im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Innocenz der Dritte Stifter jener furchtbaren Tribunale, welche unter der Benennung von Glaubensgerichten bis auf unsere Zeiten gekommen sind. Mit dieser Schöpfung wurden zwei neue Missions-Anstalten in Verbindung gesetzt, namentlich die Orden der Dominikaner und der Franciskaner, deren Bestimmung es mit sich brachte, die Neigung der Menschen zur Ketzerei aufzuspüren und zu bestrafen. Das Kirchenthum, seit Jahrhunderten zu einer unwiderstehlichen Macht heran gewachsen, wollte sich als solche behaupten; und da dies nur in so fern möglich war, als der menschliche Geist gefnebelt wurde: so verabscheute es kein Mittel, dem es eine solche Kraft zutraute. Unglücklicher Weise für die kirchliche Regierung läßt der menschliche Geist sich nicht knebeln; und deshalb sehen wir, trotz den Glaubensgerichten und ihren gefühllosen Werkzeugen, die Opposition gegen jene mit jedem Jahre

wachsen und Einen Triumph über den anderen davon tragen: erst in der Versetzung des päbstlichen Stuhls von Rom nach Avignon, dann in dem Schisma, dann in den Concilien zu Pisa, Kostnitz und Basel, und zuletzt in der Reformation der Kirche.

Seit drittehalb Jahrhunderten in einem Verfalle, der sich nicht aufhalten ließ, gewann die kirchliche Regierung zu Rom die erste Aussicht auf Rettung, als Ignaz Loyola ihr seinen Beistand antrug. Diesem Stifter des Jesuiten-Ordens war zuerst klar geworden, daß alle die Gewaltmittel, wodurch der päbstliche Stuhl bis dahin sein Ansehn in der europäischen Welt zu behaupten versucht hatte, ganz vergeblich wären, und daß dieser Stuhl nur in so fern gerettet werden könnte, als er sich entschlösse, seine Erhaltung auf Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Jahrhunderts oder auf ein System von — Klugheitsmitteln zu gründen. Da Paul der Dritte hiermit einverstanden war: so erhielt der Jesuiten-Orden Bestätigung. Was aber war dieser Jesuiten-Orden? Eine neue Missions-Anstalt mit einer Tendenz, welche man als die entgegengesetzte von der der Dominikaner und Franziskaner betrachten kann. Die Feindschaft zwischen jenem neuen Orden und diesen alten ist bekannt. Sie beruhete zu allen Zeiten auf der Entgegengesetztheit der von beiden angewendeten Mittel; und wenn die Jesuiten in Beziehung auf die kirchliche Gewalt die Voltigeurs waren, so fuhren die Dominikaner und Franciskaner fort, sich in derselben Beziehung als die Grenadiers zu denken. Doch, ohne bei dieser Entgegengesetztheit zu verweilen, wollen wir bloß bemer-

fen, daß Jesuiten-Orden und Missions-Anstalten in keiner Art von Gegensatz stehen; daß der Jesuiten-Orden immer nur einen Theil der Missions-Anstalten ausgemacht hat; daß, indem sein Zweck sich niemals wesentlich von dem Zwecke aller kirchlichen Institutionen, das Ansehn der kirchlichen Regierung aufrecht zu halten, unterschied, man nur auf die Mittel achten muß, wodurch er seine Bestimmung erfüllte, namentlich auf die Art und Weise, wie er den Jugendunterricht, den Beichtstuhl und das Bekehrungsgeschäft handhabte.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Missionen Frankreichs hat also in seiner authentischen Nachricht die Wahrheit nicht auf seiner Seite, wenn er die Mission im Allgemeinen von dem Jesuiten-Orden sondert, um glaublich zu machen, daß Diejenigen, welche gegenwärtig das Missions-Geschäft in Frankreich verrichten, nicht zu diesem Orden gehören. Es ist allerdings möglich, daß jene nicht Jesuiten sind; alsdann aber beruhet diese Wahrheit nicht darauf, daß es vor der Entstehung des Jesuiten-Ordens Missionen gegeben hat, und daß selbst lange nach dem Jahre 1540, wo dieser Orden zuerst bestätigt wurde, neue Missionen entstanden sind, wohl aber auf einem urkundlichen Beweise, daß die gegenwärtigen Missionäre dem Jesuiten-Orden in keiner Weise angehören. Authentisch würde die Nachricht, welche der Verfasser giebt, nur dadurch werden, daß darin die Statuten der Missionäre mitgetheilt, oder daß wenigstens darin bestimmt angegeben würde, welchem früheren oder späteren, von dem Jesuiten-Orden durchaus verschiedenen, kirchlichen Institut sie

angehören. Da dies in der **authentischen** Nachricht nicht geschieht, so bleiben alle Zweifel über den innigen Zusammenhang der Missionäre mit dem Jesuiten-Orden um so unerschütterlicher stehen, weil in Frankreich selbst noch Niemand aufgetreten ist, der jenen Zusammenhang bestritten und den besonderen Ursprung des Missions-Vereins dargethan hätte. In Frankreich selbst lebt also die Ueberzeugung, daß die Missionäre Jesuiten sind; und gerade deßhalb haben die Deutschen keine Ursache, über diesen Punkt anderen Glaubens zu seyn, und sich von einer Nachricht imponiren zu lassen, die sich zwar für **authentisch** ausgiebt, aber keine Bedingung der Authenticität erfüllt.

Doch — Zusammenhang oder Nicht-Zusammenhang mit dem Jesuiten-Orden: was verschlägt der ganze Unterschied, wenn das Einwirken der Missionäre nur von einer solchen Beschaffenheit ist, daß Frankreich dabei die Aussicht hat, für Ruhe und Ordnung zu gewinnen? Dies ist die große Frage, welche beantwortet werden muß.

Der Verfasser verliert sich in Schilderung der ungemeinen Wirkungen, welche Pater **Bridaine** unter Ludwigs des Funfzehnten Regierung als Bußprediger hervorbrachte; „es begreift sich, fügt er hinzu, daß Predigten, in diesem Tone gehalten, **Wunder** wirkten.“

Hier möchten wir ihn fragen, von welcher Art diese Wunder waren. Unstreitig bewirkte jener Redner, dessen Verdienste zu schmälern wir keinesweges gesinnt sind, daß Diebe gestohlenes Gut zurückgaben, und daß manches andere Unrecht vergütet wurde; dergleichen Erscheinun-

gen haben sich allenthalben im Gefolge von Bußpredigten gezeigt, und zwar um so auffallender, je besser die Redner die herrschenden Vorstellungen von Himmel und Hölle zu benutzen verstanden. Allein was ist dadurch geleistet, wenn man es mit einer Gesellschaft von neun und zwanzig Millionen zu thun hat? Der sittliche Zustand eines großen Volkes hängt keinesweges ab von den Einwirkungen der Wenigen, die seiner Einbildungskraft einer beliebige Richtung zu geben verstehen, wohl aber von der Beschaffenheit seiner organischen und bürgerlichen Gesetze und von der Art und Weise, wie beide vollzogen werden. Was vermochte denn Pater Bridaine über Ludwig des Funfzehnten Lebensweise? was über den französischen Hof? was über die Großen und ihre Grundsätze? Um Wunder zu wirken, hätte er, so scheint es uns, die Revolution abwenden müssen, welche unter Ludwigs des Funfzehnten nächstem Nachfolger zum Ausbruch kam. Will man sagen, dergleichen gehöre nicht in den Wirkungskreis eines Bußpredigers: so kann man Recht haben. Alsdann höre man aber auf, von ihren Wirkungen als von Wundern zu sprechen: denn was sind diese Wunder anders, als schwache Undulationen, hervorgebracht auf einem todten See, dessen pestathmendes Gleichgewicht sich sogleich wieder herstellt! In keiner Zeit und in keinem Lande hat es, wenn das Sittenverderben vorherrschend geworden war, an Einzelnen gefehlt, die sich demselben entgegengesetzten und durch Wort und That ihren Abscheu davor an den Tag legten: aber die wahren Wohlthäter der Gesellschaft waren nur diejenigen, welche den Ursachen des allgemeinen Verderbens nachspürten und

ihre ganze Kraft daran setzten, diese Ursachen fortzuschaffen; und so hat mancher Staatsmann in seinem stillen und unbemerkten Wirkungskreise für die Rückkehr der Sittlichkeit unendlich mehr gethan, als alle Bußprediger zusammen genommen.

Ich folgere hieraus, daß, wenn auch alle gegenwärtige Missionäre Frankreichs (was gewiß nicht der Fall ist) lauter Pater Bridaine's wären, der innere Zustand dieses großen Reichs dadurch nicht nur nicht verbessert, sondern, wo möglich, noch verschlimmert würde. Zum wenigsten vermehren sie die Verwirrung. Begünstigt von der einen Parthei, gehaßt von der andern, werden sie, auf die natürlichste Weise, zu einem Gährungsstoffe: sie, die, als Geistliche, ihre Bestimmung einzig darin finden sollten, die Gemüther zu besänftigen und das Reich der Eintracht und des Friedens zu erweitern. Selbst wenn man zugiebt, daß sie von den Franzosen im Allgemeinen nicht gehaßt werden — wie wenig kann dies verschlagen, sobald man dabei an den ewigen Beruf christlicher Geistlichen gedenkt, das Sittengesetz mit Erfolg zu predigen! Wie wäre dies aber wohl möglich in einem Zustande, wo die Gendarmerie vollauf zu thun hat, daß der Missionar dahin gelange, sein Amt verrichten zu können!

Um das, was wir jetzt noch zu bemerken haben, in irgend einem Zusammenhange vortragen zu können, ist es nöthig, den Schluß des Aufsatzes über die Missionen in Frankreich wörtlich anzuführen.

Nachdem der Verfasser gesagt hat, daß die Missionäre nur deswegen ein Gegenstand des Hasses sind, weil

sie Ehrfurcht für die Religion, Liebe zum Könige und Gehorsam gegen das Gesetz predigen, fährt er also fort:

„Wir wollen jedoch gestehen, daß außer diesen allgemeinen Ursachen noch ein besonderer Grund vorhanden ist, welcher den Freunden der Unruhen die Missionen verhaßt macht. Er hängt mit dem krebsartigen Uebel zusammen, an welchem der französische Staatskörper krank ist, und welches den Untergang desselben herbeiführen kann, wenn nicht die Hand eines kühnen Arztes das Uebel mit der Wurzel ausrottet. Der Pabst hat den Verkauf der geistlichen Güter im Jahre 1801 bestätigt und dadurch das Gewissen der Käufer beruhigt. Aber keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel des ersten Käufers kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht, durch Erstattung des ungerechten Besitzthums, die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet. Diese Lehre des Christenthums, und des Katholicismus insbesondere, wird der Landmann erkennen, sobald er einen gründlichen Unterricht in den Religionswahrheiten erhalten hat. Der jetzige Geistliche ist entweder, als Kind der Revolution, gegen dies Gefühl abgestumpft, oder er ist durch seine erbärmliche Stellung zu sehr von den Bauern abhängig, um ihnen eine Wahrheit zu sagen, die diesen höchst unangenehm seyn muß. Ganz anders verhält es sich mit dem Missionar. Er, der sich nur einen Augenblick in der Gemeine aufhält, scheuet sich nicht, die in derselben in Schwange gehenden Laster zu rügen. Das Gesetz verbietet ihm zwar, gegen

den Besitz der Emigranten-Güter zu reden. Aber er kann das Gebot Du sollst nicht stehlen nicht erklären, ohne dem Landmanne zu zeigen, daß ungerechtes Gut auf seiner Seele liegt. Der Erfolg hat bewiesen, wie heilsam auch in dieser Rücksicht das Institut der Missionäre wirkt, und dieser Erfolg hat die Revolutions-Parthei mit Schrecken erfüllt: sie wird des wirksamsten und vielleicht einzig überbleibenden Mittels, die Unzufriedenheit zu unterhalten, beraubt, wenn durch freiwillige Verträge zwischen den alten und neuen Gutsbesitzern das Unrecht ausgeglichen wird. Erst wenn dies geschehen seyn wird, kann man die Revolution in Frankreich als beendigt betrachten."

Wer sich auch entschließen mochte, eine solche Stelle für Deutsche niederzuschreiben: voraussetzen mußte er die gröbste Unwissenheit, und selbst den beklagenswerthesten Mangel an Beurtheilung bei seinen Lesern. Alles ist darin vermengt, das gestohlene Gut dem rechtmäßigen Besitze gleichgesetzt, und das Emigranten-Gut, gleich als wäre es, seiner Natur nach, heilig, über jedes Schicksal, von welchem es getroffen werden kann, erhaben. Seit Jahrtausenden glaubte die Welt, rechtmäßiger Besitz entstehe durch Vertrag vor dem öffentlichen Richter (autore judice); und sie ist genöthigt, dies zu glauben, weil es eine von den Grundbedingungen ist, unter welchen die Gesellschaft fortdauern kann. Nicht so unser Verfasser. Ihm ist Erwerb eines Emigranten-Guts, wie ehrlich es dabei auch hergegangen seyn mag, und der frechste Diebstahl einerlei. Er giebt zu, daß ein solches Gut gekauft, bezahlt, mit Einem Worte, den Anordnungen

der Gesellschaft gemäß erworben seyn könne; aber dies Alles verhindert in seinem Urtheil nicht, daß auf einem solchen Besitz der Fluch hafte. Ueber solche Aeußerungen kann man nur erstaunen. Die nächste Frage ist: ob man darin mehr Gewissenhaftigkeit oder mehr Vorurtheil wahrnehmen soll; und da eine Gewissenhaftigkeit dieser Art außer aller Regel ist, so sieht man sich genöthigt, bei dem Vorurtheil stehen zu bleiben, und anzunehmen, daß der Partheigeist es verstärkt habe. Wo gab es denn je eine Staatskrise, die nicht mit Auswanderungen verbunden war, und wo hat man sich bei Auswanderungen, besonders wenn sie in einer feindseligen Absicht geschahen, der Confiscation enthalten? Die Regierungen mochten in Lagen dieser Art noch so legitim seyn: in diesem Punkte haben sie denen, die es nicht waren, vollkommen gleich verfahren. Worin liegt denn also die Unrechtmäßigkeit des Besitzes eines Emigranten-Guts?

Es ist hier nicht davon die Rede, ob, nach der Rückkehr der Bourbons, nicht etwas hätte für Diejenigen geschehen sollen, die ihnen, freiwillig oder unfreiwillig, ins Exil gefolgt waren; es ist nur die Rede von der Rechtmäßigkeit des Besitzes eines Emigranten-Guts. Diese Rechtmäßigkeit nur läßt sich nur dann in Zweifel ziehen, wenn man, alle Begriffe vermengend, dahin gelangt ist, verlangen zu müssen, daß es keine Staats-Krisen geben solle: eine Forderung, welche in jedem Betracht gleich ist derjenigen, wodurch man Anspruch auf ungestörte Gesundheit macht. Als nach Cromwells Tode die Stuarts nach England zurückkehrten, fanden sie die

Verlezung des Vermögens zum wenigsten eben so groß, wie sie es durch die französische Revolution geworden ist, und Karl dem Zweiten fehlte es, nach dem, was Lord Clarendon darüber berichtet, wenigstens Anfangs nicht an dem guten Willen, einem Jeden wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Allein er begriff nur allzu bald, daß dies unmöglich sei, und Englands Revolution mußte sich schließen, ohne daß alles auf den Punkt zurück gestellt wurde, worauf sie es angetroffen hatte. Mit den Wirkungen der französischen Revolution — man kann dies mit großer Sicherheit vorhersagen — wird es nicht anders seyn. Ludwig der Achtzehnte hat sich gleich beim wirklichen Antritt seiner Regierung genöthigt gesehen, die Unverletzlichkeit des Eigenthums zu proclamiren, ohne das auszunehmen, was man in Frankreich National-Eigenthum nennt. Bei Bonaparte konnte es scheinen, als ob er sich durch ein ähnliches Gesetz nur eine große Parthei erwerben wollte. Der Grund seines Verfahrens aber lag vielmehr darin, daß eine Wiederversetzung des Vermögens unmöglich war, ohne eine zweite Umwälzung an die Stelle der ersten zu bringen; dies ist vorzüglich dadurch erwiesen, daß der rechtmäßige König von Frankreich nicht anders verfahren hat.

Was können also die Missionäre wollen, wenn sie die Rechtmäßigkeit des Besitzes von Emigranten-Gütern angreifen! Unser Verfasser entschuldigt sie damit, daß sie, trotz allen bestehenden Gesetzen, das siebente Gebot zur Sprache bringen müssen. Mögen sie dies thun! Nur ohne alle Anwendung auf den Besitz von Emigranten-

Gütern; denn wenn diese ehrlich gekauft sind, so sind sie nicht gestohlen, und es ist eine eben so verwegene, als strafwürdige That, gegen den klaren Inhalt der Staatsgesetze einen solchen Besitz für Diebstahl zu erklären. Wir fügen hinzu, daß, wenn dies mit Genehmigung der französischen Regierung geschieht, diese, über kurz oder lang, für den Widerspruch büßen wird, worein sie sich mit sich selbst gesetzt hat. Anstatt den französischen Landmann in seinem Gewissen zu ängstigen, sollte man es vielmehr darauf anlegen, das Gefühl von der Rechtmäßigkeit seines Besitzthums in ihm zu verstärken; zum wenigsten würde man auf diesem Wege das Mißvergnügen in allen Denen ersticken, welche, in ihrem Eigenthum bedrohet, geneigt werden, eine Regierung zu hassen, welche mit der einen Hand giebt und mit der andern zu nehmen drohet, in der Verfassungsurkunde die Unverletzlichkeit des Eigenthums verheißt und durch Missionen eine zweite Verletzung desselben einleitet. Wie unendlich edler ist das Verfahren derjenigen Regierungen, welche, vom Schicksal aus ihren Wirkungskreisen verdrängt, nach ihrem Wiedereintritt in denselben von ihren Unterthanen nicht verlangt haben, daß sie an keinen Wechsel hätten glauben und folglich ein von dem Usurpator dargebotenes Gut zurückweisen sollen! Was ist denn ein Unterthan? Doch wohl ein Wesen, welches gehorcht. Von einem solchen Wesen nun verlangen, daß es zwischen legitimer und nicht legitimer Regierung unterscheide und nur das thue, was dem Vortheil der legitimen Regierung, wenn diese auch verdrängt seyn sollte, gemäß ist, heißt — das Unmögliche fordern, weil für

den Unterthan jede Regierung legitim ist, die sich als solche auszubringen versteht. Die christliche Urkunde sagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“ Sie läßt die Legitimität unberührt.

Wir haben das Räsonnement, wodurch der Verfasser die Bemühungen der französischen Missionen zu rechtfertigen sucht, nur widerlegen wollen. Was darin thatsächlich ist, oder seyn soll, geht uns nichts an. Wir lassen es also dahin gestellt, ob die Missionäre irgend einen Besitzer bewogen haben, ein rechtmäßig erworbenes Gut an einen früheren Besitzer für nichts und wieder nichts zurückzugeben. Wahrscheinlich ist uns die Sache keineswegs; denn müßte man nicht annehmen, daß aller gesunder Sinn von dem französischen Landmanne gewichen sei, wenn er die Nachgiebigkeit gegen diese kirchlichen Gaukler so weit triebe, daß er sich, ihnen zu Gefallen, an den Bettelstab brächte? Es kommt dazu, daß nicht sowohl das platte Land, als vielmehr die volkreichsten Städte die angemessenen Bühnen für diese Missionäre sind. Auch diese Heiligen haben ihre Eitelkeit, und mit diesen finden sie, selbst unter großen Kränkungen, bei weitem mehr ihre Rechnung in den Städten, wo es ihnen nie an Anhängern fehlt, als auf dem Lande, wo man für sie keine Zeit übrig hat. Kurz, können die Emigranten nur durch die Missionäre in den Besitz ihrer verlornen Güter zurücktreten: so ist zu glauben, daß sie ewig davon geschieden bleiben.

Wir könnten hier schließen, wenn in der authentischen Nachricht nicht noch Eine Stelle vorkäme, welche vor allen der Aufmerksamkeit werth ist.

Der

Der Verfasser spricht darin von Napoleon Bonaparte's Verhältniß zu den verschiedenen Instituionen der römisch-katholischen Kirche, d. h. zu den Missionen, je nachdem sie jesuitischer Natur sind, oder nicht. Bei dieser Gelegenheit erfolgt das Geständniß, daß es in Frankreich seit dem Jahr 1764, wo der Jesuiten-Orden in diesem Lande aufgehoben wurde, nie an Jesuiten gefehlt hat, nur daß sie unter den Benennungen von Vätern des Glaubens, von Verehrern Jesu und von Pacanaristen fortgebauert haben. Wie groß dadurch die Wahrscheinlichkeit wird, daß die Missionen aus Jesuiten bestehen: dies wollen wir hier nicht geltend machen, weil es zuletzt einerlei ist, auf wen die Schuld eines Aergernisses zurückfällt. Das Einzige, was wir zur Sprache bringen wollen, ist die Behauptung des Verfassers, „daß die Jesuiten angefangen haben, eifrige Vertheidiger der Legitimität zu seyn, und zwar vermöge der Erfahrung, daß der Untergang der rechtmäßigen königlichen Gewalt den Sturz der kirchlichen nach sich ziehe."

Welche Entdeckung, wenn sie authentisch, d. h. zuverlässig, ist!

Doch gerade diese Authenticität muß Jeder bestreiten, der mit den Grundsätzen des Jesuiten-Ordens auch nur mittelmäßig bekannt ist. Ein zum aufrichtigen Vertheidiger der Legitimität gewordener Jesuit würde sich in seinem Innern eben so aufheben, wie eine goldene Stahlfeder. Wer in den Schriften der Jesuiten nur einigermaßen belesen ist, wer z. B. Mariana's Lobrede auf den Mörder Heinrichs des Dritten *) jemals in sich aufgenommen

*) In dem Buche dieses Schriftst. De rege et regis institutione. N. Monatsschr. f. D., VIII. Bd. 1s Hft.

hat, weiß genau, was er von der Liebe des Ordens für eine geregelte Thronfolge und für alles, wovon die Legitimität ein Ergebniß ist, denken muß. Der Jesuit, der nicht mit sich selbst in Widerspruch stehen will, nimmt die Legitimität, wie er alles Gesellschaftliche nimmt, nämlich als rohen Stoff, der sich zu seinem Zweck benutzen läßt. Da dieser Zweck nun durchaus kein anderer ist, als der päbstlichen Autorität jede andere, die königliche selbst nicht ausgenommen, unterzuordnen: so untersucht er bei dem legitimen Fürsten nur, wie groß seine Geneigtheit ist, sich diese Unterordnung gefallen zu lassen. Entdeckt er nun in ihm einen Widerspänstigen, einen Rebellen — sogleich ist alle seine Achtung, alle seine Liebe für Rechtmäßigkeit dahin; und, welches Schicksal einen solchen Fürsten auch treffen mag, in seinen Augen ist selbst das schlimmste gerecht. Dies ist der geheime Sinn früherer Lobreden auf den Königsmord; dies der Schlüssel zu dem Betragen der Jesuiten in neuerer Zeit, wo das Verhältniß der Kirche zum Staat, in Folge der wachsenden Civilisation, so wesentlich verändert ist und so viel Vorsicht nöthig gemacht hat. Es war demnach nicht der Usurpator in Bonaparte, was das Zartgefühl der Väter des Glaubens, der Verehrer Jesu, der Pacanaristen verletzte; es war vielmehr der los-mokratische Geist, in welchem dieser Usurpator waltete, als er sich auf keine Weise dem römischen Stuhl unterwarf, als er das Concordat von 1801 abschloß, ohne der Weltgeistlichkeit ihre Güter zurück zu geben, ohne die Ordensgeistlichkeit wieder herzustellen, ohne den Jesuiten-Orden in die alten Wirkungskreise zurück zu füh-

ren. Angenommen, Bonaparte hätte in seinem Verhältnisse zu dem römischen Stuhl das gerade Gegentheil von dem gethan, was die Mißbilligung der Jesuiten finden mußte — wie sehr würden sie seine Usurpation in den Schatten gestellt, wie sehr seine Legitimität präconisirt haben! Nur ein einziges Mal ist der Jesuiten-Orden mit sich selbst in Widerspruch getreten, nämlich als er, stolz auf sein großes Besitzthum, sich einbildete, den Schutz des päbstlichen Stuhls entbehren zu können. Von dieser Einbildung durch einen großen Umsturz zurückgebracht, hat er seine alte Stellung wieder zu gewinnen versucht; und nachdem ihm dies im Jahre 1814 gelungen ist, wird man ihn in Zukunft nach eben den Maximen handeln sehen, die ihm zu allen Zeiten eigen gewesen sind, bis ein neues Verhängniß neuen Umsturz für ihn herbeiführt.

Um mit einiger Competenz über Dinge dieser Art zu urtheilen, muß man von dem, was die Vergangenheit mit sich gebracht hat, genau unterrichtet seyn und von dem Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zum Staat überhaupt, und zu gewissen Staatsformen ins Besondere, eine klare Anschauung in sich tragen. Ins Blaue hinein sagen, der Jesuiten-Orden habe sich bekehrt und aus dem ehemaligen Verächter der Legitimität sei ein eifriger Vertheidiger derselben geworden, heißt nicht mehr und nicht weniger, als die eigene Leichtgläubigkeit zum Verderben aller Derjenigen gebrauchen, welche unfähig sind, die Sache zu untersuchen und zu ergründen. Dieser Orden ist noch immer, was er jemals gewesen ist: ein Aetzmittel für alles was Achtung für das ge-

fellschaftliche Gesetz genannt zu werden verdient; und er ist dies aus keinem andern Grunde, als weil die Bestimmung aller seiner Glieder es mit sich bringt, zur Achtung für jenes angebliche göttliche Gesetz zu erziehen, dessen Vollstrecker das römisch-katholische Kirchenthum ist. Seine Mittel können gegenwärtig wesentlich von denen verschieden seyn, die er im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte anwendete; allein sein Zweck ist noch immer derselbe, und, diesem Zweck gemäß, kann er es nur darauf anlegen, die Zeiten der theokratischen Universal-Monarchie zurück zu führen, wo die Päbste ganz Europa beherrschten und die Könige und Fürsten gerade so viel waren, als sich mit dem Vortheil des allgemeinen Christenvaters vertrug. Nur wo, wie in Paraguay, sich alles blindlings dem angeblich göttlichen Gesetze unterwirft, kann der Jesuiten-Orden mild und menschlich und gerecht erscheinen; wo er nicht dieselbe Bereitwilligkeit antrifft, da kann er nur tigerartig wüthen.

Dies ist das einzige Authentische in dieser Angelegenheit.

Dürfen wir nun nach allem, was bisher bemerkt worden ist, unsere Meinung von den Missionen in Frankreich freimüthig äußern; so wird sie dahin ausfallen:

„Daß besagte Missionen eine von den unseligsten Erscheinungen in Frankreich sind;"

„daß sie, anstatt auf die Zurückführung der Eintracht hinzuwirken, die Zwietracht im höchsten Grade vermehren werden;"

„daß ihre Begünstiger nicht wissen, was sie thun, und sich selbst ihr Verderben bereiten;"

„daß die, welche sich ihnen widersetzen, es weder mit ihrem Vaterlande noch mit dem regierenden Theile des Herrschergeschlechtes übel meinen;"

„daß dies aber nichts verschlagen wird, weil die Missionen, als fortwirkender Gährungsstoff, ganz dazu gemacht sind, die Partheien zu einer solchen Erbitterung hinzuleiten, daß kein anderes Rettungsmittel übrig bleibt, als ein förmlicher Bürgerkrieg;"

„daß endlich dieser nicht lange mehr ausbleiben kann, wenn die Hand des Schicksals den Dingen nicht bald eine Wendung giebt, wodurch sie in eine andere Bahn geleitet werden."

Unsere Ansicht von den Missionen in Frankreich ist also aufs Wesentlichste verschieden von der des Verfassers. Zwischen uns Beide stellt sich die Zeit als Schiedsrichter in die Mitte. Sie wird entscheiden.

Nachschrift.

Die Correctur dieses Aufsatzes war so eben beendigt, als ich das 49ste Stück der **Allgemeinen Preußischen Staatszeitung** erhielt. In demselben erklärt der Königl. Geh. Ober-Regierungs-Rath und Ritter des rothen Adler Ordens, H. Schöll, „daß auch der Artikel über die französischen Missionen in Nr. 34. der Staatszeitung von ihm herrühre," hinzufügend, „daß Sachkundige und die Zukunft darüber entscheiden wür-

den, ob in diesem, so wie in einem anderen Artikel, Wahrheit oder Irrthum enthalten sei."

Nun gut, Sachkundige und die Zukunft mögen entscheiden! Wo aber bleibt denn die Authenticität? Ich enthalte mich aller Bemerkungen über das Verfahren des Herrn Geheimen-Ober-Regierungs-Raths Schöll; allein ich frage: was wird aus dem Begriff des Authentischen, wenn etwas für authentisch ausgegeben werden kann, das keine andere Grundlage hat, als die partheiische Ansicht eines — Einzelnen?

Berücksichtigungen der seit 1819 entstandenen Wohlfeilheit in ihren Folgen für Preußen.

Im Märzheft dieser Monatsschrift sind die Ursachen dieser Wohlfeilheit so merkwürdig dargestellt, daß die Folgen derselben die allseitigste Berücksichtigung erheischen.

Wenn es am Schluß jener Abhandlung heißt: „die Preise der Produkte, des Arbeitslöhnes und der Fabrikate stellen sich immer ins Gleichgewicht, welches auch die Preise des Silbers seyn mögen, wenn diese nur eine Reihe von Jahren anhalten und als beständige Größen wirken": so ist dies zwar historisch begründet, in so weit hierbei von Proportion des Brotwerthes zum Geldwerthe die Rede ist; aber nicht in Betreff der Proportion des Brotwerthes zum Tagelohn und Zinsfuße.

Die Geschichte, ältere wie neuere, weiset vielmehr nach, daß je wohlfeiler das Brot, desto theurer der Tagelöhner sei, und umgekehrt, je theurer das Brot, desto wohlfeiler der Tagelöhner; wie auch, daß da, wo einer Seits der Zinsfuß durch Verminderung des National-Geldvorrathes steigt, anderer Seits der Preis der primitiven Lebensbedürfnisse fällt, oder, daß da, wo der Zinsfuß durch Vermehrung des National-Geldvorrathes fällt, der Preis der ersten Lebensbedürfnisse steigt.

Letzterer Fall fand in Preußen und insbesondre in

Scheffeln Statt, als der Scheffel Korn 4 bis 6 Thl. und darüber galt, dagegen aber der Capitalist von 110 Thl. Pfandbrief-Capital incl. 10 p.Ct. Agio nur 4 p.Ct. Zins bezog. Jetzt ist bei wohlfeilem Korn der Zinsfuß, besonders von nicht verpfandbrieften Schuld-Capitalien, höher, und überhaupt der Credit auf Landgüter dem Wucherzins Preis gegeben; und zwar nicht wegen schlechterer Bewirthschaftung der Güter, oder wegen Mangels an Sparsamkeit von Seiten der Gutsbesitzer, sondern nur wegen jener Wohlfeilheit, die durch Vermehrung der Staats-Abgaben seit 1819, und Erhöhung des Gesindeund Tagelohnes noch besonders gesteigert wurde. Fernere Folge dieses Mißverhältnisses ist: daß der Capitalist gegen den dadurch, sowohl an Einnahmen, als am Guts-Capital-Werthe, verlierenden Gutsbesitzer um so mehr gewinnt, als in der Regel nur der Capitalist und nicht der Gutsbesitzer an dem hohen Zinsfuß Theil nimmt, welchen der Staat, größeren Theils auf Kosten des Landmannes, von den Staats-Schuldscheinen zahlen läßt, indem der größten Theils in Städten wohnende Capitalist keine Klassensteuer zahlt, und die städtische Abgabe von Fleisch und Brot mit dem Producenten theilt.

Die Ausgleichung des einen oder anderen eintretenden Mißverhältnisses zwischen Zinsfuß, Tagelohn und Brot- und Fleischpreis, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Staatsverwaltung. England hat sich durch seine Kornbill, Fleischeinfuhr-Beschränkungen und fixirte Normal-Tagelohne mit Hülfe von Zuschüssen aus den Armen-Taxen an die Tagelöhner im Fall theuren Brotes, künstlich, aber doch praktisch, gegen jene schreckbaren

Mißverhältnisse sicher gestellt. Wenigstens wird man nicht bestreiten können, daß Englands Umwälzung unausbleiblich wäre, wenn es diese Veranstaltungen aufgäbe oder aufgeben müßte. Zwar kann nur England das Prohibitiv-System in Folge seiner Insular-Lage und Navigations-Uebermacht durchsetzen. Dagegen aber wird jeder Staat, eben so staats- oder völkerrechtlich als staatswirthschaftlich, seine Unterthanen gegen die seiner Nachbar-Staaten zur Aufrechthaltung und Sicherstellung eines normalen Korn- und Zinspreises und insbesondre der Landwirthschaft, durch einen Eingangszoll von 25 p.Ct. des normalen Kaufpreises von Korn und Fleisch in Vortheil stellen dürfen und wollen, wenn die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit solcher Maßregel erwiesen werden kann.

Aller Landgüter-Credit kann sich nur auf Taxen, basirt auf einen Normal-Getreidepreis und richtiges Verhältniß zwischen Fleisch- und Korn-Production, sicher stellen, wenn auch von Zeit zu Zeit, nach Durchschnitt, der Normal-Kornpreis neu zu berechnen ist; Hunger, Theuerjahre nicht mit eingerechnet. Da jedoch gründlichst zum Fundamental-Gesetz der Landwirthschaft die Formel erhoben worden ist: „daß die nachhaltige Körner-Fruchtbarkeit nur durch Animalisations-Kraft — durch animalischen Dünger — und diese Kraft nur durch einen angemessenen Normal-Preis seiner Fleisch-Production gesichert werden kann": so folgt daraus von selbst, daß solcher Normal-Preis in einem Staat, wie Preußen, größeren Theils nur durch einen Eingangszoll von 25 p.Ct. für fremdes Korn und Fleisch zu decken sei. Denn,

wenn Oesterreich einer Seits in Folge der Geld-Umwälzung einen Theil seiner Abgaben in Geld forderte, der Abgebende dort aber bis dahin nur Papiergeld hatte: so mußte er, ohne Rücksicht auf Frachtkosten und Verlust in Papiergeld, baares Geld bei uns für wohlfeiles Getreide kaufen, und so unsern Getreidemarkt unter den Normal-Preis herabdrücken. — Andrer Seits schickte Polen uns Schlesiern z. B. im Jahre 1821 auf einen unsrer Viehmärkte 3000 Ochsen, 7000 Schweine, 20,000 Hammel, von beiden letzteren Sorten Vieh 11,448 mehr als im Jahre 1820. Dagegen sank der Fleischpreis des inländischen Viehes um mehr als 25 p.Ct. — Hätte man diese von dem fremden Fleisch erhoben, so hätten, wie in allen gleichen Fällen, wo dennoch die Nachbarstaaten es ersprießlich erachten sollten, Korn und Fleisch einzubringen, dieselben zur Erleichterung der Inländer zu den Staatskosten ein Beträchtliches beigetragen. Nur sehr gering die 25 p.Ct. des Preises jenes importirten Viehes auf 12,000 Rthlr. berechnet, hätte dafür der Staat 24,000 armen Tagelöhnern die Klassensteuer erlassen können, und durch solchen Eingangszoll dem verkäuflichen inländischen Viehe einen Mehrpreis von 25 p.C. gegen das ausländische gesichert.

Daß 25 p.Ct. höheren Fleisch- und Kornpreises im Lande den National-Geldvorrath nicht vermehren können, ist klar; aber ein um diese 25 p.Ct. vermehrter Geldumlauf zwischen Stadt und Land kann nur wohlthätig wirken.

Wenn hierbei die Capitalisten und Städter erwögen, daß durch solche Maßregel der Credit und die Ab-

gaben der Landbebauer mittelst gesicherten Normal-Preises und solidern Verhältnisses zwischen inländischer Fleisch- und Korn-Production, mehr sicher gestellt werden, und also auch die Zinsen von den, größten Theils in ihren Händen befindlichen Staats-Schuldscheinen: so sollte man glauben dürfen, daß in ständischer Berathung Stadt und Land für solche Maßregel einstimmen werden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß, wenn man bei allen Capitalisten Umfrage halten könnte, ob sie lieber Brot und Fleisch um 25 p.Ct. des jetzigen Kaufwerthes theurer kaufen, oder sich die Reduction der Zinsen der Staats-Schuldscheine um 25 p.Ct. der Zinsen oder von 4 auf 3 p.Ct. des Capitals gefallen lassen möchten, sie zweifelsohne einhällig für das Erstere stimmen würden. In obenerwähnter Abhandlung wird, zwar ohne Gründe-Anführung, gesagt: „daß die Zinsen und die Capitalien der Staatsschuld nicht geändert werden könnten, sondern stehen bleiben müßten, wie sie stehen;" dann müßte aber auch gleiches von ihnen in so weit gelten, als sie jetzt gehen oder im Cours stehen, zumal die jetzigen inländischen Staats-Gläubiger in der Regel durch die jetzige Cours-Valuta der Staatsschuldscheine mehr zurück erhielten, als sie dafür gegeben. — Sogar Englands allerneuestes Beispiel beweiset, daß man mit den Staats-Gläubigern über Reduction von 1 p.Ct. der Zinsen von Staats-Schuldscheinen sich einigen könne, und zwar in demselben Moment, wo man die Kornbill durch einen höheren Eingangszoll vom Getreide zu steigern trachtet. Die Uebersicht des offen vorliegenden Staats-Schulden und Haushaltungs-Etats muß es jedem Inhaber von

Staats-Schuldscheinen wünschenswerth darstellen, daß der angewiesene Amortifations-Fonds wenigstens um 1 p.Ct. erhöhet werden möchte; aber auch jedem Capitalisten die Überzeugung abgewinnen, daß durch Erhöhung von Abgaben der Landbebauer für solchen Zweck nicht mehr gewirkt werden kann, wenn auch im Gegensatz wir Schlesier auf dem Lande uns freuen, zu hören, daß unsre Haupt-Provinzial-Stadt ihre Communal-Abgaben zum Theil auf Zeit zu erlassen vermochte. — Es kann wenigstens keinem Zweifel unterliegen, daß die Vermehrung des Staats-Schulden-Amortifations-Fonds um 1 p.Ct. als stehende Größe mächtig, bald und in steigendem Grade, auf den Cours-Preis der Staats-Schuldscheine wirken müßte. Man könnte daher wohl auch in Preußen, wie in England, zur Abwendung größeren Uebelstandes des Geldpreises, die Staats-Gläubiger fragen, ob sie sich nicht gefallen lassen wollten, 3 p.Ct. Zins statt 4 unter der Bedingung anzunehmen, wenn die Einwilligenden ausschließlich auf den schon bestehenden und durch das 1 p.Ct. der abzuziehenden Zinsen zu vermehrenden Amortifations-Fonds in der Art Anspruch zu machen hätten, daß ihnen 2 p.Ct. ihrer Staats-Schuldforderung baar ausgezahlt würden; wodurch sie zwar, gegen Aushändigung von 2 p.Ct. Nominal-Werth ihrer Forderung und gegen Verlust des 1 p.Ct. Zinsen, nach dem Cours von 70 p.Ct., 40 Rthlr. an 10,000 Rthlr. oder $\frac{4}{7}$ p.Ct. ihres Nominal-Schuldenforderungs-Kapitals, verlieren würden, dagegen aber steigende Hoffnung gewönnen, daß durch solche Maßregel der Cours der Staats-Schuldscheine sich heben werde. — Da nicht der Zinsfuß, son-

dern die größere Sicherung der Staats-Schulden hauptsächlich auf ihren Cours-Preis wirkt: könnte vielleicht durch solche verstärkte Sicherung der Fall eintreten, daß sofort nach erfolgter Einwilligung der Staatsgläubiger der Cours sich um mehr als ½ p.Ct. besserte, und dann?! —

Daß die Landstände, im Fall solcher Einwilligung der Staats-Gläubiger, eine ausdrückliche Gewährleistung für die Amortisation der Staats-Schulden um so eher übernehmen würden, dürfte eben so gewiß zu erwarten seyn, als daß durch solche ausdrückliche Gewährleistung der Cours-Preis der Staats-Papiere nur gewinnen und nicht verlieren könnte. —

Gegen den, durch die Geld-Revolution in Europa verschlimmerten Wucher sind aber Korn- und Gleichsbill und Staats-Schuldenzins-Reduction nicht genügend wirksam; sondern es sind auch noch verbesserte Credit-Gesetze nöthig. Die ideale Möglichkeit, durch eine National-Bank in einem geschlossenen Staate allen Zinswucher zu beseitigen, glaubt Schreiber dieses in seiner Schrift über Credit-Systeme (Breslau, bei Korn 1809) zur Zeit ohne Widerlegung nachgewiesen zu haben. Praktisch haben Großbritannien und Nord-Amerika durch ihre vielzähligen Privat-Banken in allen Städten und sogar schon in Dörfern, indem dieselben nach den Credit-Gesetzen der Hauptbanken jener Länder sich richten, schon sehr viel für die Realisation solcher National-Bank-Idee gethan; nicht minder Preußen durch seine neuerdings wieder vermehrten, auf normale Durchschnittspreise basirten landschaftlichen Credit-Systeme und Hypothen-Ord-

nung. Aber letztere, so vortrefflich auch im Allgemeinen dieselbe ist, hat das Maaß der den Credit-Gesetzen unterliegenden Principien überschreiten lassen. Sie hat durch ihre Form mehr Credit gut geheißen, als sie in der Wirklichkeit zu garantiren vermochte, und so, freimüthig geäußert, Schuldnern und Gläubigern geholfen, sich selbst nachtheilig zu täuschen, wenn auch zugegeben werden muß, daß der theure Korn-Preis und der größere Geld-Vorrath vor 1806 dieser Täuschung entsprach. Die sehr treffende Parallele der oben erwähnten Abhandlung zwischen Lehn- und Hypotheken-Wesen verdient hierbei in vollem Maaße Berücksichtigung.

Nach den nur zu allgemeinen traurigen Erfahrungen, ist nicht abzusehen, wozu anders, als zum Uebel, ein durch gesetzliche Anstalt protegirter ungemessener hypothekarischer Credit auf Land-Güter dienen solle. Für die Zukunft wird daher die Beiwirkung des Staates auf das allgemeine Credit-Princip zu beschränken seyn, wonach der Credit oder das passivum nie das activum jedes Schuldner's übersteigen, und also dem Landgut-Besitzer **in der Regel** nur die Hälfte des Capital-Tax-Werthes seines Gutes hypothekarisch als Schuld einzutragen erlaubt werden sollte, da es klar ist, daß ein Gutsbesitzer, der mehr als die Hälfte des Werthes seines Gutes schuldet, das Maaß des vorstehenden allgemeinen Credit-Princips schon überschritten hat. — Der Staat kann aber durch seine Hypotheken-Ordnung erst dann für solchen Credit sicheren Schutz gewähren, wenn der Land-Güter-Tax-Werth durch einen gesicherten Normal-Korn- und Fleisch-Preis in gedachter Art fest gegründet wird.

Die Amortisation der durch frühere Begünstigung über die Hälfte der Güter-Tax-Werthe in unserm Staate lastenden Land-Güter-Hypotheken-Schulden begönne mit dem Augenblick, daß die künftige Hypotheken-Ordnung bei jeder neuen Besitz-Veränderung durch Kauf die Abtragung dieser übermäßigen Schulden bedingte, oder doch wenigstens von Amts wegen keine gerichtliche Notiz mehr davon hypothekarisch nehmen ließe. Um aber den unter gedachter Last mit Vorwissen des Staates schwer gedrückten Zeit-Genossen im jetzigen Besitz nach Möglichkeit zu helfen, und so übelgeschehenes nach Graden wieder gut zu machen, wird es so billig als gerecht seyn, daß die Bewilligung der Special-Moratorien unbedingt bis zu $\frac{3}{4}$ der landschaftlichen Credit-Taxen gestattet werde, wenn der Schuldner nicht nur die gesetzlich bedungenen Zinsen zahlte, sondern auch jährlich 1 pr.Ct. aus der Differenz-Summe zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ der landschaftlichen Taxe zur Amortisation dieser Summe. Durch Einzahlung dieses Amortisations-Procentes an die Landschafts-Casse würde diese als Spar-Casse der Guts-Besitzer, nach den Principien der Spar-Cassen, dem Zwecke sehr förderlich werden können, und es verstände sich von selbst, daß der Schuldner durch Rücknahme des moratorii und anderweite Befriedigung seiner Gläubiger seine Spar-Procente, und jeder Gläubiger anderweitig durch Cession des im moratorio begriffenen Capitals über dasselbe und seine Ansprüche an das Amortisations-Procent zur Deckung seiner Forderung zu disponiren berechtigt bliebe. Solche Cessionen könnten aber bei solcher pupillarischen Sicherheit, vorzugsweise zur Beförderung des Zweckes an

die Deposita der Gerichte geschehen. Dagegen müßte das Wechselrecht der Guts-Besitzer, das weit mehr geschadet als genützt hat, gesetzlich cessiren! Statt dessen könnte mit Rücksicht auf die Differenz zwischen Tax- und Kauf-Werth die Landschaft berechtigt werden, fünftig bis 10 pr.Ct. über die Hälfte der landschaftlichen Credit-Taxe gegen jährliche Rückzahlung von 1 p.Ct. zur Amortisation in dazu geeigneten Fällen vorzuschießen. — Daß die Subhastationen in praxi mehr beschleunigt, und in Concurs-Fällen Verpachtung der Güter zur Regel werde, steht in gleicher Petition. Unterzeichneter kann actenmäßig einen Fall nachweisen, daß ein Pacht-Gebot über das Doppelte der durch schlechte Administration von drei im Concurse begriffenen Gütern erlangten Netto-Einnahme nicht angenommen wurde, weil — die Concurs-Ordnung die Nicht-Verpachtung als Regel aufstellt. —

Wenn in der Regel, wie gedacht, nur die Hälfte des Werthes der Land-Güter mobilisirt wird: so gewinnt der Staat unfehlbar an Stätigkeit der Land-Stände und Sicherheit der Staats-Abgaben. Die andre Werth-Hälfte des väterlichen Bodens kann aber dann mit mehr Sicherheit mobil bleiben für die Kinder des Landes, welche nicht Land-Besitzer werden können.

Gorcsau, am Zoptenberg, den 4. April 1822.

Freiherr v. Lüttwitz.
Regierungs-Präsident außer Dienst.

Die Assisen in Cleve von 1822.

Jeder Bürger, der es vermag, sollte öffentlich über die bürgerlichen Anstalten reden, an denen er Theil nimmt, die er also Gelegenheit hat, aus der Erfahrung kennen zu lernen. Wenn dieses allgemein geschähe, so würde man die besten Materialien zur Beurtheilung bürgerlicher Anstalten haben, und sowohl ihre Mängel wie ihre Vorzüge kennen.

Das große Gebrechen unserer Zeit ist das Räsonniren und Philosophiren a priori über Gegenstände des bürgerlichen Lebens, über die doch einzig die Erfahrung entscheiden kann. So hat z. B. Herr Grävell über die Geschwornengerichte geschrieben, ohne in seinem Leben ein Geschwornengericht gesehen zu haben, oder Geschworner gewesen zu seyn. Hier liegt der Grund von der leeren Rednerei unseres Zeitalters, die keine Thatsachen kennt, und daher keine Thatsachen erklären kann. Das gerade ist der große Vorzug der historischen Schule, daß sie überall vom Positiven, von bestimmten Erfahrungen ausgeht, und indem sie so genaue, historische und statistische Data zum Grunde ihres Urtheils legt, immer festen Boden behält, und nie ins Unbestimmte leerer, hohler Redensarten geräth.

Die erste Quartal-Assise von 1822 in Cleve zeichnete sich durch mehrere merkwürdige Fälle aus, unter andern durch den, daß ein Sohn seinen 62jährigen

Vater eines Raubmordes beschuldigte, den dieser vor 6 Jahren zwischen Cleve und Xanten sollte begangen haben.

Die Geschichte war folgende:

Vor 6 Jahren wurde zwischen Cleve und Xanten, etwa 20 Schritte von der Heerstraße, ein todter Körper gefunden, welcher nach Aussage der Aerzte etwa 14 Tage todt war. Er hatte eine Contusion auf der Brust und ein Loch im Schedel, welches ihm mit einer Art von Hammer beigebracht zu seyn schien. Dieses Loch im Schedel war tödtlich, wenn es ihm im Leben beigebracht worden; und da es nicht wahrscheinlich ist, daß jemand einen bereits todten Körper mißhandelt, so nahm man an, daß die Wunden ihm im Leben beigebracht worden, daß also der todte Körper der Körper eines Ermordeten sei.

Wer er aber sei, das war nicht auszumitteln, da die Fäulniß das Gesicht schon unkenntlich gemacht hatte; Papiere fanden sich nicht bei dem Todten. Auf keinen Fall war er aus der hiesigen Gegend, da hier Niemand vermißt wurde. Ein Waffelnbäcker, der Anfangs vermißt worden, und auf den das Gerücht gerathen war, kam nachher wieder, und widerlegte seinen Tod durch sein Leben.

Die Aerzte waren der Meinung, es könne ein Jude seyn; denn man fand einen hebräischen Zettel in seiner Tasche. Allein man fand zugleich einen Rosenkranz in derselben, und dieses brachte auf die Vermuthung, daß er ein Christ sei, weshalb er denn, nachdem man ihn an dem Orte begraben, wo man ihn gefunden hatte, wieder ausgegraben und auf den Kirchhof gebracht war.

Die Sache wurde vergessen, da sich weiter gar keine Spur vom Thäter auffand. Beraubt hatte man den Todten, da er weder Uhr, noch Geld, noch Sachen bei sich hatte; allein seine Kleider hatte man ihm gelassen.

Der 19jährige Dinell nun, der wegen zweier Diebstähle von der Aachener Assise zu 5jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war, sagte im vorigen Jahre im Werdener Zuchthause aus: er wisse, wer den Juden erschlagen, den man zwischen Cleve und Xanten gefunden. Er schrieb auch einen Brief an seinen Beichtvater, in welchem er sagte: er fühle sich gedrungen, den Mord zu bekennen, dem er als 13jähriger Knabe beigewohnt, weil er sonst nicht beichten könne und nicht zum Abendmahl gehen. Sein Vater, der 62jährige Dinell, ein geborner Italiäner, der von der Assise wegen Einbrüche zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt worden, sei der Thäter; dieser und Rudolph Wahl, ein Bauer auf der Berigharder Heide bei Issum, habe ihn erschlagen.

Es war zwar unwahrscheinlich, daß bei einem so hoffnungsvollen Früchtchen für's Zuchthaus auf einmal so zarte religiöse Gesinnungen sollten erwacht seyn; indeß, da bei den Völkern von welcher Abstammung der Aberglaube und die Verworfenheit vielfach Wandnachbarn sind, indem ein Bravo sich zwar kein Gewissen aus seinem Gewerbe macht, aber große Scheu hat, seine Ostern zu versäumen; so konnte die Staatsbehörde nicht umhin, ihn zu vernehmen, und nach seinen Aussagen zu untersuchen. — Im Verhör erzählte er die That mit allen Umständen: wie der Jude früher in Issum bei seinem Vater logirt, wie er viel Gelder bei sich

gehabt, wie sein Vater ihm 2 Tage nachgegangen, wie er ihm endlich auf dem Wege nach Cleve vorgeeilt, sich an der Landstraße niedergesetzt, ihm dort nebst Rudolph Wahl aufgelauert, und als der Jude gekommen, ihm entgegen gegangen, ihm vor den Kopf geschlagen, und als er davon zur Erde gefallen, ihm auf die Brust getreten, und ihm nun den tödtlichen Schlag mit dem stumpfen Ende eines Pfefferkuchenbeils beigebracht, worauf sie ihn ins Gebüsch geschleppt, ihn beraubt und die Beute getheilt hätten, welche in Geld und in altem Silber bestanden, mit dem der Jude gehandelt.

Auf diese Aussage des jungen Dinell wurde Rudolph Wahl eingezogen, und der alte Dinell von Cölln geholt, um mit seinem Sohne, der von Werden geholt worden, verhört zu werden.

Beide Beklagten leugneten an der That Theil genommen zu haben.

Die Anklagekammer des Cöllner Appell-Hofes fand indeß die Anklage für hinlänglich begründet, um die Angeklagten vor die Clever Assise zu stellen.

Die Sache war schwierig: die ganze Anklage beruhete bloß auf der Aussage des jungen Dinell, eines Züchtlings, und alle materiellen Beweise fehlten. Denn, wenn eine Sache so lange vorbei ist, daß sie fast an Verjährung gränzt, so sind die Spuren auch so sehr verschwunden, daß alle Beweisführung beinahe unmöglich wird, woher der Gesetzgeber denn auch weislich geordnet hat, daß nach zehn Jahren keine Untersuchung mehr könne eingeleitet werden, indem dann die Verjährung eingetreten.

Die erste Frage war nun: ist der junge Dinell bei dem Morde wirklich gegenwärtig gewesen.

Verschiedene der Geschwornen wollten auf seine Religiosität nicht sonderlich viel geben; doch meinten sie, wenn er solche Umstände vom Morde erzähle, die nur jemand wissen könne, der dabei gewesen, so müsse man diese Vorfrage bejahen.

Indeß war dieses schwer zu entscheiden. So durchtriebene Spitzbuben, wie die beiden Dinells, sind von allen Diebstählen und Mordthaten, die in einer Gegend vorfallen, immer vollkommen unterrichtet, auch wenn sie nicht dabei gewesen sind, und sie können, wenn solches ihnen übrigens in ihren Plan paßt, sagen: sie seien dabei gewesen, und die Geschichte dann so umständlich und richtig erzählen, daß man auf den ersten Augenblick wirklich glaubt, sie sei wahr.

Die Ursache, warum sie eine solche Geschichte erzählen, ist Theils Rache, um Andere, auf die sie einen Zahn haben, in eine Criminal-Untersuchung zu verwickeln, weswegen der Conrektor Schmelzel nie in ein Gefängniß ging, damit solche ausgemachte Spitzbuben seinen Namen nicht erführen, und aussagten: er sei auch dabei gewesen; Theils ist es Politik, um einmal wieder ins Verhör und ins Freie zu kommen. So sagten vor zwei Jahren eine Menge zur Galeere Verurtheilter zu Toulon aus: sie wüßten, durch Hörensagen, um die Ermordung des Herzogs von Berry, bloß in der Absicht, um nach Paris ins Verhör zu kommen, und unterweges in die freie Luft. — Endlich machen auch die Verurtheilten

öfters eine solche Aussage, um die lange Weile des Gefängnisses durch einen solchen Zwischen-Act in etwas zu unterbrechen.

Bei dem jungen Dinell konnten alle diese Gründe Statt finden. Im Werdener Zuchthause ist die Behandlung strenger, als im Clever Arresthause, und er konnte daher einmal eine Verbesserung des Logis auf 6 Monate wünschen. Dann konnte er aus einer besondern Art von kindlicher Liebe seinen Vater beschuldigen, an dem Morde Theil zu haben, um ihm auf diese Weise auf dem Transport Gelegenheit zum Entweichen zu geben; denn der alte Dinell ist ein äußerst starker und gewandter Kerl, den sie kaum in Cölln halten können, und der, da er schon einmal entsprungen ist, jetzt einen eisernen Bogen mit einer Schelle über dem Kopf hat. — Daß der junge Dinell keinen Haß gegen seinen Vater hegte, ging daraus hervor, daß er ihm von dem Gelde geschickt, welches er im Gefängnisse mit Spinnen verdient hatte. Endlich konnte er aus Rache den Bauer Rudolph Wahl hineinziehen, da er glaubte, daß dieser ihn, als er entsprungen, an die Gendarmen verrathen habe.

Die Vorfrage: ob der junge Dinell wirklich beim Morde gegenwärtig gewesen, war daher schwer zu entscheiden. Denn nach 6 Jahren war nicht mehr auszumitteln, was der Arzt und der Wundarzt und die Zusehenden über den Befund des Körpers gesagt hatten; der junge Dinell konnte dies wieder erfahren, und hiernach seine Geschichte geformt haben. Für sich wagte er übrigens nichts, da er damals erst 13 Jahr alt war und also ohne discernement gehandelt hatte.

Merkwürdig war es indeß, daß er im ganzen Verhöre, die Sache immer auf dieselbe Weise erzählte, und ohne alle Widersprüche. Allein auch hieraus kann man bei so gewandten Spitzbuben wenig schließen, da diese selbst im Lügen so folgerecht sind, als ehrliche Leute kaum im Wahrheitsagen. Auch ist es bekannt, daß die als falsche Zeugen in Aachen Hingerichteten in den Aussagen über die Umstände des Mordes, den sie wollten gesehen haben, immer genau bei denselben Worten blieben und sich nie widersprachen. Und doch hatten sie die ganze Geschichte aus Rache erfunden.

Um auszumitteln, ob der junge Dinell wirklich beim Morde gewesen, hatte ihn der Staatsprocurator nach der Stelle führen lassen, wo der Leichnam gefunden worden, und er hatte hier alle Oertlichkeiten aufs Genaueste gekannt und angegeben. — Allein auch dieses wurde wieder zweifelhaft, da er zu gleicher Zeit im Verhör angab, daß er einige Tage nach dem Morde wieder die Straße gekommen, wo er gesehen, daß der todte Körper noch da gelegen, und daß die Raben schon auf ihm gesessen, worüber er noch gelacht habe.

Wenn die Geschwornen sich über die Vorfrage hätten einigen können, ob der junge Dinell wirklich beim Morde gegenwärtig gewesen, so wäre über den alten Dinell wohl das Schuldig ausgesprochen worden. Denn der 13jährige Knabe konnte den Juden nicht allein todt geschlagen haben, und ein Anderer, als sein Vater, würde einen solchen Knaben nicht mitgenommen und zum Zeugen seiner That gemacht haben. Denn war der Junge dabei gewesen, so war er sicher zum Wachestehen benutzt

worden, wozu ihn auch schon sein Vater bei früheren Diebstählen gebraucht hatte.

Allein wenn auch die Vorfrage entschieden war, daß der junge Dinell wirklich beim Morde zugegen gewesen und daß sein Vater ihn mitgenommen: so konnte dieses auf die Mitanklage von Rudolph Wahl keinen Einfluß haben. Gegen diesen lagen keine materiellen Beweise vor; er konnte so, wie jeder Andere, vom jungen Dinell der Thäterschaft beschuldigt werden. —

Wenn man die Gefängnisse öffnet und die Zuchthäuser reden läßt, so ist dagegen wenig zu erinnern, so lange man der Canaille die Canaille gegenüber stellt. Es ist nicht abzusehen, warum ein Züchtling nicht ein Zeugniß gegen einen zur Kette verurtheilten ablegen sollte, so wie es hier der Fall war. Auch ist in den Gesetzen der Schritt von lebenslänglicher Kettenstrafe, zu der der alte Dinell bereits verurtheilt war, bis zur Todesstrafe, die auf die neue Anklage seines Sohnes lautete, nicht sehr groß.

Anders aber ist es, wenn man Züchtlinge angesessenen Leuten gegenüberstellt, die noch in keiner Criminal-Untersuchung gewesen. Hier beweist ihre Aussage gar nichts, und die Geschwornen dürfen eine Jurisprudenz nicht aufkommen lassen, die nicht allein für den Conrektor Schmeljel, sondern für alle angesessene Leute gefährlich ist. Denn, wenn die Unschuld der letztern auch in den Händen der Geschwornen völlig sicher liegt: so haben sie doch den Aerger und den Verdruß, in eine unangenehme Untersuchung verwickelt zu werden, und auf mehrere Monate ihrer Freiheit beraubt zu seyn.

Während der Verhandlungen wurde dem jungen Dinell durch Zeugen wahr gehalten, daß er gesagt hatte, wenn er nur den Namen Jemands wisse, und er schreibe ihm einen Brief, er solle ihm einen Thaler schicken, und dieser thue es nicht, so könne er ihm Verdruß genug machen.

Gegen den Rudolph Wahl wurden mehrere Beschuldigungen aus früherer Zeit vorgebracht, und diese waren wohl mit Ursache, daß er eingezogen worden. — Vor etlichen 20 Jahren wurden auf der Berigharder Heide, wo der Rudolph Wahl wohnt, zwei Alpener Juden todt geschlagen; das Gerede beschuldigte ihn der Theilnahme. — Dann sollte er seinen eigenen Sohn, der toll geworden, sehr gemißhandelt, und auch noch auf Pfänder geliehen haben.

Rudolph Wahl ist aus der Gegend von Mainz gebürtig, und hat sich vor 43 Jahren auf der Berigharder Heide, welche damals zwischen Cölln und Cleve streitig war, angesiedelt. Er hat 200 Morgen urbar gemacht und zum Theil mit Tannen besäet, und er ist der reichste unter den sämmtlichen Bewohnern der dortigen Heide. Als er verhaftet wurde, fand man in seinem Schrank für 1800 Thaler Schuldscheine, und zugleich zwischen 4 und 500 Thaler an baarem Gelde. Aus Noth konnte er es also nicht gethan haben.

Wenn Jemand durch Fleiß sich Vermögen erwirbt, so wird gewöhnlich von der Nachbarschaft eine Geschichte erfunden, die dieses erklären soll. Entweder hat er die Juwelen von einem Emigranten behalten, der bei ihm gestorben ist (wie Herr N. in A.), oder er hat das

Silber von einer Abtei bekommen (wie Herr R. in M.), oder er hat ein paar Juden todt geschlagen, wie Rudolph Wahl.

Aus den Zeugenaussagen gegen Rudolph Wahl leuchtete eine große Feindschaft gegen ihn hervor, welche noch aus der Zeit herrührte, wo er Agent und Steuerempfänger auf der Berighardter Heide war. — Auch die Geschichte mit seinem tollen Sohne klärte sich so auf, daß ihm nichts zur Last fiel. Sie war schon 20 Jahre her, und hatte folgenden Zusammenhang. Als im französischen Kriege Kur-Cölln sein Reichs-Contingent stellte, kamen die Husaren des Nachts, um die jungen Leute zu fangen und zu messen. Es waren dieses die damals üblichen Treibjagden auf Menschen, welche, seit eine regelmäßige Conscription eingetreten, weggefallen sind. Auch der Sohn des Wahl wurde des Nachts aufgefangen und gemessen. Dieser erschrak hierüber so, daß es ihm ins Geblüt schlug. Er wurde darauf simpel und endlich rasend. In dieser Raserei lud er die Flinte, und schoß seinen Vater, als er des Sonntags aus der Kirche kam, zwischen den andern Kirchleuten, so, daß er zur Erde fiel. Die Gerichte nahmen die Sache auf, und wollten den Sohn einsperren. Der Vater bat, daß er bei ihm bleibe, und auf seine Verantwortlichkeit. Der junge Mensch wurde eingesperrt und an einer Kette befestigt, an der er nach 5 Jahren starb.

Das Leihen auf Pfänder wurde wahr gehalten. Allein solches ist nicht verboten, und bei unsichern Leuten nicht zu vermeiden.

Die Fassung des alten Wahl war merkwürdig. Während der alte Dinell ganz zerschlagen da saß und weinte, war der alte Wahl heiter, und rauchte in der Zwischenzeit ruhig seine Pfeife. Nur einmal weinte er; es war als sein Vertheidiger zu den Geschwornen von dem traurigen Schicksal des Mannes und von seiner Unschuld redete. — Es war ein Greis von 72 Jahren, der, nach einem sehr thätigen Leben, am Abend desselben, auf der Bank der Angeklagten saß und über dessen Haupt eine Klage schwebte, die auf Leben und Tod lautete.

Die Verhandlungen dauerten zwei Tage, und der Sitzungssaal war von des Morgens bis zum Abend so voll Menschen, daß kein Apfel zur Erde konnte. Das Parkett, welches für die Geschwornen und die Zeugen bestimmt ist, war schon vor der Sitzung ganz voll von Damen, welche die Geduld hatten, 8 Stunden zu sitzen — um nur ihre Plätze nicht zu verlieren. Das tragische Interesse der Handlung läßt die Menschen nicht mehr los, wenn sie einmal hinein verwickelt sind.

Den zweiten Tag dauerten die Verhandlungen bis um Mitternacht. Die Vertheidigungsrede des Advokaten von Rudolph Wahl dauerte an 4 Stunden. Der Präsident wiederholte den Gang der Verhandlungen, und die Geschwornen traten in ihr Berathungszimmer. Nach 1 Uhr kamen sie zurück. Der Hof versammelte sich wieder. Die Angeklagten wurden wieder vorgeführt, und die Geschwornen sprachen ihr nicht schuldig aus.

Dinell, der schon früher zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt war, wurde wieder ins Gefängniß geführt. Rudolph Wahl wurde gleich freigelassen und von

seinem Vertheidiger an dem Arm genommen und abgeführt. Seine Söhne waren da, um ihn abzuholen. Diese hatten das Ansehen von ordentlichen und wohlhabenden Bauersleuten.

Als er losgesprochen war, wurde er den andern Tag gefragt: Wie er so ruhig habe seyn können, da doch eine so schwere Anklage über seinem Haupte geschwebt? — Er antwortete: er habe gedacht, er würde die paar Tage, welche er noch zu leben habe, wohl hinbringen, und er habe Gott gebeten, er möge ihm nur seinen Verstand lassen; denn oft sei es ihm gewesen, als wenn er ihn habe verlieren sollen, besonders wenn im Verhör dem jungen Dinell mehr geglaubt worden, als ihm. Dann sei es ihm oft gewesen, als wenn er ein Messer nehmen müsse, um es ihm ins Herz zu stoßen und dann zum Richter zu sagen: ihr wollt einen Mörder aus mir machen, nun habt ihr einen, und nun thut, was ihr wollt.

Ich bin dem Gange der Verhandlungen mit einer großen Aufmerksamkeit gefolgt, ob ich gleich an dem Tage nicht mit zu den zwölf Geschwornen gehörte, da der Advokat des Beklagten Rudolph Wahl mich abgelehnt hatte. In diesen Verhandlungen ist nichts vorgekommen, was mich so sehr von der Unschuld des Greises überzeugt hätte, als sein ruhiges Verhalten vor der Assise, und dann dieser Ausdruck des gekränkten Ehrgefühls und dieser Trieb zur Selbsthülfe, wenn alles Andere zu versagen scheint.

Man sieht an diesem Beispiele, wie gefährlich es ist, die Canaille der Zuchthäuser angesessenen Leuten gegen-

über zu stellen. Auch sieht man, wie wenig Garantie die französischen Gesetze den angesessenen Leuten geben, und wie weit man mit dem trefflichen Gleichheits-Princip in der Gesetzgebung gekommen ist.

Wenn man Diejenigen für klug halten muß, die sich auf ihren Vortheil verstehen, und Diejenigen für dumm, die sich nicht darauf verstehen: so muß man die Aristokratie für klug, und die Demokratie für dumm halten. — Bonaparte scheute die Aristokratie, ihrer Klugheit wegen, und deswegen ließ er nie eine aufkommen. — Das treffliche Gleichheits-Princip sah er aber als die schönste Erbschaft aus der Revolution an, und er, der seinen Macchiavelli gut gelesen hatte, wußte, welch eine herrliche Grundlage dieses für eine folgerechte Despotie ist. — Ferdinand von Spanien und die kluge Isabella hatten ebenfalls eingesehen, wie vortrefflich das Gleichheits-Princip bei der Inquisition sei, wo der erste Grundeigenthümer und der Geringste im Volke auf dieselbe Weise als Ketzer behandelt wurden und wo der Eine nicht mehr Garantie hatte, als der Andere. — Das muß man aber an den alten Deutschen rühmen, daß sie sich gut auf die Freiheit verstanden haben, und daß sie in ihrer Rechtsfindung nie das Gleichheits-Princip sohaben aufkommen lassen, daß sie angesessene Leute der Canaille gleichgesetzt hätten.

Deswegen rühmt auch Montesquieu von ihnen: daß das wahre System der Erhaltung der bürgerlichen Freiheit in den deutschen Wäldern sei gefunden worden.

Die Familie Dinell beschäftigte die Assise am meisten, welches um so merkwürdiger war, da Vater und Sohn wegen anderer Verbrechen schon von der Aachener Assise waren verurtheilt worden. Nachdem durch das Bekenntniß des Sohnes der Vater auf Raubmord angeklagt und von Cölln nach Cleve gebracht war: fand es der alte Dinell für angemessen, noch mehrere Aussagen wegen früherer Diebstähle zu machen, welche denn nun zur Untersuchung kamen. Für sich wagte er hierbei nichts, da er bereits zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt war und also wegen Diebstahls keine weitere Urtheile gegen ihn konnten erlassen werden. Im Gegentheil konnte er hoffen, daß einiger Vortheil für ihn daraus entspränge,

da diese Anklagen eher abgeurtheilt wurden, als die Mordgeschichte, wegen deren ihn sein Sohn anklagte. Er bestrebte sich daher in diesen Geschichten immer, alle Thatsachen ganz genau anzugeben, um so die Meinung der Geschwornen für sich zu gewinnen.

Einer seiner Mitschuldigen bei frühern Diebstählen, Namens Achternbosch, Bürger in Rheinberg, ein Mann von 67 Jahren, wurde vor die Geschwornen gestellt und für schuldig erklärt. Der Assisenhof verurtheilte ihn zu 7 Jahr Kettenstrafe. Er hatte früher vor dem Instruktions-Richter alles eingestanden, nahm aber vor den Geschwornen seine Aussage zurück, weil er eine Verwirrung des Verstandes vorschützte, welche aber die abgehörten Zeugen nicht bemerkt hatten. Als er verurtheilt war, schien er zufrieden zu seyn; das Gefühl, daß ihm kein Unrecht geschehen, schien vorzuwalten. Er hatte wohl selber nicht erwartet, daß sein jetziges Läugnen ihm durchhelfen würde.

Der Hauptdiebstahl, den er mit Dinell begangen, war beim Prediger Koß in Budberg, vor 5 Jahren. Dinell erzählte ihn mit allen Umständen: wie Achternbosch zu ihm gekommen und ihm gesagt hatte, daß er einen Gang von 12000 Thl. wisse; wie er ihm einen Brief gezeigt, in welchem es hieße: das Wasser ist groß und die Erbsen sind theuer; und dieses hieße, daß noch Jemand in dem Zimmer schlafe, auf dem das Geld liege. — Dann, wie er ihm später einen Brief gezeigt habe, in dem es geheißen: das Wasser ist klein, und die Erbsen sind wohlfeil, welches hieße, daß jetzt Niemand mehr auf dem Zimmer schlafe, und daß das Geld wohl zu bekommen wäre. Wie sie darauf zweimal hingegangen und wegen Mondlichts und der nahen Dorfwache die Sache nicht gewagt hätten. Das dritte Mal aber sei es eine stürmische Nacht gewesen, und sie hätten zwei Leitern an einander gebunden, um an das Fenster zu kommen. Wie Dinell darauf ein blaues, mit Terpentinöl getränktes Papier auf die Scheibe gelegt und diese dann zerbrochen, welches ohne Geräusch geschehen sei, da das Glas nun auf dem Papiere festgeklebt und nicht heruntergefallen sei. Wie er sich dann einen Bindfaden an den Daumen gebunden und das andere Ende dem Herrn Achternbosch gereicht, welcher ihm, als er auf dem Zim-

mer gewesen, damit Zeichen gegeben. Zog er einmal am Bindfaden, so mußte Dinell sein Licht ausmachen und sich stille halten; zog er zweimal, so wurde die Gefahr größer, und er mußte herunter kommen. Wie er darauf die Schublade der Commode geöffnet, in der nach Herrn Achternboschs Angabe das Geld liegen sollte (er hatte ein Schraubenbohr durchgebohrt, welches das Schloß zurückdrückte, wo denn die vier Nägel, die es hielten, langsam herausfielen und das Schloß aufging); wie er aber zu seinem größten Erstaunen in der Schublade nichts gefunden, als 60 Paar Strümpfe und kein Geld. Wie er darauf zu Herrn Achternbosch herunter gelaufen und ihm gesagt: es sei kein Geld da, und wie dieser ihm geantwortet, es müsse da seyn, er wisse es gewiß. Wie er darauf wieder herauf gestiegen, um noch einmal nachzusehen, aber außer den Strümpfen nichts gefunden, wie er dann diese zu sich gesteckt und jene nebst dem Bettzeug zum Fenster herausgeworfen, und wie sie dann davon gelaufen. Wie sie ein paar Tage nachher alles getheilt, und wie Herr Achternbosch ihm gesagt, daß doch das Geld auf dem Zimmer gewesen, und er es nicht gefunden. — (Das Geld, ungefähr 5000 Thlr. lag wirklich in der bezeichneten Schublade. Indeß waren ein paar Tage vorher von Frau Koß 3000 Thlr. abgezählt worden, und dann das übrige, da die Schublade sich sehr durchgebogen, oben in den Schrank gelegt, den Dinell nicht öffnete, weil er glaubte, es seien Bücher in demselben.)

Die Freunde des heimlichen Gerichtsverfahrens haben gegen das öffentliche unter andern auch den Grund angeführt, daß es gefährlich sei, weil durch die Bekenntnisse der Diebe das Publikum, welches hinten steht, lerne, wie man es machen müsse.

Allein die ehrlichen Leute lernen ebenfalls, wie die Diebe es machen, und diese Kenntniß ist für diese ebenfalls sehr nützlich. Da nun in unserm Regierungsbezirk, wenn man die Gefängnisse und die Population mit einander vergleicht, auf einen Spitzbuben immer 1000 ehrliche Leute kommen, so ist der Vortheil des öffentlichen Verfahrens offenbar auf Seiten der ehrlichen Leute.

Solche und ähnliche Einwendungen gegen die Oeffentlichkeit lassen sich immer leicht entscheiden, wenn man

sie aus dem Felde des leeren Räsonnements wegbringt, und auf allgemein bekannte Zahlen zurückführt.

Man sah aus den Erzählungen Dinells, daß die Spitzbuben sehr wenig Muth haben und in der Angst bei ihrem kleinen Wachslichtchen alles schlecht besehen. Eine goldene Uhr und einige Fünffrankenstücke, welche in einer Tasse auf dem Spiegeltische lagen, hatte er nicht gefunden. Uebrigens ging aus den Verhandlungen hervor, daß sie über alle Verhältnisse im Hause aufs Genaueste unterrichtet waren; nur konnte der Faden nicht aufgefunden werden, an den sich dieses alles geknüpft hatte. Dinell sprach mit der größten Selbstgefälligkeit, und man sah, daß er die Aufmerksamkeit zu schätzen wisse, welche ihm das Publikum schenkte. Zwei Tage nachher, als die Klage wegen Raubmords über ihm schwebte, saß er immer still für sich, und weinte. So lieb ist selbst einem Galeerensklaven noch sein Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen für das vierte Stück dieses Jahrganges.

Seite 394 Zeile 5 von oben lies statt giebt, gilt.

Seite 419 Zeile 15 von oben lies statt Charleroix, Charolais. Derselbe Fehler kommt auf der nächstfolgenden Seite noch einmal vor.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Spanien unter den Nachfolgern Fernando's des Ersten, Königs von Castilien und Leon, bis zur Eroberung des Königreichs Granada im Jahre 1492.

Die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel während des hier angegebenen Zeitraums wird zu einem Irrsal für Jeden, der sich nicht darauf versteht, das Wichtige von dem Unwichtigen in dem großen Kampfe zu sondern, durch welchen der westeuropäische Boden von dem Islamismus gereinigt werden sollte.

Das große Land jenseits der Pyrenäen nahm keinen Antheil an den heftigen Bewegungen, wodurch der übrige Westen von Europa seinen Zusammenhang mit Asien zu retten strebte: es hatte seine Kreuzfahrten in seinem eigenen Umkreise. Diese nun waren mehr oder minder beschwerlich, je nach der Stärke des Widerstandes, auf welchen sie trafen. Obgleich in unverkennbarem Ver-

falle, war dennoch die Herrschaft der spanischen Araber viele Jahrhunderte hindurch nicht so kraftlos, daß sie einer Anfrischung unfähig gewesen wäre. Dazu kam, daß die gothischen Wiedereroberer sich selbst hinderlich wurden, hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Kraft nicht zusammenhielten, sondern da theilten, wo sie hätten vereinigen sollen. Es läßt sich schwerlich ein Zeitpunkt angeben, wo die Bewohner des nördlichen Spaniens sich nicht zu Eroberungen aufgelegt gefühlt hätten; ihr Fanatismus, aufs Sorgfältigste von der Priesterschaft unterhalten, und von einer Zeit zur andern von Rom aus angeschürt, glich dem nie verlöschenden Feuer der Vesta. Allein der Widerstreit, worin die verschiedenen Königreiche standen, brachte Lähmungen hervor, die lange Stillstände in sich schlossen; und so geschah es, daß seit Fernando's des Ersten Regierungsantritt noch mehr als fünftehalb Jahrhunderte verflossen, ehe das Königreich Granada erobert werden konnte: eine Begebenheit, die in den Jahrbüchern Europa's ewig denkwürdig bleiben wird, nicht sowohl um ihrer selbst willen, als wegen der höchst wichtigen Folgen, die sie durch den Eroberungsgeist der Spanier nach sich zog. Wäre sie nicht vorher gegangen, so hätte Europa schwerlich in der Entdeckung Amerika's einen Ersatz für das gefunden, was es in Asien und in seinem eigenen Umkreise an die Türken verloren hatte. Und so sehen wir, daß Spanien nach langer Verdunkelung, vom Schicksal berufen war, nicht bloß die Gestalt Europa's zu verändern, sondern auch der weiteren Entwickelung dieses Erdtheils eine ganz neue Grundlage zu geben; denn es läßt sich schwerlich

leugnen, daß Beides von ihm ausgegangen sei, sollte es auch, sich selber unbewußt und nur auf Absonderung bedacht, seinen hohen politischen Werth nie nach dessen ganzem Umfange empfunden haben.

Die Frage ist, auf welchem Wege Spanien zu einer so hohen Bestimmung gelangte; und diese Frage wollen wir in dem Nachfolgenden zu beantworten suchen.

Fernando der Erste fühlte sich in seinem Ehrgeize durch die Vereinigung des Königreiches Castilien mit dem Königreiche Leon vollkommen befriedigt, und dachte weniger auf Vergrößerung, als auf Erhaltung des Erworbenen. Wie andere Könige vor ihm getheilt hatten: so theilte auch er, indem er seinem ältesten Sohne Sancho die Krone von Castilien, dem zweiten, Namens Alfonso, die von Leon, dem dritten, Namens Garcia, die von Gallicien und Portugal vermachte. Man sieht hieraus, daß die Könige des elften Jahrhunderts berechtigt waren, über Land und Leute wie über Eigenthum zu verfügen, und dies beweiset, daß es noch keine Gesetze gab, welche den Vortheil der Völker mit dem Vortheil der Könige in Uebereinstimmung gebracht hätten. Fernando starb im Jahre 1065. Acht Jahre später waren seine Einrichtungen zertrümmert; denn als Sancho im Jahre 1072 gestorben, und Garcia ein Jahr darauf eingesperrt war, vereinigte sich die ganze Ländermasse, welche man das Reich der Gothen zu nennen genöthigt ist, wieder in Alfonso's des Sechsten Händen, und die lange Regierung dieses Königs — sie endigte im Jahre 1109 — war mit den merkwürdigsten Schicksalen verbunden.

Das von den Arabern bewohnte Spanien war nach

dem Untergange der Ommaijaden in acht Königreiche zerfallen, namentlich in die Königreiche Cordova, Toledo, Sevilla, Saragossa, Badajoz, Granada, Almeria und Valencia mit Murcia. Dies will nichts weiter sagen, als daß, nach der gewaltsamen Verdrängung des Herrscherstammes, die Statthalter der einzelnen Provinzen sich unabhängig gemacht hatten, ohne irgend eine Gewähr für ihre Fortdauer zu haben. War also jemals ein günstiger Zeitpunkt zur Wiedereroberung des verlornen Gebietes für die Gothen vorhanden: so war er jetzt eingetreten. Ihn nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, machte Alfonso der Sechste den Anfang mit der Eroberung von Madrid und Toledo. Nachdem er nun im Jahre 1085 die Eroberung des ganzen Königreichs Toledo vollendet hatte, stand er im Begriff, die Mohammedaner gänzlich aus Spanien zu vertreiben, als er sich plötzlich durch die Folgen einer Umwälzung gehemmt sah, die seit etwa fünf und zwanzig Jahren jenseits der Meerenge die Gestalt der Dinge verändert hatte.

In dem eigentlichen Afrika, d. h. in den Staaten Tripoli, Tunis und Algier, und in dem Mogreb, d. h. in dem gegenwärtigen Fez und Marokko, herrschten in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts die Zeiriden, ein Fürstenstamm, der, von Zeiri, Munad's Sohne, entsprossen, sich von dem ägyptischen Kalifen unabhängig gemacht hatte. Diesen Zeiriden aber erging es nicht besser, als den meisten Dynastieen des Morgenlandes, wenn man, ihrer Herrschaft überdrüssig, nach einer Veränderung schmachtete. Ein neuer Apostel und Eroberer, Namens Abu Bekr, Sohn Omars, versammelte einige

arabische Stämme, die er für sich gewonnen hatte, bei der Stadt Segelmessa im Königreiche Fez, ließ sich zum Emir-el-mumenin, d. h. zum Befehlshaber der Gläubigen ausrufen, und vertrieb hierauf die Zeiriden sowohl aus dem Mogreb als aus dem eigentlichen Afrika; die von ihm gestiftete Secte erhielt die Benennung Morabethin, d. h. genauer an die Religion Gebundene; und daraus entstand die Benennung Almoraviden und Marabuts für spanische Geschichtschreiber. Er selbst endigte bald. Sein Nachfolger Jusuf, Sohn Taschefins, erbauete im Jahre 1069 Marok, das er zum Sitze seines neuen Reiches machte. Mit der Vergrößerung desselben beschäftigt, erhielt er, gegen das Jahr 1085, die Aufforderung, den von Alfonso hart bedrängten Mohammedanern von Sevilla zu Hülfe zu kommen. Er nahm diese Aufforderung an, ging über die Meerenge, schlug den König von Castilien in der Ebene von Badajoz, und bezwang in den Jahren 1090 und 1091 die vornehmsten Staaten der Araber: Granada und Sevilla.

Auf diese Weise wurde Alfonso's Unternehmungsgeiste freilich eine unüberwindliche Schranke gestellt; allein er blieb in dem Besitze des Königreichs Toledo, zu welchem seit dem Jahre 1043 das Königreich Cordova gehörte.

Es erfolgte von nun an ein langer Stillstand in dem Wiedereroberungsgeschäft: ein Stillstand, dessen Ursachen sehr zusammengesetzt waren. Alfonso hinterließ nur eine Tochter, Namens Uraque, welche, mit Raimund, dem Sohne Wilhelms des Zweiten, Grafen von Bur-

gund, vermählt, schon vor dem Hintritt ihres Vaters Wittwe wurde. Sie regierte von 1109 bis 1126, mehr darauf bedacht, wie sie erhalten, als wie sie vermehren wollte. Alfonso der Siebente, ihr einziger Sohn, ließ sich im neunten Jahre seiner Regierung zwar als Kaiser von Spanien krönen; was ihm aber auch dazu bewegen mochte: das Machtgebiet der Gothen wurde durch ihn nicht erweitert. Er schwächte sogar die Macht derselben durch eine neue Theilung, indem er seinem ältesten Sohne Sancho die Krone von Castilien, dem zweiten, Namens Ferdinand, die Krone von Leon vermachte. Jener starb ein Jahr nach seinem Regierungsantritt (1158), und sein Nachfolger war Alfonso der Achte. Dieser regierte bis zum Jahre 1187, und sein Nachfolger war Alfonso der Neunte, bisheriger König von Leon.

In diese Periode fällt die Bildung des Königreichs Portugal. Schon vor derselben hatten die Könige von Castilien und Leon, von Gallicien aus, einen Theil der spanischen Westküste auf Kosten der Araber wiedererobert und daraus eine besondere Statthalterschaft unter der Benennung von Porto Cale gemacht. Mit dieser Statthalterschaft war Fernando's des Ersten dritter Sohn abgefunden worden: er, von dem wir oben bemerkt haben, daß er im Jahre 1073 eingesperrt worden. In den Kriegen nun, welche Alfonso der Sechste mit den Mohammedanern zu bestehen hatte, zeichnete sich ein französischer Prinz, der ein Enkel Roberts des Alten, Herzogs von Burgund, und ein Urenkel Roberts des Zweiten, Königs von Frankreich, war, durch seine Tapferkeit aus. Der Name dieses Prinzen war Heinrich von

Burgund. Ihn durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln, gab Alfonso ihm die Infantin Doña Theresa zur Gemahlin, und ernannte ihn um das Jahr 1090 zum Grafen von Portugal. Dieser Staat bestand damals aus den Städten Porto, Braga, Miranda, Lamego, Viseu und Coimbra, und war in sich selbst nichts weiter als ein Anhängsel des Königreichs Leon, zu welchem Graf Heinrich in dem Verhältniß eines Vasallen stand. Indeß war dies Verhältniß nicht von langer Dauer. Heinrichs Sohn und Nachfolger, Alfonso der Erste, unterlag der Versuchung, sich unabhängig zu machen, und die stärkste Aufforderung dazu mochte in dem geringen Beistande liegen, den er unter der Königin Uraque in seinen Kämpfen mit den Arabern zu erwarten hatte. Voll Unruhe über den kriegerischen Geist des jungen Alfonso, griffen die Araber ihn mit überlegenen Kräften an. Doch anstatt den Muth zu verlieren, ging dieser ihnen mit seiner ganzen Macht entgegen. In der Ebene von Ourique kam es zur Entscheidung. Die Araber verloren die Schlacht, und nun eroberte Alfonso, nach einander, die Städte Leiria, Santarem, Lisboa, Cintra, Alcaçar do Sal, Evora und Elvas, theils diesseits, theils jenseits des Tajo gelegen. Den erweiterten Staat auch gegen die Könige von Castilien und Leon zu behaupten, faßte er den Entschluß, sich als Vasallen des heil. Stuhls und als demselben zinsbar anzuerkennen. Dies geschah im Jahre 1142. Unmittelbar nach der Schlacht bei Ourique hatte Alfonso die Bischöfe seiner Grafschaft zusammen berufen und in der Versammlung derselben eidlich ausgesagt: „Jesus Christus sei ihm am

Tage vor der Schlacht erschienen, und habe ihm einen gewissen Sieg versprochen, zugleich aber auch befohlen, sich zum Könige ausrufen zu lassen, und die fünf Wunden Jesu nebst den dreißig Silberlingen, für welche er den Juden verkauft worden, zum Wapen anzunehmen.“ Wie hätten Bischöfe solchen Beweisgründen widerstehen können! Der Königstitel fand von ihrer Seite keine Schwierigkeiten; denn sie waren es ja, die ihn ertheilen sollten, und sie waren es zugleich, die den größten Vortheil davon zogen. Auf dem Reichstage zu Lamego wurde von den Ständen die Unabhängigkeit Portugals erklärt und zugleich die Ordnung der Thronfolge festgesetzt. So war also zu den vielen unabhängigen Staaten, welche die pyrenäische Halbinsel in sich schloß, ein neuer hinzugekommen. Den Schutz des römischen Hofes zu gewinnen, mußten die ersten Suveräne von Portugal den Geistlichen freilich große Besitzungen mit Hoheitsrechten und mit Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit einräumen; dies war um so nothwendiger, weil im zwölften Jahrhundert die Päbste in der Blüthe ihres Ansehns als Universal-Monarchen standen. Ihre Nachfolger fühlten indeß, wie viel ihnen dadurch geschadet war, und fingen allmählig an, der Geistlichkeit eben so viel Abneigung zu zeigen, als Alfonso der Erste Ergebenheit für sie an den Tag gelegt hatte. Daraus entwikkelte sich nun eine lange Reihe von Streitigkeiten zwischen ihnen und dem römischen Hofe, und das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch war der portugiesische Thron den Stürmen ausgesetzt, welche die Absetzung und die Excommunication der Könige in dieser Periode zu

begleiten pflegten. Unter Alfonso dem Dritten, welchen Innocenz der Vierte an Sancho's des Zweiten Stelle brachte, wurde die Eroberung Portugals vollendet; denn dieser König fügte Algarbien hinzu, welches bis zum Jahre 1249 in den Händen der Araber geblieben war.

Inzwischen war das Reich der Morabethen in Afrika durch eine neue Secte gestürzt worden, die man die Muahedin oder Almohaden nannte. Der Stifter derselben war Abdalmumen. Er trat in den Gebirgen von Sus als Reformator auf, nahm im Jahre 1120 den Titel Emir-el-Mumenin mit dem Beinamen Mahadi, d. h. Oberhaupt der Gläubigen an, und, sobald er sich zum Herrn von Mogreb und von dem eigentlichen Afrika gemacht hatte, faßte er den Entschluß, sich auch der mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen. Den ersten Kampf hatte Alfonso der Siebente im Jahre 1150 zu bestehen; und die Folge davon war, daß er Cordova aufgeben mußte. Sieben Jahre später trat der letzte Morabethen-König von Granada sein Reich freiwillig an Abdolmumen ab. Die angefangene Eroberung zu vollenden, ging Abdolmumen im Jahre 1061 selbst nach Spanien; doch machte er keine Fortschritte. Diese waren seinem Nachfolger und Enkel, Abu Jacub, aufbewahrt, welcher 1171 Murcia, Valencia und Jaen eroberte, und 1184 bei der Belagerung von Santarem starb. Sein Nachfolger Abu Jusuf entriß den Christen Algarbien, und nahm 1196, nach einem großen Siege, Toledo ein. Die siegreiche Periode der Muahedier schloß sich mit der Eroberung von Silvos in Portugal durch Naser, Abu Jusuf's

Sohn. Dieß waren die Folgen der von Alfonso dem Siebenten herbeigeführten Theilung; denn in ihr lag die wahre Ursache des Uebergewichts, welches die Afrikaner über die Bewohner Spaniens hatten.

Mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begannen die Sachen eine andere Gestalt zu gewinnen. Neue Unruhen, welche in Afrika ausgebrochen waren, forderten Nessers Gegenwart. Seine Abwesenheit benutzend, nahmen die spanischen Christen Calatrava. Als Nasser dieß erfuhr, ließ er mehrere von seinen Großen hinrichten, und warb ein ungeheures Heer, an dessen Spitze er die ganze Halbinsel zu erobern gedachte. Nach der Angabe spanischer Geschichtschreiber führte er nicht weniger als 600,000 Mann über die Meerenge. Dieß geschah zu einer Zeit, wo die Ultramontaner, welche der Erzbischof Roderich von Toledo mit päbstlichem Beistande zusammengebracht hatte, bereits über die Pyrenäen zurückgegangen waren. Die allgemeine Gefahr, welche über Spanien schwebte, bewirkte endlich den Zusammentritt der sämmtlichen christlichen Fürsten; und glücklicher Weise behielten sie Zeit genug, um ihre Kräfte vereinigen zu können. Ueber die Sierra Morena gedachte Nasser in das nördliche Spanien einzudringen. Die Christen zogen sich also gegen die Oeffnungen dieser Gebirgskette. Der Angriff war indeß für sie mit großen Schwierigkeiten verbunden, bis ein Hirt ihnen einen unbekannten Seitenweg zeigte, auf welchem der Feind umgangen werden konnte. Beide Heere, ungewöhnlich stark, waren entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Mit geweiheten Bannern und Waffen versehen, drangen Castilianer,

Aragonesen, Navarrer und Portugiesen wetteifernd vor, und nicht minder wetteiferten in diesen großen Abtheilungen Ritterorden, Adel und Bürger, wer sich am meisten hervorthun würde. Den Koran in der Linken, das Schwert in der Rechten erschien Nasser, die Seinigen aufzumuntern. Er war noch damit beschäftigt, als von Seiten der Christen der erste Angriff erfolgte. Heftig war der Widerstand der Mohammedaner; doch dauerte er nicht länger, als bis die schwere Reiterei der Christen die Kette durchbrochen hatte, womit die Zugänge zu dem Hauptlager Nassers umgeben waren. Sancho der Siebente, König von Navarra, mit dem Beinamen der Starke, verewigte bei dieser Gelegenheit seinen Namen; denn er war der Erste, der die Kette sprengte. Von vorn und im Rücken angegriffen, warfen sich die Afrikaner in eine wilde Flucht. Der Angabe der Zeitgenossen nach, wurden ihrer nicht weniger als 200,000 erschlagen, und in einem Schreiben Alfonso's des Achten an Innocenz den Dritten wird bemerkt, daß die Christen an den Lanzenschäften der Getödteten so viel Holz gewannen, daß sie es in zwei Tagen nicht verbrauchen konnten. Nasser selbst entkam durch die Flucht. Nach Sitte morgenländischer Despoten ließ er auch dies Mal alle die Anführer hinrichten, von welchen er glaubte, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. Voll Unwillens über die erlittene Niederlage, dachte er auf Rache, als der Tod ihn im Jahre 1213 überraschte. Sein Sohn Jusuf nahm zwar den Namen des Siegreichen an, that aber nichts, die verlorne Herrschaft in Spanien wiederzugewinnen. Auf diese Weise entwickelten

die glücklichen Folgen der Schlacht bei Ubeda*) immer mehr. Nach dem Jahre 1223, wo Jusuf starb, und sein Divan die Macht seines Nachfolgers bis zur gänzlichen Ohnmacht beschränkte, hatte das christliche Spanien den freiesten Spielraum gewonnen, und, dies empfindend, blickte es um desto stolzer auf die Schlacht bei Ubeda zurück. Sancho von Navarra hängte das Bild der durchbrochenen Kette um sein Wapen, und seinem Beispiele folgend, verewigte jedes Haus auf irgend eine Weise das Andenken an die von seinen Genossen in dem großen Kampfe an Andalusiens Gränzen verrichteten Thaten.

Zwei Jahre nach der großen Schlacht bei Ubeda starb Alfonso der Achte; drei Jahre später sein einziger Sohn Heinrich der Erste. Die Wiedervereinigung von Castilien und Leon fand zwar noch Schwierigkeiten, gegründet in Familienverhältnissen, noch mehr gegründet in der gegenseitigen Abneigung der Bewohner dieser Königreiche von einander; allein sie kam nach dem Ableben Alfonso's des Neunten, Königs von Leon, zu Stande. Die ganze Ländermasse schmolz in den Händen Ferdinands des Dritten, einzigen Sohnes des so eben genannten Königs von Leon, zusammen; und von jetzt an waren Unternehmungen möglich, welche bis dahin aus Mangel an Kraft und Einheit hatten unterbleiben müssen. Es kam dazu, daß Ferdinand der Dritte in Jakob dem Ersten, König von Aragon, einen eben so entschlossenen als standhaften Bundesgenossen fand.

*) Man nennt diese Schlacht auch die von las navas de Tolosa. V. Roderigo de Toledo, rerum in Hispania gestarum; lib. VIII., cap. 7.

Das letztere Königreich hatte sich seit Sancho's des Großen Tode durch Eroberungen vergrößert: im Jahre 1096 durch Huesca, 1114 durch Tudela, ein Jahr darauf durch Saragossa. Endlich im Jahre 1137 vermählte sich die Erbin von Aragon, Petronella (eine Urenkelin des Königs Ramiro), mit dem Grafen von Barcellona, Raimund dem Fünften, und von diesem Augenblick an stand das Königreich Aragon in einem solchen Umfange da, daß es auf Fortdauer rechnen konnte. Alfonso der Zweite, Sohn Raimunds von Petronella, vereinigte im Jahre 1162 Aragon, Catalonien mit seinen Familiengütern in Süd-Frankreich und mit der Grafschaft Roussillon, die ihm durch Erbschaft zugefallen war; und Pedro der Zweite, sein Nachfolger, erwarb Montpellier durch seine Vermählung mit Marie, der Erbin dieser Grafschaft. Ihr Sohn Jacob der Erste traf mit Ferdinand dem Dritten ein Abkommen, nach welchem ihm für seinen Beistand in dem Kriege gegen die Araber die Eroberung der balearischen Inseln gestattet wurde.

Gemeinschaftlich gingen also die beiden Könige ans Werk. Indem nun der König von Aragon dem Könige von Castilien und Leon die Seite deckte, und das Königreich Murcia eroberte, drang dieser in den Süden von Spanien ein, und eroberte in dem Zeitraum von 1236 bis 1250 das Königreich Cordova, den größten Theil von Estremadura, ganz Murcia, Jaen, Sevilla, und zuletzt Cadiz mit dessen Umgegend. So unwiderstehlich waren seine Waffen, daß der König von Granada keine andere Rettung absah, als sein Vasall zu werden, jährlich 50,000 Dublonen Tribut zu bezahlen und Kriegsdienste

zu leisten. Gleichzeitig eroberte Jacob der Erste für sich das Königreich Valencia, um den Besitz der balearischen Inseln zu sichern, welche bereits bis zum Jahre 1234 erobert waren.

Es ist unmöglich, Königen, wie Ferdinand der Dritte und Jakob der Erste waren, seine Hochachtung zu versagen; denn, wie sehr sie auch durch die Umstände begünstigt werden mochten: so verdient doch die Standhaftigkeit, womit sie ihre Entwürfe ausführten, eine unbedingte Verehrung. Wenn Ferdinand in der Geschichte den Beinamen des Heiligen führt, so darf man dabei schwerlich noch etwas mehr in Betrachtung ziehen, als die Politik des römischen Hofes, welcher zu allen Zeiten bereit war, die, welche für seinen Vortheil arbeiteten oder zu arbeiten schienen, in die Reihe seiner Heroen aufzunehmen. Der Mann, der, seine ganze Lebenszeit hindurch, sein Volk mit sich fortriß, mußte Eigenschaften besitzen, wodurch er den Ausschlag gab über alles, was die Tugend eines Frömmlings mit sich bringt. Im dreizehnten Jahrhundert war der kirchliche Geist noch nicht so sehr verflüchtigt, daß es erlaubt gewesen wäre, sich von ihm loszusagen; am wenigsten war dies einem Könige von Spanien gestattet, d. h. von einem Lande, dessen sämmtliche Einrichtungen seit dem achten Jahrhundert auf den Gegensatz berechnet waren, worin das Christenthum zu dem Mohammedanismus stand. Es war indeß sehr wohl möglich, daß ein König von Castilien und Leon in alle Wahnbegriffe seiner Zeitgenossen einging, ohne selbst davon angesteckt zu seyn; und um zu beurtheilen, ob Ferdinand der Dritte mehr im theokrati-

schen oder mehr im kosmokratischen Geiste handelte, hat man nur in Betrachtung zu ziehen, wie er sein Verhältniß zu Afrika anschaute. Ueberzeugt, daß Spanien nicht zu einer bleibenden Ruhe gelangen würde, so lange die spanischen Araber von Nordafrika aus unterstützt würden, setzte er sich in den Besitz einer Seemacht. Schon hatte sein Admiral, Raimund Bonifacio aus Burgos, die marokkanische Flotte geschlagen, schon war alles zu einer Landung vorbereitet, als der Tod Ferdinands im Jahre 1255 noch einmal zu einer unerwarteten Wohlthat für die spanischen Araber wurde, und ihre Macht um 250 Jahre verlängerte.

Denkt man den Ursachen nach, welche diese Verlängerung bewirkten: so stellen sich sogleich folgende dar. Erstlich: den Mauren gewährte der Rückzug in den Süden von Spanien und die Zusammendrängung im Königreiche Granada überwiegende Vertheidigungsmittel, welche sie nicht hatten, so lange ihre Bevölkerung über ganz Spanien verbreitet war. Zweitens: den christlichen Spaniern begegnete das Gegentheil davon; denn je mehr sie sich ausdehnten, desto schwächer wurden sie nothwendig. Drittens: auf jede große Anstrengung folgt Erschlaffung; und da die christlichen Spanier durch Ferdinand den Dritten und Jakob den Ersten zwanzig Jahre hindurch in Athem erhalten waren: so war nichts natürlicher, als daß sie sich zu erholen wünschten. Vorzüglich war dies der Fall mit den Castilianern. Da der bei weitem größere Theil ihres Vaterlandes durch ihre Waffen befreiet war: so wollten sie den Feind lieber in dem Besitz einer einzelnen Provinz lassen, als sich schweren

Anstrengungen hingeben, deren Erfolg sehr zweifelhaft war. Viertens: die Aragonesen, welche sich durch die Abtretung von Murcia selbst der Möglichkeit, ihren Eroberungen auf der Halbinsel eine größere Ausdehnung zu geben, beraubt hatten — die Aragonesen stürzten sich unter Peter dem Dritten, Jacobs des Ersten Nachfolger, in ein anderes Abenteuer; und, nachdem sie in den Besitz von Sicilien gekommen waren, beschäftigte sie die Behauptung dieser Insel in einem so hohen Maße, daß sie die spanischen Angelegenheiten darüber gänzlich aus den Augen verlieren mußten. Fünftens: der Zusammenhang zwischen den Bewohnern von Granada und den Afrikanern hörte nie ganz auf; und sobald jenseits der Meerenge wieder eine haltbare Ordnung eingetreten war, fehlte es auch nicht an Bereitwilligkeit zur Unterstützung Derer, die man nur als eine Vormauer für Afrika betrachten konnte.

Dies alles will in Erwägung gezogen seyn, wenn man mit einiger Gründlichkeit über die Begebenheiten der pyrenäischen Halbinsel nach Ferdinands des Dritten Tode urtheilen will.

Dieser König erwarb sich übrigens das Verdienst, die Untheilbarkeit und die Thronfolge nach der Erstgeburt zu Grundgesetzen seines Reiches zu machen. Noch mehr: er legte den Grund zu jenem Tribunal, aus welchem sich in der Folge der hohe Rath von Castilien entwickelt hat; und um die Bande der Gesellschaft, welche vor ihm nur allzu locker waren, fester an einander zu ziehen, veranstaltete er jene Gesetzsammlung, welche sein Sohn und Nachfolger bekannt machte.

Wie ausgezeichnet unter den Staaten Europa's hätte Spanien werden können, wenn Alfonso der Zehnte auf dieser Grundlage seines Vaters fortgebauet hätte! Aber es fehlte diesem Könige dazu an Ernst, und in der Verfassung selbst lag noch nicht das Mindeste, wodurch Charakter-Fehler unschädlich gemacht werden. Wenn Alfonso in der Geschichte den Beinamen des Weisen führt: so begreift man nicht, was ihm eine so ehrenvolle Benennung erwerben konnte, wofern es nicht der Umstand war, daß er sich in der Astrologie umgesehen hatte. Leichtsinn und Eitelkeit waren die hervorstechendsten Züge seines Charakters, und gerade hierin lag seine Unfähigkeit, das von seinem Vater begonnene Werk zu vollenden. Er hatte fünf Jahre regiert, als Deutschlands Fürsten einige Neigung bewiesen, ihn zu ihrem Könige zu wählen. Wie schön nun sein eigenes Königreich seyn mochte: so ließ er sich doch durch den Kaisertitel verführen, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen. Glücklicher Weise für ihn selbst widersetzten sich die Stände Castiliens. Nichts desto weniger verfolgte er diese Chimäre zwanzig Jahre hindurch mit einem Eigensinn, der ihn um so lächerlicher machte, je mehr es ihm an den Mitteln fehlte, wodurch sein Zweck erreicht werden konnte. Um alles mit Einem Worte zu sagen: Alfonso der Zehnte hatte nicht Einsicht genug, die Nothwendigkeit einer guten Wirthschaft in einer Lage, wie die seinige nun einmal war, zu erkennen. Den Eingebungen jüdischer Finanzmänner folgend, verringerte er den Gehalt der Münzen; und indem er die Auflagen vermehrte,

ohne jemals seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, zerfiel er erst mit seinen Brüdern, dann mit dem Adel, und zuletzt mit der ganzen Nation. Derselbe König, den die Geschichte den Weisen nennt, sah sich zuletzt genöthigt, seinen Sohn zu bekämpfen, und Afrikaner zu Hülfe zu rufen; und eben dieser König hatte als Gesetzgeber, (d. h. als Bekanntmacher der siete Partidas) die Schwachheit, die kirchlichen Rechte seiner Krone den Anmaßungen des heil. Stuhles aufzuopfern.

Durch Alfonso's des Zehnten Regierung wurde der Grund zu einer hundertjährigen Anarchie gelegt, welche Spanien von der Höhe, die es unter Ferdinand dem Dritten und Jacob dem Ersten erreicht hatte, wieder herabzustürzen drohete, und gewiß herabgestürzt haben würde, wenn die Mauren sich von ihren Unfällen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hätten erholen können.

Diese Anarchie entwickelte sich auf folgende Weise.

Durch Ferdinand den Dritten war das sogenannte Repräsentations-Recht festgestellt worden; er sah darin das wirksamste Mittel, künftigen Theilungen vorzubeugen. Dies Repräsentations-Recht aber war nicht nach dem Geschmack der castilianischen Großen; und gestehen muß man, daß es ihnen dazu nicht an Gründen fehlte. Denn erstlich that die feststehende Erbfolge ihrem Wahlrechte Abbruch, wie beschränkt dieses auch in sich selbst seyn mochte; zweitens ließ sich befürchten, daß, wenn das bisher bestandene Gesetz, nach welchem der Nähere dem Entfernteren, der Sohn dem Oheim vorgezogen wurde, abgeschafft werden sollte, die Zügel der Regierung leicht

in die Hände eines Unmündigen, sogar eines Kindes fallen konnten. Es gehörte offenbar zum Charakter der Feudal-Regierungen, einen gemachten Mann an ihrer Spitze zu haben; ihre organische Unvollkommenheit schloß ein solches Bedürfniß in sich.

Zu einer Zeit nun, wo Alfonso der Zehnte sich aus Castilien entfernt hatte, um dem Titel eines deutschen Kaisers nachzulaufen, starb sein ältester Sohn Ferdinand, mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne. Das Repräsentations-Gesetz war in die siete Partidas aufgenommen worden; und nach demselben mußte, in Alfonso's des Zehnten Abwesenheit, das Regierungsrecht auf den ältesten von Ferdinands Söhnen übergehen. Allein dieser Prinz war noch ein Kind, und das Gesetzbuch war nichts weniger als allgemein angenommen. Unter diesen Umständen stützte Sancho, Alfonso's zweiter Sohn, seine Ansprüche auf die altherkömmlichen Erbfolgerechte, und fand den Beifall nicht nur der Großen, sondern auch der ganzen Nation, indem diese nichts so sehr fürchtete, als die Regierung unter einem minderjährigen König. Sancho ward also als König bestätigt, ehe Alfonso nach Castilien zurückkam. Dieser, getäuscht in seinen Erwartungen, und angestachelt von einer Gemahlin, welche die Enkel dem Sohne vorzog, tadelte Sancho's Ehrgeiz; und über die Streitigkeiten, welche daraus entstanden, gerieth das ganze Königreich in Verwirrung.

Diese Verwirrung dauerte selbst nach Alfonso's Tode im Jahre 1284 fort, indem der heilige Stuhl die Vermählung Sancho's mit Maria, der Tochter eines spani-

schen Großen, wegen allzu naher Verwandtschaft nicht für kanonisch anerkennen wollte, und das Haus Frankreich sich der zurückgesetzten Prinzen, mit denen es nahe verwandt war, bei jeder Gelegenheit annahm. Zwar vertheidigte Sancho mit unerschüttertem Muthe den unter dem Beistande des Volkes erworbenen Thron; allein nicht genug, daß ihm sein ganzes Leben verbittert wurde, dauerte die von Alfonso in Gang gebrachte Zwietracht auch nach seinem Tode fort; und die Regierungs-Perioden seiner nächsten Nachfolger, Ferdinands des Vierten und Alfonso's des Elften, bieten in Spaniens Geschichte eine Reihe von schmachvollen Bürgerzwisten dar, welche nur allzu deutlich zeigen, daß Spaniens Staatsgesetzgebung in diesen Zeiten nicht vollkommner war, als die der übrigen Reiche Europa's. Was nicht wenig dazu beitrug, das öffentliche Elend in diesen Zeiten zu vermehren, war der Umstand, daß zwei Häuser in ihrem Streben nach überwiegendem Einfluß die königliche Macht verdunkelten. Das eine war das der Laras, das andere das der Haros. Das letztere befand sich im erblichen Besitze der Herrschaft über Biscaya, und konnte daher um so weniger gezügelt werden. Sowohl Ferdinand der Vierte, als Alfonso der Elfte, waren minderjährig, als sie zur Regierung gelangten; und, indem die Regentschaft streitig war, mußte die Nebenbuhlerei der beiden Häuser, die wir so eben genannt haben, jede Art von Ungemach für das Königreich Castilien herbeiführen. Das Einzige, was sich zur Entschuldigung dieser Anmaßer sagen läßt, ist wiederum die Unvollkommenheit der spanischen Staatsgesetzgebung in der Zeit ihres

Wirkens. Um nicht Amboß zu seyn, mußte man dahin trachten, Hammer zu werden, was nur dann mit Erfolg geschehen konnte, wenn man sich des Königs bemächtigte, und ihn zu seinem Werkzeuge machte. Die Auftritte, welche auf diesem Wege entstanden, zeigen deutlich, wohin es da kommen kann, wo nichts geordnet ist, weil unvertilgbarer Ehrgeiz der Großen keinen angemessenen Spielraum erhalten hat *).

Ferdinand der Vierte starb, als er kaum mündig geworden war (1312). Die Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers Alfonso des Elften zu erhalten, griffen zwei Prinzen des königlichen Hauses, von welchen Don Juan Groß-Oheim, Don Pedro Oheim des jungen Königs war, zu den Waffen. Man muß annehmen, daß das Repräsentations-Recht, oder die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, in Spanien noch immer lebhaft bestritten wurde. Den jungen König sicher zu stellen, ließ seine Großmutter Maria ihn auf

*) Mehrere spanische Könige dieser Zeit haben sich in dem Falle befunden, an den Großen ihres Reichs zu Mördern werden zu müssen: Sancho der Vierte tödtete mit eigener Hand Lope de Haro in seinem Palaste zu Valladolid; Ferdinand der Vierte ließ zwei angesehene Männer ohne Urtheil und Recht hinrichten; und da sie ihn binnen 30 Tagen vor Gottes Richterstuhl forderten, und der König wirklich während dieses Zeitraums starb, so führt er in der Geschichte Spaniens den Beinamen des **Vorgeforderten**; Alfonso der Elfte lud den Infanten Don Juan, seinen Vetter, an sein Hoflager nach Toro, wo er ihn eigenhändig ermordete. Zwar findet man solche Verbrechen auch in andern Ländern; doch waren sie nirgends so einheimisch, als in Spanien, und sie waren es nur darum, weil man hier am wenigsten darauf gedacht hatte, das Recht mit der Macht ins Gleichgewicht zu setzen.

den Thurm der Kathedral-Kirche von Avila unter die Aufsicht des dasigen Bischofs bringen. Begleitet von Kriegsheeren, erschienen die beiden Prinzen des königlichen Hauses auf der Ständeversammlung, welche über die Regentschaft entscheiden sollte. Diese theilte sich in zwei Partheien, von welchen die eine den Infanten Don Pedro und die Großmutter des Königs, die andere den Infanten Heinrich und die Mutter des Königs zu Regenten ernannte. Die natürliche Folge dieser zwiespaltigen Entscheidung war ein Bürgerkrieg, bis im Jahre 1314, nach langen Unterhandlungen, die Sache dahin entschieden wurde, daß die beiden Infanten die Verwaltung nach Maßgabe der sie begünstigenden Landschaften theilen, die Erziehung des jungen Königs aber der Großmutter verbleiben sollte; die Mutter desselben war inzwischen gestorben. Diese Entscheidung war eines Zeitalters würdig, worin man noch nicht begriffen hatte, daß gute Hausgesetze die erste Grundlage für eine geordnete Regierung sind. Die Unruhen hörten nicht eher auf, als bis beide Prinzen ihren Untergang im Kriege gefunden hatten, den sie im Jahre 1319 gegen den König von Granada unternahmen.

Nach ihnen traten andere Bewerber um die Regentschaft auf, und als die Stände zum zweiten Male Parthei nahmen, wendete sich Alfonso's Großmutter an den Pabst Johann den Zweiundzwanzigsten mit der Bitte, durch Absendung eines außerordentlichen Legaten die Ruhe Spaniens zu erhalten. Ein solcher erschien im Jahre 1322, und auf dem Reichstage zu Palencia wurde alles erschöpft, was zur Besänftigung der Gemüther bei-

tragen konnte. Doch vergeblich sucht man Personen zu gewinnen, wo die Natur der Dinge noch verkannt wird. Ungern verstanden sich die ehrgeizigen Prinzen zu einem kurzen Waffenstillstande; und sobald Doña Maria der Natur den letzten Tribut bezahlt hatte, brach der Bürgerkrieg in helle Flammen aus. Vergeblich ermahnte der junge König seine Vettern zum Frieden. Er hatte um diese Zeit ein Alter von vierzehn Jahren erreicht, und einiges Vertrauen eingeflößt. Wer es mit dem Vaterlande wohl meinte, war leicht beredet, auf seine Seite zu treten. So wurde im Jahre 1324 ein Reichstag zu Valladolid zu Stande gebracht, und, auf diesem für volljährig erklärt, trat er seine Regierung an, welche unter heftigen Stürmen bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vorhielt.

Eine seiner ersten Handlungen war, den Infanten Don Juan den Mißgestalteten in Toro eigenhändig umzubringen, und die großen Besitzungen desselben zu den Krongütern zu schlagen. Die Finanzen wurden einem Juden anvertrauet, gegen welchen sich die öffentliche Stimme bald so laut erhob, daß dem Könige nichts anderes übrig blieb, als ihn zu entsetzen, und eine Verordnung zu erlassen, nach welcher die Stelle eines Almoxarifen (so wurde der Schatzmeister in diesen Zeiten in Spanien genannt) nie wieder einem Juden zu Theil werden sollte. Wie schlecht dies Gesetz von seinen Nachfolgern gehalten wurde, werden wir weiter unten sehen. Den Rathgebern des jungen Königs leuchtete ein, daß der innere Friede nur durch Beschäftigung des Adels in auswärtigen Kriegen zu erhalten sei. Es war die Nieder-

lage zu rächen, welche die beiden Vormünder des Königs gelitten hatten; außerdem beleidigte der König von Granada durch Versagung des üblich gewordenen Tributs und durch Begünstigung der Mißvergnügten, die sich an seinen Hof geflüchtet hatten. Alfonso hatte im Jahre 1327 einen Sieg zur See erfochten, und einige Plätze erobert, als die Könige von Aragon und Portugal sich an ihn anzuschließen versprachen, und Pabst Johann der Zweiundzwanzigsten nicht bloß Zehnten bewilligte, sondern auch die Gläubigen aller Gegenden zur Theilnahme an dem scheinbar letzten Kampf mit den spanischen Arabern aufforderte. Der Gedanke des heil. Vaters war, den Krieg, der sich zwischen Eduard dem Dritten, König von England, und Philipp dem Sechsten, König von Frankreich, zu entwickeln drohete, auf die Ungläubigen abzuleiten. Doch dies mißlang; und indem sich auch die spanischen Könige entzweiten, der König von Granada aber Mittel fand, den König von Marokko für sich zu gewinnen, endigte sich das große Unternehmen mit dem Verluste von Algesiras und Gibraltar, welche in die Hände der Marokkaner fielen. Nicht zufrieden mit diesem Erfolge, wünschte Abul Hassem, nachdem er sich zum Gebieter über Tremesen, Algier und Tunis aufgeworfen hatte, seinen Eroberungen auf der Halbinsel einen größeren Umfang zu geben. Mit 60,000 Mann, an welche sich eine Unzahl von Familien anschloß, versuchte er im Jahre 1339 über die Meerenge zu setzen. Eine solche Gefahr nöthigte die christlichen Spanier zur Einigkeit; und wirklich gelang es den Castilianern und Aragonesen, den ersten Landungsversuch zu hintertreiben. Doch die

Bewohner der afrikanischen Nordküste kehrten im folgenden Jahre zurück; und unterstützt von den Mauren Granada's überschwemmten sie Andalusien, wo sie sich sogleich in den Besitz der festen Plätze zu bringen strebten, und Tariffa ohne Zeitverlust belagerten. Die Gefahr war groß, wenn sie gleich derjenigen nicht gleich kam, wodurch das Reich der Gothen im achten Jahrhundert umgestürzt wurde. Vereinigt mit Alfonso dem Kühnen, König von Portugal, wagte es der König von Castilien, den Afrikanern eine Schlacht anzubieten: sie erfolgte den 30. October 1340 am Flusse Salado, und der Sieg blieb den Christen. Doch, obgleich der spanische Admiral Boccanegra gleichzeitig die Marokkaner zur See schlug, so beschränkte sich der Erfolg dieser großen Anstrengungen, nach der Wiedereroberung von Algesiras im Jahre 1342, dennoch darauf, daß ein zehnjähriger Friede mit Marokko geschlossen, und der alte Vertrag mit Granada erneuert wurde. Gibraltar blieb in den Händen der Marokkaner. Als, vor Ablauf des Waffenstillstandes, in Marokko Unruhen ausbrachen, welche Abul Hassem durch allzu heftigen Druck seiner Unterthanen herbeigeführt hatte, suchte zwar Alfonso so günstige Umstände zur Wiedereroberung von Gibraltar zu benutzen; allein obgleich von den Ständen seines Königreichs aufs Freigebigste unterstützt, scheiterte er dies Mal, und ein plötzlicher Tod an der großen Pest (die man in diesen Zeiten den **schwarzen Tod** nannte), machte den 26sten März, 1350 seinem Leben ein Ende.

Auf Castiliens Verfassung wirkten Alfonso's des Elften kriegerische Unternehmungen in so fern vortheil-

haft zurück, als durch die Alcavala der Grund zu einer umfassenderen der Könige gelegt wurde. Wie in allen übrigen Reichen Europa's, war auch in Spanien die Monarchie nur dem Namen nach vorhanden; denn die königliche Autorität war zersplittert zwischen Geistlichkeit und Adel, welche sie nur zur Beschützung ihrer Vorrechte benutzten. Diesem Uebelstande wurde zuerst durch die Einführung der Alcavala — zwar nicht abgeholfen, aber doch eine Gränze gesetzt, nämlich dadurch, daß die Gesammtheit der Bewohner Castiliens durch diese Steuer auf die Anerkennung eines gemeinschaftlichen Interesse hingeleitet wurde, dessen Mittelpunkt der König war. Die Alcavala selbst war eine Consumtions-Steuer, wonach von allem, was verkauft oder vertauscht wurde, es mochte bewegliches oder unbewegliches Gut seyn, wenigstens 5 Procent erlegt werden mußte. Daß diese Steuer vorzüglich die Städte traf, versteht sich wohl von selbst. Sie kam, der gemeinen Meinung nach, zuerst im Jahre 1342 auf, zwar unter lautem Widerspruch der Stände, doch, nach und nach, mit allgemeiner Theilnahme der verschiedenen Provinzen.

Alfonso's des Elften Sohn und Nachfolger war Don Pedro, der von den spanischen Geschichtschreibern der Grausame genannt wird. Er übertraf alle seine Vorgänger in dem festen Entschlusse, von der Geistlichkeit und dem Adel unabhängig zu werden; und gerade der Eigensinn, womit er sein Ziel verfolgte, brachte ihm einen so unvortheilhaften Beinamen zu Wege.

Familienverhältnisse gaben, wie es scheint, die erste Veranlassung zu einem abweichenden Verfahren. Don

Pedro war funfzehn Jahr alt, als sein Vater starb; und seine Mutter wollte sich wegen der Zurücksetzung rächen, welche sie durch die Vorliebe ihres Gemahls für Eleonora Guzman, eine geliebte Beischläferin, hatte ertragen müssen. Diese, theils von mächtigen Verwandten, theils von einem erwachsenen Sohne, dem Grafen von Trastamara, unterstützt, fürchtete Anfangs den Kampf keineswegs; als sie dann aber gefangen genommen und bald darauf ermordet wurde, wendete sich Alles der Königin Mutter zu. Dem Grafen Heinrich blieb für den Augenblick nichts anderes übrig, als nach Portugal zu entfliehen, wo er Beistand zu finden hoffen durfte. In seinen Erwartungen betrogen, kehrte er zwar nach Castilien zurück, wo er sich dem Anscheine nach mit Don Pedro aussöhnte; allein gerade diese Aussöhnung machte sie zu unversöhnlichen Feinden, indem Trastamara nicht vergessen konnte, daß seine Mutter das Opfer der Rache geworden war.

Das größte Hinderniß der Monarchie waren in diesen Zeiten die sogenannten Behetrias*): Schutz-

*) Man hat das Wort Behetria aus dem Arabischen ableiten wollen; allein diese Ableitung läßt sich nicht durchführen. Wahrscheinlicher ist, daß es zusammengesetzt ist aus bello (schön), und fetria (That). Hiernach würde es durch pulchrum facinus und vielleicht durch beneficium übersetzt werden müssen. Daß dies in der lateinischen Sprache des Mittelalters der übliche Ausdruck für Lehn ist, weiß Jeder, der die Geschichte des Mittelalters studiert hat. Es könnte demnach wohl seyn, daß auch in Spanien die feuda oblata durch Behetrias ausgedrückt wurden. Verschieden von der Behetria waren Solar und Divisa. Unter Solar verstand man altadeliges Gut (solum antiquum nobili stemmate insigne); wovon solariego zur Bezeichnung Derjenigen, die auf einem solchen Gute wohnten, und gewöhnlich Vasallen genannt wurden.

verbindungen, welche einzelne Städte und Gebiete mit mächtigen Großen eingegangen waren, um ihren äußeren und inneren Frieden zu sichern. Was diesen Großen an Schutzgeldern bezahlt wurde, das war für den König verloren; zugleich aber wurde durch diese Verbindungen das Verhältniß der Großen zu dem Könige bestimmt, und man erachtet leicht, daß darin alles zum Vortheil der ersteren war. Hatten Pedro's Vorgänger gewünscht, diese Behetrias aufheben zu können: so hatte er, geleitet von seinem Günstling Albuquerque, den Muth, Hand ans Werk zu legen. Doch so unbestimmt ist der Begriff von Verfassung, daß man den einmal vorhandenen Gesellschaftszustand immer als den vollkommensten denkt, und auf diese Weise selbst das Fehlerhafte vertheidigt. Sich in ihren Landvogteien — denn so ungefähr muß man sich die Behetrias vorstellen — zu behaupten, schlossen die Großen eine ritterordensmäßige Verbindung gegen den König, und um darin desto sicherer zu seyn, stellten sie sich unter den Schutz des H. Bernhard. Es ward dem Könige unmöglich, auf der Stelle durchzudringen; verloren aber ging das Vertrauen, und der Streit um die Behetrias wurde zur Quelle einer Feindschaft, die sich keinen Augenblick verleugnete, nur daß sich manches Fremdartige darein mischte.

Es scheint zu den Vorrechten der spanischen Könige älterer Zeit gehört zu haben, daß sie sich Beischläferinnen

---

Divisa bezeichnet ursprünglich den Antheil, den man bei Eroberungskriegen in Grund und Boden gewonnen hat. Das Solar war von allen Abgaben frei; die Divisa hingegen war es nicht, oder höchstens durch besondere Begünstigung.

hielten; zum wenigsten ist auffallend, mit welcher Gleichgültigkeit die spanischen Geschichtschreiber von ihren Bastarden reden, deren in der Regel sehr viele waren. Um nun nicht hinter seinen Vorfahren zurück zu bleiben, verband sich Don Pedro, auf den Rath seines Günstlings, Albuquerque, mit Maria de Padilla zu einer Zeit, wo er sich mit Blanca von Bourbon vermählen sollte. Die Folgen davon waren, wie sie seyn konnten: Zwiespalt im königlichen Hause selbst, und, weil alles Häusliche der Könige leicht öffentlich wird, Unruhe im Reiche. Der Beischläferin gelang es, sich des Königs Don Pedro in einem so hohen Grade zu bemächtigen, daß er seine Gemahlin darüber ganz vernachlässigte; und wenn das Mißvergnügen, das hieraus entstand, durch die Raubsucht von Mariens Angehörigen nicht wenig verstärkt wurde: so ist dabei nichts zu bewundern, am wenigsten in einem Staate, der so wenig geordnet war, wie das Königreich Castilien. Bald sah Don Pedro sich genöthigt, sich gegen seine Widersacher durch Entsetzungen von Gütern und Würden, und sogar durch Hinrichtungen, zu vertheidigen. Wie wenig er dadurch für seine Ruhe gewann, braucht nicht gesagt zu werden; denn wo Grausamkeit und Schrecken die Lücke ausfüllen müssen, welche nur durch gute Einrichtungen und angemessene Sitten ausgefüllt werden sollte: da rechnet man vergebens auf irgend einen Bestand; da entsteht nothwendig Kampf mit der höchsten Autorität. Leicht vereinigten sich alle Mißvergnügten unter der Fahne Heinrichs von Trastamara, an welchen sich selbst die Königin Mutter anschloß, weil sie, durch Maria de

Padilla verdrängt, allen Einfluß auf ihren Sohn eingebüßt hatte. In die Enge getrieben, sah sich der König zu Unterhandlungen genöthigt; kaum aber hatte er über die Mißvergnügten die Oberhand gewonnen, als er sich durch Hinrichtungen rächte.

Er hatte um diese Zeit ein Alter von etwa 21 Jahren erreicht, und wurde schon als Tyrann verabscheut. In Wahrheit, die Anstalten, wodurch er sein Leben zu sichern suchte, waren so beschaffen, daß er nur in diesem Lichte betrachtet werden konnte; denn zu diesen Anstalten gehörte eine Leibwache von Leuten, die, mit knotigen Keulen bewaffnet und von einem Griechen befehligt, Jeden erschlugen, den das königliche Mißfallen traf. Der allerkatholischste König dieser Zeit übertraf an Unmenschlichkeit bei weitem einen Nero und Domitian, und, von der Leidenschaft zur Wuth übergehend, wußte er sich nur dadurch zu helfen, daß er alles aus dem Wege räumen ließ, was ihm Verdacht einflößte, seine Gemahlin selbst nicht ausgenommen. Vergebens that ihn der Pabst in den Bann; nichts konnte ihn zur Besinnung bringen, sogar der Tod seiner Geliebten nicht. In Streitigkeiten mit dem Könige Peter dem Vierten von Aragon verwickelt, und durch den König Zaid von Granada an der vollen Befriedigung seiner Rachsucht verhindert, lockte er den Letztern nach Sevilla, ließ ihn bei einen Ehrenmahle gefangen nehmen, und brachte ihn, nach schmachvoller Behandlung, eigenhändig und öffentlich um's Leben: so wenig fühlte er, was seine Würde von ihm heischte.

Je schärfer man den Gang der Begebenheiten ins Auge faßt, desto bestimmter muß man sich dafür erklä-

ren, daß gegen den König eine Verschwörung in Gange war, welche nichts Geringeres bezweckte, als seine Entsetzung; daß Heinrich von Trastamara an der Spitze dieser Verschwörung stand, und daß die Könige von Aragon und Navarra, und selbst der König von Frankreich ihre Zustimmung gegeben hatten. In Frankreich warb Trastamara jene Compagnieen, welche nach den Schlachten bei Crecy und Poitiers ihre Bestimmung verloren hatten, und willig Jedem folgten, der sich zu ihrem Anführer aufwarf. Die Absicht dieses Stiefbruders konnte eben so wenig zweifelhaft seyn, als die Gesinnung der Könige von Arragonien und Navarra. Wir sehen also Don Pedro vor allen Dingen die Thronfolge durch alle die Mittel sichern, die ihm zu Gebote standen. Sein erster Schritt war, die Verbindung, worin er mit Maria de Padilla gestanden hatte, für eine rechtmäßige Ehe zu erklären; sein zweiter Schritt, der aus dieser Verbindung entsprossenen Prinzessin von den Ständen die Nachfolge zuzuschern zu lassen. Er schloß hierauf ein Bündniß mit dem schwarzen Prinzen, als Fürsten von Aquitanien, der sich bereden ließ, Biscaya als Ersatz für seinen Beistand anzunehmen. Dem Könige von Aragon, wie unentschlossen er auch bis dahin gewesen seyn mochte, blieb jetzt nichts Anderes übrig, als sich die Hülfe gefallen zu lassen, welche Trastamara ihm in den französischen Compagnieen zuführte. Mit dem Jahre 1366 rückte der Graf Heinrich in Castilien ein, und seine erste Handlung war, sich in Burgos zum Könige ausrufen zu lassen. Durch eine weit getriebene Freigebigkeit verschaffte er sich einen starken Anhang;

und indem die öffentliche Meinung durch die Anwesenheit eines Befreiungsheeres unbeschränkten Spielraum erhielt, erklärte man sich in Neu-Castilien, Sevilla, Cordova und in fast ganz Andalusien gegen Don Pedro. Diesem Abfalle nicht gewachsen, wollte er sich Anfangs nach Portugal begeben; da man ihm hier aber die Aufnahme versagte, so ging er mit Verwerfung aller Rathschläge seiner Getreuen nach Bordeaux zu dem Prinzen von Wales. Inzwischen waltete Heinrich von Trastamara als König von Castilien und Leon, und besoldete seine Krieger theils mit den vorgefundenen Schätzen, theils mit den Beisteuern, welche ihm gereicht wurden.

Don Pedro's Schicksal schien entschieden zu seyn. Dennoch gelangte er mit Hülfe des schwarzen Prinzen noch einmal auf den Thron. In den ersten Monaten des Jahres 1367 rückte dieser Feldherr an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Spanien ein; und als es bei Navarete zu einer entscheidenden Schlacht kam, behielt er die Oberhand über Diejenigen, die schon so oft durch seine Tapferkeit überwältigt waren. Es war vorzüglich diese Schlacht, was Frankreich für immer von dem Druck der Compagnieen befreiete. Du Guesclin selbst wurde in ihr gefangen genommen, und Heinrich von Trastamara sah sich genöthigt, nach Aragon zu entfliehen. Don Pedro bestieg also zum zweiten Male den Thron seiner Väter, und leicht benutzte der schwarze Prinz den durch die Schlacht bei Navarete verbreiteten Schrecken zur Abschließung solcher Verträge mit Aragon und Portugal, welche den Frieden Castiliens von außen her sicherten. Das größte Hinderniß des inneren Frie-

dens

dens war Don Pedro's Charakter, so wie dieser sich im Kampfe mit widerwärtigen Umständen einmal entwickelt hatte. Der schwarze Prinz selbst theilte bald die Meinung aller Uebrigen über diesen Gegenstand; und theils mißvergnügt über das Betragen des Königs von Castilien *), theils, weil das Klima ihm zuwider war, ging er noch in demselben Jahre nach der Guienne zurück, wo er wenige Jahre darauf starb.

Heinrich von Trastamara, der so glücklich gewesen war, nach Frankreich zu entkommen, fand daselbst mächtigen Beistand, vorzüglich am päbstlichen Hofe. Das Jahr 1368 verstrich unter Zurüstungen und Unterhandlungen. Nach und nach wurde, außer dem Könige von Navarra und Aragon, selbst der schwarze Prinz für Trastamara's Unternehmen gewonnen. Ungehindert rückte Graf Heinrich 1369 in Castilien ein; denn Don Pedro's einziger Verbündete war der neue König von Granada, und auch dieser verzögerte den Beistand. Trastamara war mit der Eroberung von Toledo beschäftigt, als der König von Castilien gegen ihn anzog. Die unvermeidliche Schlacht entschied sich unter Bertrands du Guesclin Leitung zum Vortheil des Grafen Heinrich. Don Pedro, der sich nach dem Verluste derselben in das Schloß Montiel geworfen hatte, wurde durch den französischen Feldherrn hervorgelockt, und fand seinen Tod durch Trastamara's Hand. So endigte sich eine Reihe von Begebenheiten,

*) Die rechtlichere Gesinnung des schwarzen Prinzen zeigte sich besonders, als Don Pedro darauf drang, daß alle Gefangenen getödtet werden sollten, weil sonst nie Ruhe bleiben würde. Nur die gerichtlich Verurtheilten wollte er dem Blutdürstigen überlassen.

welche ihren ersten Ursprung in dem von Ferdinand dem Dritten eingeführten Repräsentations-Rechte hatte; und, was man dabei nicht aus der Acht lassen darf, ist die große Verletzung, welche jenes Gesetz dadurch erfuhr, daß nach Don Pedro dem Grausamen ein Bastard den castilianischen Thron bestieg.

Ehe wir die Geschichte Spaniens unter Heinrich dem Zweiten und seinen Nachfolgern bis auf Ferdinand und Isabella verfolgen, wird es nöthig seyn, einen Blick auf die Verfassung des Königreichs Castilien, so wie auf den gesellschaftlichen Zustand, welcher die Folge davon war, zu werfen; denn nur auf diese Weise lassen sich die einzelnen Erscheinungen in diesem Theile der Halbinsel erklären.

In den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung durch die Araber kannten die in Spanien übrig gebliebenen freien Gothen kein wirksameres Beschützungsmittel, als — Wüsten, welche sie zwischen sich und ihre Feinde legten. An dieses einfache Vertheidigungs-System schloß sich ein zweites an, nämlich sich in ummauerten Städten zu sammeln: ein Verfahren, das dem Charakter germanischer Völker sehr entgegen war, und, von der Nothwendigkeit vorgeschrieben, Wirkungen hervorbringen mußte, wodurch sich die Spanier in der Folge von den übrigen Nationen Europa's sehr wesentlich unterschieden. Die Sache selbst nahm im neunten Jahrhundert ihren Anfang. Ein castilianischer Graf, welcher auf Kosten der Saracenen Eroberungen gemacht hatte, legte Burgos an; und auf gleiche Weise entstanden Osma, Sepulveda, und Salamanca. Die Bürger dieser Städte, wesentlich

zur Vertheidigung des Vaterlandes vorhanden, mußten mit Rechten versehen werden, welche ihrer Bestimmung entsprachen; und so geschah es, daß sie, getheilt zwischen Erwerb und Waffenübung, zu einer Freiheit gelangten, welche in jenem Zeitalter schwerlich auf irgend einem Punkte der europäischen Welt in gleichem Grade anzutreffen war. Noch immer sind die Städteordnungen vorhanden, welche im zehnten und im elften Jahrhundert in Spanien zum Vorschein kamen; und gerade diese beweisen, daß die bürgerlichen Rechte der Reichen und Armen vor den Gerichtshöfen vollkommen gleich waren, und daß man folglich keinen Unterschied der Geburt gestattete. Der Besitzer eines bestimmten Vermögens mußte als Reiter dienen, und war dagegen steuerfrei. Hieraus entwickelte sich ein Unterschied zwischen cavalleros (Adelsklasse), und pecheros (Tributpflichtige); nur daß dabei, wie in Rom, nur auf Vermögen, nicht auf erblichen Rang, Rücksicht genommen wurde, wenigstens nicht beim ersten Anfange. Alle Vorrechte der cavalleros liefen darauf hinaus, daß ihre Pferde Schulden halber nicht in Beschlag genommen werden durften, und daß sie zu obrigkeitlichen Aemtern in einzelnen Fällen ausschließlich wählbar waren.

Gerade der Werth, welcher auf Berittene gelegt wurde, erklärt die Entstehung der Ritterorden in dem Umfange, worin diese Institute seit dem zwölften Jahrhunderte in Spanien anzutreffen waren. Mit dem Orden der Templer wurde der Anfang gemacht; und was ihn für Palästina hervorgerufen hatte, dasselbe sprach für ihn in Spanien. Ihm wurden große, von den

Mauren zurückeroberte Landstriche mit der Bedingung eingeräumt, daß er in ihnen das National-Gebiet vertheidigen sollte. Da diese Landstriche jenseits des Ebro gelegen waren, so fehlte es dem neuen Orden nicht an Gelegenheit zur Auszeichnung. Was sich nun nicht leugnen läßt, ist, daß die Templer sich große Verdienste um die Nation erwarben. Die Achtung für sie und die Hospitaliter mußte sehr allgemein seyn, da Alfonso der Erste, König von Aragon, als er im Jahre 1134 starb, es wagen konnte, ihnen sein ganzes Königreich zu vermachen. Die Stände von Aragon erklärten, wie billig, dies seltsame Testament ihres Königs zwar für ungültig; allein Ramiro der Zweite, Alfonso's Nachfolger, sah sich deshalb nicht weniger genöthigt, die Ansprüche der Ritter durch Geld und Landgüter zu befriedigen, wobei er sich zugleich verbindlich machte, nie ohne ihre Einwilligung einen Frieden mit den Mauren zu schließen. Noch in demselben Jahrhunderte entstanden drei andere Ritterorden, welche bis auf unsere Zeiten fortgedauert haben; zuerst der Orden von Calatrava, gestiftet im Jahre 1158, dann der von St. Jago, gestiftet im Jahre 1157, zuletzt der von Alcantara, ein Zweig des Ordens von Calatrava. Alle diese Körperschaften hatten in den verschiedenen Theilen Castiliens ihre eigenen, ummauerten Städte, und standen unter der Leitung eines selbstgewählten Großmeisters, der sich, wie billig, höchstens dem König unterordnete, in dem eigenen Wirkungskreise aber sich nicht das Mindeste vergab. Die Fortschritte der christlichen Waffen in Spanien hingen mit der Wirksamkeit dieser Orden zusammen, die, indem sie die Feindschaft

der Christen gegen die Mauren unterhielten, sich selbst nicht wenig bereicherten und von einem Jahre zum andern immer mächtiger wurden. Das Schicksal der Templer ist bekannt. Es erfolgte, nachdem durch Ferdinand den Dritten das Wichtigste für die Wiedereroberung geleistet war; und wer Mariana's Geschichte gelesen hat, überzeugt sich leicht, daß die großen Besitzungen dieses Ordens in allen Provinzen des Reiches sein größtes Verbrechen waren.

Nicht als ob man in diesen entfernten Jahrhunderten nach irgend einer Idee in Hinsicht gesellschaftlicher Einrichtungen zu Werke gegangen wäre, wohl aber in Folge alles dessen, was die Umstände in dieser Beziehung nothwendig gemacht hatten, konnten die Könige Spaniens nur als beschränkte Fürsten betrachtet werden. Die Krone war zwar erblich; doch beschränkte sich die Erblichkeit nicht auf ein, vom Gesetz zum Voraus bezeichnetes Individuum, sondern auf die Mitglieder der königlichen Familie. Sie war also gewissermaßen wählbar; und sie hörte nicht eher auf, das Letztere zu seyn, als bis Ferdinand der Dritte das Repräsentations-Recht eingeführt hatte. Ja, in einem gewissen Sinne, hörte sie niemals auf, wählbar zu seyn; denn die formelle Anerkennung der Rechte des Thronerben in einer Versammlung der Cortes blieb üblich, so lange es Cortes gab. Nach der Fundamental-Verfassung Castiliens, die als Urbild für die übrigen Königreiche Spaniens betrachtet werden kann, durfte der König seinen Unterthanen, ohne deren Zustimmung, keine Gesetze geben. Jener Codex der Westgothen, von den Spaniern Fuero

jusgo genannt, wurde in öffentlichen Versammlungen beschlossen; und eben so die Gesetze der ersten Könige von Leon. Dies beweisen die Eingangsworte *).

Ursprünglich wurde diese Einwilligung nur von den höheren Ständen gegeben, die, ohne erwählt zu seyn, als Repräsentanten der Nation betrachtet werden konnten. Dies waren die Herzoge, die übrigen Provinzial-Statthalter und überhaupt die angesehensten Männer im ganzen Reiche, sowohl weltlichen als geistlichen Standes. Daher denn auch die Benennung Cortes (Höfe); denn man muß annehmen, daß Jeder von ihnen durch bedeutendes Besitzthum in den allgemeinen Vortheil verflochten war. Nach den Angaben der spanischen Geschichtschreiber, dauerten diese Versammlungen bis ins zwölfte Jahrhundert, ohne jemals regelmäßig gewesen zu seyn, indem sie nur dann veranstaltet wurden, wenn ein Krieg oder irgend eine andere National-Angelegenheit sie nothwendig machte. Das Jahr 1169 wird als dasjenige bezeichnet, wo die Abgeordneten der Städte Castiliens zuerst in die National-Versammlung eintraten. Ob Geldbedürfniß die einzige Veranlassung dazu gewesen sei, läßt sich nicht wohl ausmitteln, wie wahrscheinlich es auch im Uebrigen seyn möge. Ausgeschlossen von der nächsten National-Versammlung im Jahre 1178, traten

*) Die Beschlüsse der Cortes von Leon im Jahre 1020 enthalten folgende Eingangsworte: omnes pontifices et abbates et optimates regni Hispaniae jussu ipsius regis talia decreta decrevimus, quae firmiter teneantur futuris temporibus.

sie zehn Jahre darauf wieder in dieselbe ein; und seit dieser Zeit galten sie für nothwendige Bestandtheile der Cortes.

Mit einer genaueren Kenntniß dieser National-Versammlung ist man berechtigt, die späteren Schicksale der spanischen Monarchie auf die Epoche zu beziehen, wo der Eintritt der Städte-Abgeordneten in dieselbe gesetzlich wurde. Da sich die Geistlichkeit als steuerfrei betrachtete, der Adel und die Ritterschaft aber durch die Dienste, welche sie im Kriege leisteten, zu zahlen glaubten: so zogen sich die beiden höheren Stände von National-Versammlungen zurück, wo nur von Steuerbewilligungen die Rede war. Unstreitig knüpften sich an diese Bewilligungen auch Gesetzesvorschläge; doch, einmal entschlossen, ihre Vorrechte zu behaupten, glaubten Geistlichkeit und Adel, dieselben mit besserem Erfolge aus der Entfernung, als aus der Nähe, vertheidigen zu können: eine Politik, die ihnen nur allzu gut gelang. Die Folgen dieses eigensüchtigen Verfahrens konnten für Spanien und Spaniens Könige nicht anders als höchst nachtheilig seyn. Da, wo in National-Versammlungen nur der bewegliche Reichthum repräsentirt wird, kann zweierlei durchaus nicht ausbleiben: nämlich einmal die Verdunkelung des unbeweglichen Reichthums, und Derer, welche ihn repräsentiren; zweitens eine solche Schwächung der königlichen Autorität, daß die Gefahr, sie gänzlich vernichtet zu sehen, immer vor der Thür ist. Wäre es nicht eine ganz erwiesene Sache, daß zu den Versammlungen der Cortes von 1299 und 1301 keine Prälaten berufen wurden; und

wäre es nicht eben so erwiesen, daß denen von 1370, 1373 u. s. w. weder Prälaten noch Adelige beiwohnten: so würde man berechtigt seyn, die bloße Möglichkeit dieser Erscheinung zu bezweifeln, so groß ist der Unverstand, welchen sie in sich schließt. Gewöhnlich suchten sich Spaniens Könige dadurch zu helfen, daß sie den einen und den anderen Prälaten und Magnaten zur Theilnahme an der Versammlung der Cortes aufforderten; allein, indem dies nur geschah, um ihre Autorität zu verstärken, läßt sich leicht erachten, wie wenig sie ihren Zweck erreichten, und welche Kluft sich zwischen dem Bürgerstande und dem Adel auf der einen, und der Prälatur auf der anderen Seite befestigen mußte. In England, wo ursprünglich dieselben Verhältnisse waren, bildete sich ein besserer Gesellschaftszustand hauptsächlich dadurch, daß Adel und Ritterschaft im zwölften Jahrhundert sich von den Diensten, welche sie auf dem festen Lande leisten sollten, durch Geldbeiträge loskauften und folglich in die Steuerrollen eintraten. In Spanien dagegen, wo der Adel und die Ritterschaft sich dem Kriegsdienste nicht entziehen konnten, weil alle Kriege im Innern der Halbinsel geführt wurden, mußte, eben um dieses Umstandes willen, freilich die Gleichheit vor dem Gesetze wegfallen; aber die natürliche Folge davon war, daß Königthum und Adel, und Prälatur und Bürgerschaft nicht eher aufhörten, sich unter einander zu bekämpfen, als bis in dem Inquisitions-Tribunal das Mittel gefunden war, alles in gleichem Maße zu lähmen. Es fehlte diesem Königreiche nie an guten Fundamental-Gesetzen;

allein sie blieben unwirksam, weil die Elemente der Gesellschaft, anstatt sich gegenseitig anzuziehen, nur eine Abstoßkraft in sich schlossen. Noch zu einer Zeit, wo das Königreich Granada längst erobert war, und folglich die Weigerung des Adels, zu den öffentlichen Lasten beizutragen, gar nicht mehr gerechtfertigt werden konnte, erhielt Karl der Fünfte, als er Geld von ihm verlangte, die Antwort: die Pflicht des Adels sei, dem Könige ins Feld zu folgen; Geldleistungen liefen daher seinen Privilegien gänzlich zuwider." Dieselbe Antwort verstärkten die sämmtlichen Mitglieder des hohen und niedern Adels im Jahre 1538 durch den Zusatz: „sie bäten unterthänig, daß man sie nie wieder etwas von dieser Sache hören lassen möge."

Es sei uns erlaubt, hieran eine Bemerkung zu knüpfen, welche die Gegenwart berührt.

Wenn Spaniens größtes Unglück seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts darin bestand, daß seine Gesetzgebung hauptsächlich in die Hände der Städte-Abgeordneten gerieth: so war es wahrlich nichts weniger als eine Handlung der Weisheit, daß man im Jahre 1812, als es sich um die Abfassung einer neuen Constitutions-Urkunde handelte, das, was in früherer Zeit das Werk der Nothwendigkeit gewesen war, zu einem Werke der Freiheit machte. Nicht jenen Schein von politischer und bürgerlicher Freiheit, welcher aus dem Conflict entgegenstrebender Kräfte hervorging, mußte man zurückrufen, wohl aber jene wahre Freiheit schaffen, die mit der Achtung gegen gute Gesetze eins

und dasselbe ist; gegen Gesetze, wodurch Königthum, Adel und Bürgerthum so verschmolzen werden, daß sie, ohne ihrer besonderen Eigenthümlichkeit zu entsagen, zu demselben Ziele hinstreben, welches ewig die allgemeine Wohlfahrt ist.

Doch wir haben noch die Entwickelung von mehr als einem Jahrhunderte vor uns, ehe wir der Ueberschrift dieses Kapitels genügen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Titus Oates;

eine Verschwörungsgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts.

Seitdem Heinrich der Achte, König von England, den Muth gehabt hatte, der Abhängigkeit zu entsagen, worin seine Vorfahren von dem römischen Stuhle gestanden hatten, und den noch größeren Muth, sich den höchsten Episcopat anzueignen, war die protestantische Kirche in England, vorzüglich unter der Regierung der Königin Elisabeth, zu einer Festigkeit gediehen, von welcher angenommen wurde, daß sie nicht weiter erschüttert werden könnte. Alle Klassen des Volkes waren zufrieden mit einer Reformation, welche, indem sie einen bedeutenden Theil des der todten Hand verfallenen Grundeigenthums wieder in Umlauf brachte, zugleich die Freiheit und die Wohlhabenheit des Königreichs vermehrte. Man stritt durch Syllogismen für die gereinigte Lehre; aber man stritt noch weit mehr für die Erhaltung dessen, was durch die Aufhebung der Stifter und Klöster Privat-Eigenthum geworden war. So geschah es denn, daß ein großer Theil der englischen Grundbesitzer leidenschaftlich für die Kirchenverbesserung eingenommen war. Nur wenige Große machten eine Ausnahme. Es waren solche, die bei der Vertheilung der Stift- und Klostergüter leer ausgegangen waren, entweder weil sie geglaubt hatten,

daß ihre Vorrechte besser durch die alte Erblehre beschützt würden, oder auch, weil sie mit dem Hofe nicht in solchen Verbindungen gestanden hatten, die sich zur Vermehrung des Vermögens benutzen lassen.

Als, nach Elisabeths Tode, das Haus Stuart auf den englischen Thron gelangte, wurden die Erfolge der Kirchenverbesserung zuerst zweifelhaft. Obgleich dem Protestantismus öffentlich zugethan, verabscheute Jakob der Erste denselben in seinem Innern, als der Unumschränktheit weniger günstig; und wenn diesem Könige die Wahl zwischen Abhängigkeit vom Parliamente, und Abhängigkeit vom römischen Stuhl geblieben wäre: so würde er die letztere unbedenklich vorgezogen haben. Seine wahren Gesinnungen konnten kein Geheimniß bleiben. Diese aber gingen auf seinen Sohn über; und wie hätte dies geschehen können, ohne die schlimmsten Folgen nach sich zu ziehen! Seit der höchste Episcopat ein Bestandtheil der Souveränetät eines Königs von England geworden war, mußte die englische Nation voraussetzen, daß sie den Mittelpunkt ihres Glaubens in ihrem Könige habe; und wenn sie nun bei jeder Gelegenheit entdeckte, daß dies nicht der Fall sei: so konnte Erbitterung nicht ausbleiben. Karl der Erste vereinigte unstreitig mehrere schätzbare Eigenschaften; und, abgesehen von dem Bigotismus, womit er, in einem durchaus kirchlichen Zeitalter, seinen Glauben von dem des Volkes sonderte, um auch in dieser Hinsicht dem Königthume nichts zu vergeben, möchte er leicht einer von den besten Königen Englands seyn. Allein über den Werth der Könige entscheidet die öffentliche Meinung; und nichts ist ihnen nachtheiliger, als

die Voraussetzung, daß sie etwas wollen, das dem allgemeinen Vortheil, so wie dieser in der Zeit erkannt wird, entgegen ist. Verstärkt wurde Karls Eigenthümlichkeit auch noch dadurch, daß er sich mit einer katholischen Prinzessin aus dem Hause Bourbon vermählte: ein Umstand, der eine nur um so festere Scheidewand zwischen ihm und dem englischen Volke zog, das jede Scheidewand, die es von seinem Könige trennte, entscheidend haßte.

Dies war der Keim zu jener Umwälzung, welche gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts den englischen Thron umstürzte; alles Uebrige, was sonst noch als Ursache derselben angeführt wird, verdient kaum in Anschlag gebracht zu werden. Man überzeugt sich davon um so leichter, wenn man erwägt, welche Rolle der Fanatismus der Protestanten in dem Kampfe zwischen Volk und König spielte.

Nach der Restauration standen die Sachen anders, aber nicht besser. Karl der Zweite, nur mit seinen Liebhabereien und Genüssen beschäftigt, wollte das Ansehn eines duldsamen Königs gewinnen, der kirchliche Meinungen als bloßen Wahn behandelt. Dies war nicht im Geschmack englischer Patrioten. Das Mißtrauen, welches sie immer in die Gesinnungen der Stuarts gesetzt hatten, wurde nicht wenig verstärkt, als sie den Herzog von York, Bruder des Königs, allen Forderungen der Nation zum Trotz, sich öffentlich in die Arme der katholischen Kirche werfen sahen. Da Karls des Zweiten Ehe mit einer portugiesischen Prinzessin kinderlos blieb, sein Bruder also sein Nachfolger werden mußte: so sah man einer stürmischen Zukunft entgegen. Die

Verbindung, worin Karl selbst mit Frankreichs und Spaniens Königen stand, entschuldigte oder rechtfertigte jeden Argwohn in Hinsicht der wahren Absichten des Hofes. Dazu kam die eben so eifrige als besonnene Geschäftigkeit der Jesuiten, welche in dem Herzog von York einen Beschützer und Stützpunkt für ihre Plane gefunden hatten. Was also auch immer geschehen mochte: alles wurde auf den Entwurf des Hofes, die Engländer von Neuem zu guten Katholiken zu machen, bezogen. Selbst die Unfälle, welche die Insel in dem großen Brande von London, in verlornen Seeschlachten u. s. w. trafen, wußte man nicht anders zu deuten, als so, daß sie von den Bemühungen der katholischen Parthei, das seit Heinrich dem Achten verlorne Erdreich wieder zu gewinnen, herrührten. Mit Einem Worte: das größte Mißtrauen, wovon ein Volk ergriffen werden kann, war im Schwange, und zwar in solcher Allgemeinheit, daß selbst die vertrautesten Räthe des Königs davon nicht unberührt blieben, und — vielleicht wider ihren Willen — zur Verstärkung desselben beitrugen.

Unter diesen Umständen entspann sich eine Verschwörung besonderer Art: eine Verschwörung, welche beweiset, wie leicht es ist, den großen Haufen irre zu leiten, wenn man auf seine Vorurtheile eingeht, zugleich aber auch zeigt, wie, gerechtfertigt Vorurtheile dann sind, wenn schwankendes Betragen auf Seiten der Regierung jedes Vertrauen im Keime erstickt.

Karl der Zweite ging den 12. August 1678 im Park spazieren, als ein Chemiker, Namens Kirby, ihn mit den Worten anredete: „Sire, trennen Sie sich

nicht von ihrer Begleitung; ihre Feinde haben Absichten auf ihr Leben, und es wäre möglich, daß sie auf diesem Spaziergange erschossen würden." Ueber die Ursache so seltsamer Reden befragt, antwortete Kirby: zwei Männer, Namens Growe und Pickering, hätten sich anheischig gemacht, den König zu erschießen, und Sir George Wakeman, der Arzt der Königin, wolle ihn vergiften. Diese Nachricht, fügte er hinzu, verdanke er dem Doktor Tongue, den er, wenn es gestattet würde, bei dem Könige einführen wolle.

Tongue war ein Geistlicher, der zur englischen Hochkirche gehörte: ein unruhiger Kopf, voll von Entwürfen, mit sehr wenig Verstand. Er überbrachte dem Könige Schriften, welche, in drei und vierzig Artikeln, Auskunft über ein Complott gaben, welches wider des Königs Leben gerichtet seyn sollte. Der König, der weder Lust noch Zeit hatte, diese Schriften zu lesen, überschickte sie dem Schatzmeister Danby, und befahl den beiden Anzeigern, sich ausführlicher gegen diesen Minister zu erklären. In der nächsten Unterredung gestand Tongue dem Minister, daß er nicht Urheber dieser Schriften sei, daß ihm dieselben heimlich zugesteckt wären, und daß er den wahren Urheber zwar errathen, aber nicht mit voller Sicherheit anzeigen könne.

Wenige Tage darauf erschien Tongue von Neuem vor dem Schatzmeister, und sagte ihm: seine Vermuthungen hätten sich bestätigt; zwei- oder dreimal wäre er dem Verfasser der Schriften auf der Straße begegnet; dieser hätte alles eingestanden, und ihm vollständige Auskunft über die Verschwörung gegeben, wiewohl mit der Bitte,

daß sein Name verschwiegen bleiben möchte, weil er sonst Gefahr liefe, von den Päbstlern ermordet zu werden. In Beziehung auf Grove und Pickering wiederholte Tongue seine Aussage mit dem Zusatze, sie wären nach Windsor abgegangen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Es wurden Verhaftsbefehle ertheilt, welche gleich nach ihrer Ankunft in Windsor angewendet werden sollten. Da sie nicht erschienen, so gerieth Tongue zwar in den Verdacht, daß er sich nur wichtig machen wolle; doch diesen Verdacht wußte er bei dem Schatzmeister durch kleine Lügen zu beseitigen, und der König allein behielt die Ueberzeugung, daß hinter der ganzen Sache nichts weiter sei, als — Betrug.

Als Tongue, einige Zeit darauf, wieder vor dem Schatzmeister erschien, meldete er, daß ein Paket von Briefen, welche, von Jesuiten geschrieben, das Complott betrafen, nach Windsor an Bennifield, den jesuitischen Beichtvater des Herzogs von York, mit der Post abgegangen wären. Dies wurde auf der Stelle dem Könige gemeldet, und seine Antwort war: das besagte Paket sei vor wenigen Stunden dem Herzoge von York durch Bennifield eingehändigt worden, welcher erklärt habe, die Briefe rührten nicht von den Personen her, deren Namen unterzeichnet wären, und er vermuthe, daß man etwas gegen ihn im Schilde führe. Gerade jene Meldung in ihrem Zusammenhange mit dem, was in Windsor wirklich vorgegangen war, bestärkte den König in seiner Voraussetzung, daß Betrieger ihn beunruhigen wollten.

Das ganze Unternehmen der Anzeiger würde durch die

die Gleichgültigkeit, welche Karl der Zweite bewies, im ersten Beginnen gescheitert seyn, hätte es nicht durch die Leidenschaftlichkeit des Herzogs von York Kraft und Haltung gewonnen. Es schmerzte diesen Prinzen, seinen Beichtvater verleumdet zu sehen; und um in der Vorliebe, die er für den Katholicismus gefaßt hatte, nicht Unrecht zu haben, drang er auf eine genaue und gründliche Untersuchung der Sache, in der Voraussetzung, daß die Ausmittelung des gespielten Betruges nicht schwer seyn würde.

Dem gemäß wurde mit Kirby und Tongue eine neue Untersuchung angestellt. Aus dieser ergab sich, daß Beide im engsten Zusammenhange mit einem gewissen Titus Oates standen, und daß dieser der eigentliche Urheber aller der Anzeigen war, wodurch man den König hatte beunruhigen wollen. Ehe nun Titus Oates vor den Staatsrath gefordert wurde, hielt er es für angemessen, sich mit seinen beiden Gehülfen zu dem Friedensrichter Edmondsbury Godfrey zu begeben, um diesem, den sie als einen rüstigen Geschäftsmann kannten, die gegen den Staat und gegen die Person des Königs in Schwange gehende Verschwörung anzuzeigen.

Oates's Aussage drehete sich um Folgendes:

„In einer Congregation de propaganda fide habe der Pabst sich für den rechtmäßigen Besitzer von England erklärt, und die Souveränetät über beide Königreiche wegen der Ketzerei sowohl des Königs als des Volks übernommen. Diese höchste Macht sei dem Jesuiten-Orden übertragen worden; und dem gemäß habe Oliva, der General dieses Ordens, über alle Civil- und Militär-

Aemter unter dem Siegel der Gesellschaft verfügt. Lord Arundel sei zum Kanzler, Lord Powis zum Schatzmeister, Sir William Godolphin zum geheimen Siegelbewahrer, Coleman (Privat-Sekretär des Herzogs von York) zum Staats-Sekretär, Longhorne zum General-Anwald, Lord Bellasis zum General des päbstlichen Heeres, Lord Peters zum General-Lieutenant, Lord Strafford zum Kriegszahlmeister ernannt. Auch die kirchlichen Würden wären auf gleiche Weise vertheilt worden; die meisten an Spanier und andere Ausländer. Der Provinzial des Jesuiten-Ordens habe eine Versammlung veranstaltet, worin der König, den man in dieser Versammlung nur den schwarzen Bastard genannt hätte, als Ketzer zum Tode verurtheilt worden sei. Pater la Chaise (Oates war so unwissend, diesen Beichtvater Ludwigs des Vierzehnten immer le Shee zu nennen) habe in London 10,000 Pf. als Belohnung für Denjenigen niedergelegt, der sie durch die Ermordung des Königs verdienen würde; gleiche Freigebigkeit habe ein spanischer Provinzial bewiesen. Die Dominikaner billigten zwar die That, entschuldigten sich aber mit ihrer Armuth; nur der Prior der Benedictiner wolle bis auf sechs tausend Pfund gehen. Dem Arzte der Königin (Sir George Wakeman) wären 10,000 Pfund geboten worden, wenn er den König vergiften wollen; er hätte aber auf 15,000 bestanden, und davon wären ihm 5000 vorgeschossen worden. Damit die Ermordung des Königs durchaus nicht fehlschlagen möchte, hätten die Jesuiten vier irländische Banditen gemiethet, die ihn zu Windsor niederstoßen sollten; und Coleman, der Sekretär der verstorbenen Königin, habe

dem Boten, der ihnen diesen Befehl überbracht, eine Guinee gegeben, um ihn zu bethätigen. Grove und Pickering wären gleichfalls bestimmt, den König mit sil- bernen Kugeln zu erschießen: jener sollte eine Summe von 1500 Pfund, und dieser nicht minder erhalten. Pik- kering würde seinen Vorsatz bereits ausgeführt haben, wäre ihm nicht einmal der Stein von seiner Pistole ge- fallen. Coniers, der Jesuit, hätte ein Messer für 10 Schilling gekauft, und es in Hinsicht seines Vorsatzes, den König damit zu erstechen, nicht allzu theuer zu be- zahlen geglaubt. Unter den Katholiken von ganz Eng- land circulirten Unterzeichnungsbriefe für denselben End- zweck; und nicht weniger als funfzig Jesuiten wären im abgewichenen Mai im weißen Roß zusammengetreten, um sich wegen der Ermordung des Königs mit einander zu besprechen. Eben diese Synode habe sich später in mehrere kleinere Gesellschaften getheilt; und er selbst (Oates) sei gebraucht worden, Noten und Briefe von der einen zur andern zu bringen, alle desselben Inhalts, daß der König müsse ermordet werden. Man hätte dar- auf gewettet, daß er keinen Christmeß-Fladen essen solle. Kurz, es sei beschlossen worden, daß, da er nicht R. C. (Römisch-Catholisch) werden wolle, er nicht länger C. R. (Carl Rex) bleiben könne. Das große Feuer zu London sei von den Jesuiten angelegt worden, die, mit einer neuen Feuersbrunst beschäftigt, ein papiernes Modell gefertigt hätten, auf welchem alle Punkte bezeich- net wären, wo die Brandstiftung anheben sollte. Ihrem Plane nach hätte der König sein Leben schon bei dem früheren Brande einbüßen sollen; da er sich aber bei

demselben so überaus thätig und menschenfreundlich bewiesen, so hätten die Jesuiten ihren Zweck nicht auf der Stelle erreichen können. Aufstände, Rebellionen und Ermordungen würden von diesem Orden in allen Theilen der drei Königreiche vorbereitet; und Jennison, der Jesuit, habe geäußert, daß die 20,000 Katholiken in London hinreichend wären, 100,000 Protestanten die Kehlen abzuschneiden. In Schottland hätten 8000 Katholiken sich anheischig gemacht, die Waffen zu ergreifen, und in Irland wäre alles in Bereitschaft, die Ermordung der Protestanten zu beginnen. Die Rebellion auf dieser Insel zu befördern, hätte Coleman 200,000 Pfund dahin versendet, und der König von Frankreich wäre entschlossen, jene durch ein starkes Landungsheer zu unterstützen. Dem Herzoge von York sollte nach diesen Vernichtungen die Krone angetragen werden, wiewohl unter folgenden Bedingungen: daß er sie als ein freies Geschenk des Pabstes annähme, daß er alle Anstellungen genehmigte, und den Brandstiftern und den Mördern seines Bruders Verzeihung gewährte. Wollte er diese Bedingungen nicht annehmen, so sollte er selbst entweder vergiftet oder ermordet werden."

So lautete Oates's Aussage vor dem Friedensrichter. Was darin unwahrscheinlich war, erhielt ein besonderes Gewicht durch den Charakter des Anzeigers. Oates hatte alle Glückswechsel versucht, die sich mit seinem Stande vertrugen. Als Sohn eines anabaptistischen Predigers war er zuerst durch den Herzog von Norfolk als Landgeistlicher angestellt worden. Des Meineids angeklagt, hatte er die Flucht ergriffen, und seine zweite

Anstellung als Schiffsgeistlicher gefunden. In dieser neuen Lage war er in den Verdacht gerathen, daß er die Matrosen zu unnatürlichen Lastern verführe; und zum zweiten Male verjagt, hatte er sich nach St. Omer gewendet, um sich in den Jesuiten-Orden aufnehmen zu lassen. Dreißig Jahr alt, war er in das Seminarium getreten, aber aus diesem, wegen schlechter Aufführung auf einer Sendung nach Spanien, wieder verstoßen worden. Nach seiner Zurückkunft in England hatte er Tongue's Bekanntschaft gemacht, und zwischen beiden war der Plan verabredet worden, nach welchem sie die höchste Erbitterung gegen die Katholiken in Gang bringen wollten. Was auf Oates's Seite Groll gegen den Jesuiten-Orden war, an welchem er sich zu rächen wünschte, das war auf Tongue's Seite Fanatismus und Leichtsinn. Zugleich wünschten diese Verschwörer, ihre Umstände zu verbessern; denn Oates war so weit zurückgekommen, daß er von den Wohlthaten des Chemikers Kirby leben mußte.

Dem Friedensrichter Godfrey blieb nichts anderes übrig, als das Protokoll von Oates's Aussagen der höheren Behörde zuzusenden. Vor den Staatsrath gefordert, ließ Oates es nicht an Frechheit fehlen; indeß waren seine Erklärungen von einer solchen Beschaffenheit, daß die Lüge überall durchbrach. Seiner Versicherung nach, hatte er, während seines Aufenthaltes in Spanien, mehr als Eine Unterredung mit Don Juan d'Austria gehabt; als aber der König ihn fragte, wie dieser Prinz aussähe, schilderte er, der Wahrheit ganz zuwider, ihn als einen langen hageren Mann. Gleiche

Unbekanntschaft verriethen seine Reden, als er die Lage des Jesuiter-Collegiums zu Paris beschrieb. Er gab vor, den Sekretär Coleman sehr genau zu kennen; und doch erkannte er diesen nicht, als er dicht neben ihm stand, und entschuldigte sich hinterher mit der Schwäche seiner Augen bei künstlichem Lichte. Nicht anders erging es ihm mit Wakeman. Kurz, wenn irgend Jemand in dem Lichte eines Verleumders und falschen Denuntianten erscheinen mußte, so war es Oates.

Dennoch wurde auf seine Aussage ein großes Gewicht gelegt. Je unheimlicher es im Staate war, desto mehr fühlte man sich geneigt, das Unwahrscheinlichste und Abgeschmackteste wahr und ganz natürlich zu finden: die Erbitterung der Protestanten gegen die Katholiken war gränzenlos, und eben diese Erbitterung brachte es mit sich, daß man die Entwürfe der Jesuiten in eben dem Maße glaublich fand, worin sie teuflisch waren. Danby selbst, als entschiedener Feind der katholischen Parthei am Hofe, begünstigte jedes Gerede, das auf Verunglimpfung derselben abzweckte; und als ein Verhaftsbefehl gegen Coleman ausgefertigt werden mußte, ermangelte er nicht, zu bemerken, daß man sich, außer seiner Person, auch seiner Papiere bemächtigen sollte: ein Umstand, welcher die wichtigsten Folgen nach sich zog.

Coleman, ein eifriger Katholik, hatte, theils in dem Namen des Herzogs von York, theils in seinem eigenen Namen, einen Briefwechsel mit dem Pater la Chaise, mit dem päbstlichen Legaten in Brüssel, und mit anderen Katholiken des Auslandes unterhalten; und man erachtet leicht, daß, bei dem einmal vorhandenen Stande

des Katholicismus zu dem Protestantismus in England, seine Ausdrücke nicht auf der Goldwage abgewogen waren. Sein Briefwechsel umfaßte die Jahre 1674, 75 und zum Theil 76; und in einem seiner Schreiben an den Pater la Chaise hieß es; „wir haben hier ein schweres Werk durchzuführen — kein geringeres, als die Bekehrung von drei Königreichen, und in derselben die gänzliche Unterdrückung einer pestartigen Ketzerei, welche nur allzu lange diesen Theil des Nordens beherrscht hat. Doch seit den Zeiten der Königin Maria gab es keine schöneren Aussichten auf glänzende Erfolge, als in unseren Tagen. Gott hat uns einen Prinzen geschenkt (er meinte den Herzog von York), dem nichts so sehr am Herzen liegt, als der Urheber und das Werkzeug eines so ruhmvollen Werkes zu seyn. Nur dürfte die Gegenkraft, auf welche wir stoßen, nicht gering seyn; und so kommt es darauf an, jede Hülfe, jeden Beistand um uns her zu versammeln." In einem anderen Schreiben sagte Coleman: „ich bin bisweilen ungewiß, ob ich wache oder träume, wenn ich an einen Prinzen unserer Zeiten denke, der in einem so hohen Grade von Eifer und Frömmigkeit belebt ist, daß er alles Irdische gering achtet in Vergleich mit dem Ruhm des Allmächtigen, mit der Rettung seiner eigenen Seele, und mit der Bekehrung unseres eigenen Königreichs." Man fand Stellen in diesen Briefen, worin der Vortheil der Krone England als unzertrennlich von dem des französischen Königs und dem der katholischen Kirche dargestellt war; auch wurde von dem Herzoge gesagt, daß er sein Interesse unabänderlich an das Interesse des Königs von

Frankreich geknüpft habe. Von dem Könige hieß es, er sei geneigt, die Katholiken zu begünstigen, so weit es ohne Gefahr geschehen könne. „Geld, fügte Coleman hinzu, vermag diesen Monarchen zu Allem, sogar zu dem, was augenscheinlich zu seinem Nachtheil ist; die Kraft, welche es über ihn ausübt, ist so groß, daß er ihr nicht widerstehen kann. Logik, auf Geld gebaut, hat an unserem Hofe unendlich mehr Reiz, als jede andere Art von Argument." Hiernach schlug Coleman dem Pater la Chaise vor, daß der König von Frankreich die Summe von 300,000 Pfund übermachen sollte, mit der Bedingung, daß das Parliament aufgelöset würde: eine Maßregel, zu welcher, seiner Behauptung nach, der König zwar durch sich selbst hinneige, welche aber unanwendbar sei, so lange man durch das Parliament Geld erhalten müsse. „Das Parliament, setzte er hinzu, hat den König bereits genöthigt, gegen den Vortheil der katholischen Kirche und seiner allerchristlichsten Majestät mit den Holländern Frieden zu machen, und sollte es aufs Neue zusammentreten, so würde es ihn zwingen, den Krieg gegen Frankreich zu erklären." Aus demselben Briefe ging hervor, daß die verspätete Zusammenberufung des letzten Parliaments das Werk der katholischen und französischen Parthei am Hofe war, welche den Holländern und ihren Verbündeten hatte zeigen wollen, daß sie von England keinen Beistand zu erwarten hätten.

Der Inhalt dieser Schreiben konnte nicht bekannt werden, ohne einen großen Schrecken zu verbreiten. Zwar bestätigte er nicht Alles, was Oates ausgesagt hatte; allein er war beunruhigend genug, um dem Betruge den

Anstrich der Aufrichtigkeit, der Verleumdung den Schein der Wahrheit zu geben. Mochte der Pabst immerhin nicht in einer Congregation de propaganda fide die Oberlehnsherrlichkeit über Großbritannien und Irland wieder an sich genommen haben: das, wogegen man sich durchaus nicht verblenden konnte, war die Proselyten-Macherei der Jesuiten, die Verblendung des Herzogs von York, und das Streben der französischen Parthei am Hofe Karls des Zweiten. Wohin dies alles führen konnte, ließ sich nicht berechnen. Um so ungemessener aber war die Furcht; und wenn man, von ihr geleitet, geneigt war, den geschehenen Aussagen zu trauen: so fehlte es nicht an einer Begebenheit, welche alle Leidenschaften beflügelte, alle Vorurtheile befestigte.

Diese Begebenheit war die Ermordung Godfrey's, jenes Friedensrichters, welcher die Aussage Oates's zuerst vernommen hatte. Mehrere Tage hindurch hatte man diese obrigkeitliche Person vermißt, als man endlich ihren Leichnam in einem Graben bei Primrose-Hill fand. Man glaubte die Zeichen einer Erdrosselung am Halse zu entdecken; unverkennbar aber waren Verletzungen an der Brust. Am auffallendsten war, daß der eigene Degen Godfrey's in seinem Leibe steckte; und da beim Herausziehen dieses Werkzeuges kein Blut floß, so schloß man daraus, daß es erst nach seinem Tode in den Leib gestoßen worden, daß er folglich nicht sich selbst getödtet habe. In den Ringen an seinen Fingern, und in dem Gelde, das er bei sich führte, lag der Beweis, daß er nicht in die Hände von Räubern gerathen war. Die Folgerung, die man hieraus zog, war, daß er von den Päbstlern

ermordet sei, weil er Oates's Aussage zu Papier gebracht habe. Sehr schnell verbreitete sich diese Meinung; und wer sie annahm, sah in Godfrey's Schicksal den Anfang der fürchterlichen Entwürfe, womit, der allgemeinen Voraussetzung nach, die Katholiken umgingen. Die Stimme der ganzen Nation vereinigte sich gegen diese verhaßte Secte; und wiewohl man voraussetzte, daß die gefährlichste aller Verschwörungen glücklich entdeckt sei, so hörte man doch nicht auf, zu zittern. Mit jedem Tage verbreiteten sich neue Gerüchte von Eroberungsversuchen, die gemacht werden sollten, von Empörungen im Innern, von Mordthaten, von Vergiftungen. Nicht an die große Verschwörung glauben, hieß, in dieselbe verflochten seyn: selbst der Zweifel wurde zu einem Verbrechen. Royalist und Republikaner, Mitglieder der Hochkirche und Sectirer, Hofmann und Patriot — alles gab sich derselben Täuschung hin. Man dachte auf Londons Befestigung, als ob der Feind vor den Thoren gestanden hätte: es wurden Ketten gezogen und Posten ausgestellt, und sehr witzig sagte Sir Thomas Player (ein Kammerherr), „daß, ohne diese Vorsichtigkeits-Maßregeln, die Bürger der Hauptstadt am folgenden Morgen leicht mit abgeschnittenen Kehlen aufstehen könnten.“ Nebenher wurden Kunstgriffe angewendet, den Volkswahn zu verstärken. Godfrey's Leichnam, nach der Stadt gebracht, war in allen Hauptstraßen zu sehen; und wer ihn sah, fühlte sich entflammt, theils von dem Schauspiel selbst, theils von der Ansteckung, die in Gefühlen liegt. Mit großem Pomp wurde das Leichenbegängniß gefeiert. Man trug die Leiche durch die Hauptstraßen: 72 Geistliche gingen

vorauf, über 1000 vornehme Bürger folgten, und bei der Leichenrede stellten sich zwei handfeste Geistliche neben dem Prediger auf die Kanzel, damit dieser nicht von den Päbstlern in eben dem Augenblick ermordet werden möchte, wo er dem unglücklichen Friedensrichter die letzte Pflicht bewiese.

Wie allgemein auch die Voraussetzung war, daß die Päbstler Godfrey's Mord verschuldet hätten: so stützte sie sich doch nur auf jenen Argwohn, der dem Partheigeiste eigen ist. Als Friedensrichter konnte Godfrey den Katholiken nicht verhaßter seyn, als jedes andere Mitglied der Gerechtigkeitspflege; und wenn der Umstand, daß er zuerst Oates vernommen hatte, überall in Betracht gezogen zu werden verdiente: so durfte dabei nicht vergessen werden, daß er sich nie als einen Feind der Katholiken bewiesen, und daß er sogar Coleman, mit welchem er in freundschaftlicher Verbindung stand, gewarnt hatte. Ging man bei Beurtheilung des ganzen Ereignisses von dem Grundsatze aus, daß nur Derjenige sich zu einem Verbrechen entschließt, der sich große Vortheile davon verspricht: so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß nicht die Katholiken, wohl aber die Häupter der Volksparthei die Urheber jenes Mordes gewesen wären. Unter diesen stand Shaftesbury oben an; und der unruhige Charakter dieses Mannes vertrug sich wohl mit einer Handlung, die, in sich selbst verwerflich, den Dingen einen neuen Umschwung zu geben versprach. Doch bei dieser Voraussetzung mußte angenommen werden, daß auch Oates nur das Werkzeug Shaftesbury's sei; und dies war wiederum nicht anzunehmen,

weil Oates mit großer Zaghaftigkeit in Hinsicht auf den Herzog von York, auf Danby, Ormond und das ganze Ministerium zu Werke gegangen war: mit der Zaghaftigkeit, welche sehr deutlich bewies, daß er in allen diesen Personen weit mehr Gegner und Feinde, als Gönner und Freunde, voraussetzte. Sehr wahrscheinlich stand Godfrey's Ermordung in keiner Art von Zusammenhange mit dem von Oates angezeigten Complott der Katholiken. Ganz andere Feinde konnten in einer so volkreichen Stadt, wie London schon im siebenzehnten Jahrhundert war, die Urheber derselben seyn; und wenn auch diese Voraussetzung beseitigt werden mußte, so blieb noch übrig, daß Godfrey, welcher sehr zum Trübsinn hinneigte, selbst Hand an sich gelegt haben konnte. Vergeblich setzte der König eine Belohnung von 500 Pfund auf die Entdeckung des wahren Thäters: niemand meldete sich, obgleich die größte Verschwiegenheit und Sicherheit verheißen wurden.

Um eben diese Zeit hatte sich das Parliament versammelt (Oct. 21). In der Rede, wodurch der König die Sitzung eröffnete, gedachte er zwar des von den Jesuiten gegen sein Leben gerichteten Complotts, jedoch mit dem Zusatze, „daß er, um weder zu viel noch zu wenig zu sagen, seine Meinung zurückhalten, und die Untersuchung darüber ganz dem Gesetz anheim geben wolle."

Des Königs unzweideutige Absicht war, die Frage über das papistische Complott der Erörterung des Parliaments zu entziehen; denn er sah vorher, daß Ehrgeizige die Leichtgläubigkeit der Nation benutzen würden, um ihre Zwecke desto sicherer zu erreichen. Indeß stand

jenes nicht ganz in seiner Gewalt; und alles wurde da-durch versehen, daß Danby, der die Katholiken haßte, unstreitig in der Voraussetzung, daß der König in eben dem Maße beliebter werden würde, als man sein Leben für gefährdet hielte, gleich am ersten Sitzungstage die Sache zur Sprache brachte. Höchst aufgebracht über diese Verwegenheit, sagte Karl zu seinem Minister: Ihr werdet finden, daß Ihr dem Parliamente Gelegenheit gegeben habt, Euren Sturz zu bewirken und alle meine Angelegenheiten zu verwirren; und Ihr werdet es gewiß bereuen." Eine Voraussicht, die sich nur allzu schnell bewährte.

Das Geschrei über die Verschwörung der Katholi-ken hallte sogleich von einem Hause des Parliaments zum andern wieder; und wie hätte dies wohl geschehen können, ohne die Wuth, von welcher das Volk bewegt war, noch zu verstärken! Ein feierliches Fasten wurde angeordnet; und da, bei Abfassung der damit verbunde-nen Gebetsformel, des papistischen Complotts nicht ge-dacht war, so wurde dieses sorgfältig eingeschoben, „da-mit, wie ein Geschichtschreiber sich darüber ausdrückt, der Allwissende erfahren möchte, wovon die Rede sei." Hierauf folgten Anträge auf Anträge: man verlangte die Vorlegung solcher Schriften, die sich auf die fürch-terliche Verschwörung bezögen; man verlangte die Ent-fernung aller papistischen Widerspänstigen aus London und Westminster, die allgemeine Anwendung des Supre-mat-Eides, die Vertreibung aller unbekannten und ver-dächtigen Personen vom Hofe des Königs, endlich die Instandsetzung der Milizen. Die Lords Powis, Straf-

ford, Arundel, Peters und Bellasis wurden in den Tower geschickt und bald darauf des Hochverraths angeklagt; und als die beiden Häuser Oates's Aussage vernommen hatten, votirten sie: „die Lords und die Gemeinen wären der Meinung, daß es ein verdammliches und höllisches Complott gebe, von den papistischen Widerspänstigen geschmiedet und unterhalten, um den König zu ermorden, die Regierung umzustürzen, und die protestantische Religion auszurotten und zu zerstören."

So leidenschaftlich nahmen sich beide Häuser der angeregten Sache an, daß sie alle übrige Angelegenheiten darüber vergaßen. Ihre Sitzungen dauerten vom Morgen bis zum Abend, und ein Ausschuß der Peerkammer war unausgesetzt mit Abhörung von Angeklagten und von Zeugen beschäftigt, wobei es ihnen nicht an Vollmacht fehlte, alle Verdächtigen zur Haft zu bringen. Oates erschien in dem Lichte eines Retters der Nation; er, der selbst dann, wenn seine Aussage die Wahrheit selber gewesen wäre, noch immer als ein Verruchter betrachtet werden mußte, wurde von Allen geliebkoset, und, dem Könige vom Parliament empfohlen, erhielt er eine Wohnung in White-Hall, und ein jährliches Gnadengehalt von 1200 Pfund.

Wo solche Belohnungen vertheilt werden, da kann es nicht an Personen fehlen, die ihrer theilhaftig zu werden wünschen. Ein gewisser Bedloe betrat zunächst die Bühne als Angeber. Von niedriger Geburt, ohne Sitten, höchst liederlich, und wegen mehrerer Diebstähle zur Auswanderung genöthigt, hatte er sich mehrere Jahre hindurch in Europa umgetrieben, als ihn der Zufall ge-

rade in dem Zeitpunkt, wo nur von dem papistischen Complott die Rede war, nach Großbritannien zurückführte. Diesen Zufall zu seinem Vortheil zu benutzen, stellte er sich als Denjenigen dar, der über Godfrey's Ermordung Auskunft geben könnte; und, seiner Aussage nach, war sie in Sommerset-Houſe, wo die Königin lebte, von Papisten vollbracht worden, welche zum Theil im Dienste dieser Fürstin standen. Er leugnete Anfangs, irgend eine Kenntniß von dem Complott zu haben; nachdem ihm aber klar geworden, wie wichtig er sich machen könne, sagte er am folgenden Tage: er habe sich eines Besseren bedacht, und wolle mittheilen, was er wisse. Zehn tausend Mann wären bestimmt, von Flandern aus in Burlington-Bai zu landen, und sich unmittelbar darauf der Stadt Hull zu bemächtigen. Jersey und Guernsey würden von Brest aus angegriffen werden; zu diesem Endzweck habe die französische Flotte den ganzen Sommer hindurch im Kanal gekreuzt. Die Lords Powis und Peters wären beauftragt, in Radmorshire ein Heer zu bilden, zu welchem ein zweites Heer von 20 bis 30,000 Pilgern stoßen sollte, das von St. Jago in Spanien bei Milford-Hafen landen werde. Vierzig tausend Mann stark, wolle man auf London losgehen. Lord Strafford, Coleman und Pater Ireland hätten Geld genug, um alle diese Ausrüstungen zu bestreiten. Er selbst sollte 4000 Pfund, und außerdem noch den Segen des Pabstes erhalten, wenn er einen Gewissen ermorden wollte. Auf den König wäre es abgesehen; zugleich aber sollten alle Protestanten, die sich nicht bekehren würden, ermordet werden. Die Regierung sollte Einem übertragen werden,

wenn er sie aus den Händen der Kirche annehmen wollte; würde er sich aber dessen weigern, so sollte die höchste Macht unter eine gewisse Anzahl von Lords vertheilt werden, welche der Pabst ernennen würde. Noch bezeichnete Bedloe mehrere Adelige, welche in die Verschwörung verflochten wären, und diese wurden auf der Stelle zur Haft gebracht.

Was in Bedloe's Aussage mit der Aussage Oates's übereinstimmte, war sehr erklärbar; denn die letztere war durch den Druck bekannt gemacht worden, so daß Bedloe, wenn er, seiner Versicherung gemäß, niemals Umgang mit Oates gepflogen hatte, sehr wohl davon unterrichtet seyn konnte. Im Uebrigen paßte nichts zu der Lage der Dinge, wie sie einmal war: denn Spanien war so entkräftet, daß es nicht einmal die Besatzungen in Flandern bestreiten konnte, und Frankreich war in einem offenen Kriege gegen Spanien begriffen. Ferner mußte, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit eintreten sollte, vorausgesetzt werden, daß die Souveräne sich verschworen hätten, alle weltlichen Beweggründe zu beseitigen, nur um dem Pabst und dem Jesuiten-Orden gefällig zu werden. Wie abgeschmackt aber eine solche Voraussetzung auch seyn mochte: das papistische Complott war allzu erwiesen in dem Urtheil des großen Haufens, als daß sich nicht alles der Vorstellung, die man davon hatte, von selbst hätte unterordnen sollen. Niemand wagte es, sich dem Strome der Volksvorurtheile zu widersetzen. Das Haus der Gemeinen verlangte von dem Könige, daß die Diener seines Hauses, so wie die des Herzogs von York, der Königin, und der Gemahlin des Herzogs,

dem Treu- und Supremat-Eide unterworfen würden; und daraus entstand ein Streit, der zu vielen anderen Forderungen führte, namentlich zu der, daß künftig nur Protestanten im Parliamente sitzen sollten. Diese Forderung zweckte allzu auffallend auf eine Ausschließung des Herzogs von York ab, als daß dieser hätte dabei gleichgültig bleiben können. Als die Bill, welche in der Folge unter der Benennung der Test-Acte so berühmt geworden ist, in das Oberhaus gebracht wurde, bat der Herzog mit Thränen in den Augen, daß man in Beziehung auf ihn eine Ausnahme gestatten möchte, wobei er erklärte, daß seine Religion, als eine Angelegenheit zwischen Gott und seiner Seele, in seinem öffentlichen Betragen nie sichtbar werden sollte. Doch so verhärtet waren die Gemüther, daß jener sehr wenig Eindruck machte, und nur durch zwei Stimmen über die Gegenpartei siegte. Ein edler Peer sagte bei dieser Gelegenheit: „hier in dieser Versammlung muß es keinen Papisten geben, er sei Mann oder Weib; nicht einmal einen papistischen Hund möcht' ich hier leiden, noch eine papistische Katze, welche um den König knurrt und miaut."

Im Umgange mit seinen Vertrauten scherzte und lachte der König über das papistische Complott, so wie über alle Diejenigen, welche daran glaubten. Nicht so dem Parliamente gegenüber. Je unwiderstehlicher der Strom der öffentlichen Meinung alles mit sich fortriß, desto mehr nahm er die Miene der Nachgiebigkeit an, um, wenn der rechte Augenblick gekommen seyn würde, die Gewalt jenes Stromes zu brechen. Doch dieser Zeitpunkt schien noch sehr fern zu seyn. Ausge-

muntert durch die Nachgiebigkeit des Königs, wagten Oates und Bedloe — sie, die bisher geflissentlich vermieden hatten, irgend eine Person von Bedeutung in das Complott zu verflechten — die Königin selbst als gegen das Leben ihres Gemahls verschworen zu bezichnen. Unstreitig glaubten diese Schurken, den König dadurch für ihre Sache zu gewinnen; denn es war nur allzu bekannt, daß Karl seine Gemahlin verabscheute. Das Unterhaus ging sogleich auf diese Anklage ein, wobei seine Absicht keine andere war, als dem Könige die zweite Ehe zu erleichtern, und so den Herzog von York um so wirksamer von dem Throne zu verdrängen. Eine Adresse an den Monarchen sprach den Wunsch der Gemeinen aus, daß eine Untersuchung gegen die Königin eingeleitet werden möchte. Unglücklicher Weise für die Ränkemacher wollte das Oberhaus diese Addresse nicht unterstützen, und der König selbst, von der Unschuld seiner Gemahlin überzeugt, verwarf, voll Unwillens, den Antrag, und ließ Oates, als den eigentlichen Urheber desselben, einsperren, so daß dieser verwegene Angeber genöthigt war, die Verwendung des Parliaments nachzusuchen, um seine Freiheit wieder zu erhalten. „Sie meinen — sagte der König bei dieser Gelegenheit — ich habe Lust zu einer zweiten Ehe; aber ich will darüber nicht eine unschuldige Frau mißhandeln lassen."

Das Parliament, welches am 21. October zusammengetreten war, bestand aus denselben Gliedern, die man während der Freude über die Restauration gewählt hatte; es waren demnach lauter aufrichtige Royalisten, die sich gegenwärtig mit dem papistischen Complott be-

schäftigten; doch, indem der Royalismus die Farbe der Partheisucht annahm, konnte es schwerlich fehlen, daß das Parliament auf eben dem Punkt zu stehen kam, worauf das lange Parliament unter Karl dem Ersten gestanden hatte. Es erwachten neue Bedenklichkeiten wegen der Miliz; und um zu verhindern, daß die Thronfolge des Herzogs von York nicht erzwungen werden möchte, gerieth man auf den Gedanken, solche Einrichtungen mit der Miliz zu treffen, daß sie bei weitem mehr ein Werkzeug in den Händen des Unterhauses, als in denen des Königs war. Den Anträgen, die zu diesem Endzweck gemacht wurden, widersetzte sich der König durch die Erklärung: „daß er, wäre es auch nur auf eine halbe Stunde, sich nicht von der Gewalt des Schwertes trennen würde."

Kaum war dieser Entwurf fehlgeschlagen, als sich der Auftritt durch die Ankunft Montague's veränderte. Montague, bisher Gesandter des Königs am französischen Hofe, war zum Mitgliede des Unterhauses gewählt worden, und hatte seinen Posten in Paris verlassen, ohne vorher die Erlaubniß des Königs dazu nachgesucht zu haben. Seine unerwartete Erscheinung ließ vermuthen, daß er entschlossen sei, den öffentlichen Wirrwarr zu verstärken. Diesen Entschluß zu entkräften, befahl der König, daß ihm seine Papiere abgenommen würden. Doch Montague, der dies vorhergesehen hatte, war besonnen genug gewesen, gerade das Document, wodurch er sich am leichtesten wichtig machen konnte, von den übrigen Papieren abzusondern. Dies war ein Brief des Schatzmeisters Danby, geschrieben im Anfange des Jahres,

während der Verhandlungen zu Nymwegen. Montague wurde darin aufgefordert, Frankreich um Geld anzusprechen. Mit anderen Worten: der König von England war entschlossen, seine guten Dienste heimlich an Ludwig den Vierzehnten zum Nachtheil der Verbündeten und sogar Englands zu verkaufen. Dies Schreiben enthielt unter anderen folgende Stelle: „im Fall die Friedensbedingungen angenommen werden, erwartet der König jährlich sechs Millionen Livres, und zwar drei Jahre hindurch, angerechnet von dem Zeitpunkt, wo dies Uebereinkommen zwischen Sr. Majestät und dem Könige von Frankreich unterzeichnet seyn wird; denn wahrscheinlich werden zwei bis drei Jahre verstreichen, ehe das Parliament dem Könige eine Unterstützung gewährt, nachdem er den Frieden mit Frankreich gemacht hat.“ Der Schatzmeister Danby hatte sich in diese Unterhandlung so ungern eingelassen, daß der König, um ihn zufrieden zu stellen, mit eigener Hand unter den Brief an Montague gesetzt hatte: „dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben, C. R.“ Dies also war das Document, welches Montague dem Unterhause vorlegte.

Die Leidenschaft, welche darüber in der Mehrzahl der Mitglieder erwachte, war so groß, daß sich Anfangs nicht absehen ließ, wo sie ihre Gränze finden würde; und allerdings war diese Leidenschaft gerechtfertigt durch den Leichtsinn, womit Karl, um Geld zu erhalten, das Wohl des großbritannischen Königreichs in jeder Beziehung Preis gegeben hatte. Da indeß gegen den König keine Anklage gerichtet werden durfte, so mußte die ganze Schuld auf Danby zurückfallen. Ihn bezeichnete man

daher als einen Verräther, der bestraft werden müsse. Eine förmliche Anklage wurde bei dem Oberhause eingereicht. Doch dieses begriff, daß, wie wahr auch die Beschuldigung im Allgemeinen seyn mochte, dennoch die Statuten Eduards des Dritten auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar waren. Danby behielt also seine Freiheit. Dem Könige seinerseits leuchtete ein, daß jetzt der Augenblick gekommen wäre, ein so gefährliches Parliament nicht bloß zu prorogiren, sondern auch aufzulösen. Dies geschah den 30. December. Bei der einmal vorhandenen Stimmung der Nation war dies Rettungsmittel allerdings verzweiflungsvoll; allein, nachdem sich die öffentliche Wuth, von dem Unterhause des Parliaments gestützt, gegen das königliche Haus gewendet hatte, durfte das Heilmittel nicht schwächer seyn, als die Krankheit, an welcher der Staat litt. Zwei schurkische Angeber, Oates und Bedloe, hatten es also, im Verein mit vielen nachtheiligen Umständen, allmählich dahin gebracht, daß alle Fugen aus einander zu gehen und eine neue Umwälzung einzutreten drohete.

Der Prozeß der Angeschuldigten, welcher während der Sitzung des Parliaments seinen Anfang genommen hatte, wurde nach der Auflösung desselben fortgesetzt. Der Reihe nach war Coleman der Erste, welcher vorgeführt wurde. Gegen ihn sprachen seine Briefe an den Pater la Chaise; allein, wenn es kein Verbrechen war, ein eifriger Katholik zu seyn: so konnte ihm nichts zur Last gelegt werden. Oates und Bedloe sagten gegen ihn aus, daß er von dem Superior der Jesuiten eine Bestallung erhalten hätte, die ihn zum päbstlichen Staats-

Sekretär machte; ferner, daß er in die Ermordung des Königs eingewilligt, und eine Guinee für diesen Endzweck verwendet hätte. Coleman konnte beweisen, daß er während des Monats August, wo er sich am thätigsten in der Verschwörung gegen das Leben des Königs bewiesen haben sollte, in der größten Zurückgezogenheit auf dem Lande gelebt hatte; hierauf aber wurde nicht geachtet. Man wollte ihm das Leben schenken, wenn er sich entschließen könnte, die Geheimnisse des Herzogs von York auszuplaudern; aber er verwarf diesen Antrag, und starb hierauf mit der größten Gelassenheit, betheuernd, daß er unschuldig sei, und Oates nur ein einziges Mal, Bedloe aber zuerst vor Gericht gesehen habe.

Kaum war er hingerichtet, so erfolgte die Verurtheilung des Paters Ireland, und jener Beiden, die es übernommen haben sollten, den König zu erschießen: Grove und Pickering. Die einzigen Zeugen, welche gegen sie auftraten, waren Oates und Bedloe. Ireland machte sich anheischig, zu beweisen, daß er im August, wo er, nach Oates Aussage, in London gewesen seyn sollte, in Straffordshire gewesen wäre; allein man erlaubte ihm nicht, diesen Beweis zu führen. Grove betheuerte, daß er von dem, was ihm zur Last gelegt würde, durchaus keine Kenntniß gehabt habe, und Pickering versicherte, in seinem ganzen Leben keine Pistole abgeschossen zu haben. Gleichwohl wurden alle drei verurtheilt, und aufs Schaffot geführt, wo sie bis zum letzten Augenblick betheuerten, daß sie vollkommen unschuldig wären, nur daß sie dadurch keinen Eindruck machten, weil man von Jesuiten (Grove allein war ein Laie)

in der höchsten Allgemeinheit annahm, daß sie nie die Wahrheit sagten.

Obgleich Bedloe Auskunft über Godfrey's Ermordung gegeben hatte, so war er doch bisher der einzige Zeuge gegen die von ihm beschuldigten Personen geblieben; sogar die stärksten Anreizungen von Geld und Ehre hatten Niemand vermocht, die Aussage des Angebers zu bestätigen. Endlich wurde das Mittel gefunden, den gesetzlichen Zeugenbeweis vollständig zu machen. Ein Goldschmidt, Namens Prance, seinem Glaubensbekenntniß nach ein Katholik, war von Bedloe beschuldigt worden, Antheil an jener Ermordung genommen zu haben; und da Prance geleugnet hatte, so war er, mit Ketten beladen, in ein Gefängniß geworfen, wo er, der Kälte, der Feuchtigkeit und Dunkelheit ausgesetzt, in Verzweiflung gerathen mußte. Unfähig, diesen Zustand zu ertragen, erklärte er, Theil genommen zu haben an der Ermordung Godfrey's, und, vor den Untersuchungs-Ausschuß geführt, gab er Umstände an, die freilich nicht zur Sache paßten, die man aber deshalb nicht weniger zuließ. Derselbe Mann nahm seine Aussage zurück, als er von dem Könige und dem Staatsrath befragt wurde; als man ihn aber hierauf in den Kerker zurückwarf, bestimmten ihn neue Schrecknisse und neue Leiden zur Bestätigung seiner ersten Aussage. Er wurde demnach als Zeuge angenommen. Die vorgeblichen Mörder Godfrey's waren Hill, Green und Berry: Leute niedrigen Standes; denn Hill war Bedienter eines Arztes, und die beiden anderen gehörten zur papistischen Kapelle zu Sommerset-House. Die Untersuchung dauerte lange. Am schlimm-

sten dabei war, daß sich Bedloe's und Prance's Aussagen in den Hauptpunkten widersprachen. Dies allein hätte die Angeklagten retten sollen. Allein sie wurden deshalb nicht minder verurtheilt und hingerichtet. Sie alle betheuerten ihre Unschuld, und da Berry als Protestant starb, so fand man es zum wenigsten befremdend, daß ein Protestant bewogen werden könne, in so handgreiflicher Unwahrheit zu beharren.

Unstreitig sollen Richterstühle frei seyn von aller Partheiwuth, von allen kirchlichen Vorurtheilen. Dies aber war so wenig der Fall in diesen Zeiten, daß selbst die Richter, sie, die unter allen Umständen die Vertheidiger der Gefangenen, der Wehrlosen seyn sollten, die Flamme noch mehr anbliesen. Nach der Verurtheilung Irelands, Grove's und Pickerings sagte der Oberrichter zu den Geschwornen: sie hätten gehandelt, wie sehr gute Unterthanen und sehr gute Christen, d. h. wie sehr gute Protestanten. „Und nun, fügte er hinzu, möge den Verschwörern die verheißene Belohnung gut bekommen.“ Dieser Oberrichter hieß Scroggs; und möge dieser Name ewig ein Gegenstand des Abscheu's bleiben, weil der, welcher ihn führte, seine erhabene Bestimmung in einem so hohen Maße verletzte!

Wir brechen hier ab; denn das Weitere dieser Verschwörungsgeschichte verliert sich in die allgemeine Geschichte Großbritanniens, und endigt mit dem Umsturz des Hauses Stuart. Nie ist unschuldiges Blut vergossen worden, ohne daß Mißtrauen, Zwietracht und Erbitterung die nächsten Folgen davon gewesen wären. Nachdem es zwei Erzschurken gelungen war, den Arg-

wohn in Gang zu bringen und das Heiligthum der Gerechtigkeitspflege zu entweihen, waren alle Bemühungen der Bessergesinnten, der gegenseitigen Wuth eine Gränze zu setzen, vergeblich. Es verschwand die letzte Spur von Vertrauen zu Karl dem Zweiten; und wie hätte sie wohl verschwinden können, ohne diesen König, der seit zwanzig Jahren die Nachgiebigkeit selbst gewesen war, zu einem Tyrannen zu machen! Auf der entgegengesetzten Seite verlor sich die Achtung für das Königthum in einem so hohen Grade, daß selbst Personen, welche durch Geburt und Stand zur Ergebenheit gegen die Monarchie verpflichtet sind, zu den entschiedensten Feinden derselben wurden. Verschwörungen stießen auf Gegenverschwörungen; und in diesem verabscheuungswürdigen Kampfe, der von dem Wesen der Regierung kaum einen Schatten übrig ließ, floß das Blut der edelsten Menschen —: eines Lord Russel, eines Algernon Sidney, eines Grafen von Essex. Als endlich Karl der Zweite, vom Schlage getroffen, in einem Alter von 53 Jahren starb, waren alle Bande der Liebe und Treue so zerrissen, daß nur die Furcht vor noch größeren Uebeln ihre Stelle ersetzen konnte. Wie der Herzog von York, Karls Nachfolger auf dem brittischen Throne, gehandelt haben würde, wenn er sich nicht bedrohet gefühlt hätte, läßt sich schwerlich sagen; nur das ist gewiß, daß die Erinnerungen an alle die Kränkungen, die er als muthmaßlicher Thronerbe hatte erdulden müssen, ihn zu Schritten verleitete, die nicht zu vertheidigen sind. Es war gewiß kein Unglück, weder für England noch für die Stuarts, daß seit Heinrichs des Achten Zeit das höchste Episkopat zu den Al-

tributen eines Königs von England gehörte; hierin gerade lag die Vollendung der Suveränetät, sofern sie nicht unabhängig seyn will von Gesetz und hergebrachter Ordnung. Doch, angesteckt von dem Beispiele Ludwigs des Vierzehnten, gespornt von dem Eroberungsgeiste der Jesuiten, und zugleich geblendet von eigenen Vorurtheilen, verfolgte Jacob der Zweite ein ganz anderes Ziel: das der Unumschränktheit. Es fehlte nicht an Niederträchtigen, welche ihn dabei unterstützten, und die englische Geschichte hat ihre Namen, vor allen den des blutdürstigen Jeffries, aufbewahrt; allein alle Grausamkeit, alle Tyrannei findet ihr Ende in ihrer Zwecklosigkeit, und findet es um so schneller, je aufgeklärter und gesetzliebender ein Volk ist. Jacob der Zweite sah sich also nach wenigen Jahren genöthigt, den Thron seiner Väter aufzugeben, und es bedurfte von Seiten seines Nachfolgers nur einer aufrichtigen Umfassung des Protestantismus, um der Welt zu zeigen, wie viel ein König vermag, der seine Bestimmung nicht in Gewaltthun, sondern in kluger Benutzung der herrschenden Volksstimmung wiederfindet.

Ueber den jetzigen hohen Werth des Geldes und den geringen Werth der Produkte.

In dieser Zeitschrift wurden vor Kurzem die Ursachen der ehemaligen großen Theurung, so wie die der jetzigen großen Wohlfeilheit der Produkte, aus historischen und politischen Ereignissen entwickelt, dargestellt, und in Ansehung der Theurung die 30 Jahre von 1789 bis 1819, in Hinsicht der Wohlfeilheit die nächstvergangenen 4 Jahre betrachtet.

Das Resultat der letztern Untersuchung fällt dahin aus, daß der Werth des Silbers allgemein in dem Verhältnisse von 100 zu 160 gestiegen ist: eine Begebenheit, die von den wichtigsten Folgen für die Mehrheit der Staatsbürger ist, wenn sie wirklich in diesem Maße dauernd seyn sollte.

Die Thatsachen, welche jenen ersten Zeitraum beurfunden und historisch dargestellt sind, können leicht übersehen werden; von den Erfolgen der vier Jahre von 1818 bis jetzt läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit auf die Zukunft schließen, und es ist also noch nicht die entschiedene Gewißheit vorhanden, daß der Werth des edlen Metalls auf immer in dem angegebenen Verhältnisse gestiegen sei.

Giebt es ein Gesetz, nach welchem sich der Gang und der Mechanismus des Gewerbsbetriebes regelt, —

und wir zweifeln keinen Augenblick, daß es ein solches giebt — so kann dieser Mechanismus wenigstens im preußischen Staate um so freier in Wirksamkeit bleiben, als die neuere Gesetzgebung die alten Schranken ganz aufgehoben und ihn aller Fesseln möglichst entledigt hat. Daher sind wir der Meinung, daß die Wohlfeilheit und der Geldverkehr bei uns eine andere Richtung nehmen werden, als in andern Staaten, und daß auch andere Folgen für die National-Wirthschaft daraus hervorgehen.

Wenn wir auch die Grundsätze anerkennen, die der gelehrte Herr Verfasser im ersten Aufsatze vorausschickt: so müssen wir doch mehrere, aus denselben abgeleitete Folgerungen in Zweifel ziehen, weil die Begebenheiten mächtig genug wirken, um starke Abschweifungen von der Regel zu veranlassen.

Vermehrte Massen von Metall ohne vermehrten Gebrauch derselben muß Wohlfeilheit des Metalls erzeugen. Diese Wohlfeilheit wird sich in ihren Wirkungen vielleicht auf den ganzen Erdkreis, wenigstens auf einen Welttheil, erstrecken, aber gewiß in jedem Staate anders äußern. Daß die Metallmassen in den 30 Jahren von 1789 bis 1819 sich durch die jährliche Ausbeute vermehrt haben, ist gewiß, daß aber auch der Gebrauch derselben sich nicht verhältnißmäßig zugleich vermehrt haben sollte, scheint uns bei der großen Thätigkeit, die alle Völker in jenem Zeitraume äußerten, wenigstens zweifelhaft. Ist auch kein Abfluß nach Asien gewesen, der indessen schwerlich jemals ganz hat gehemmt werden können: so waren doch die Nationen durch Land- und Seekriege, Handels- und Fabrikunternehmungen in einer großen Thätigkeit, welche

einen großen Geld-Verkehr herbeiführten, und also die mehr als 10 tausend Millionen Franken betragende Summe in Europa in Umlauf setzten; denn eben der Umstand, daß unter dieser Summe auch noch 1777 Millionen Papiergeld stecken, die nach den angelegten Berechnungen sich mit im Verkehr erhielten, scheint für die Lebhaftigkeit des letztern zu sprechen. Und hierin zeichnet sich nicht bloß das angenommene Mittel-Jahr 1805, sondern auch die übrigen Jahre aus; der Herr Verfasser gesteht dies auch Pag. 251. selbst zu.

Unter den Ursachen, die eine Verminderung des jährlichen Zuflusses der edlen Metalle in Europa veranlaßt haben, erkennen wir die verminderte Ausbeute der mexicanischen Bergwerke, welche für 10 Jahre auf 800 Millionen Franken berechnet wird, als die hauptsächlichste an; aber wir können uns nicht entschließen, die Einlösung von 1400 Millionen Papiergeld und die mißlungenen Handels-Speculationen nach Indien als gleich stark wirkende Ursachen des steigenden Silberwerths zu betrachten, wenigstens nicht als solche, welche ausdauernd seyn werden. Denn daß durch Einlösung jener Summen Papiergeldes eine gleich große Summe baaren Geldes vom Geldmarkte verschwunden sei, kann man wohl nicht annehmen, weil dadurch, daß Gold und Silber in die Circulation kommen oder derselben zurückgegeben werden, sie ihre Natur als Waare nicht ändern; sie verbleiben in dieser Form recht eigentlich auf dem Markte, während sie früher im Kasten ihrer Besitzer lagen, dem Verkehr entzogen, und durch einen Stellvertreter auf guten Glauben ersetzt. Ich gestehe, daß es mir vollends

dunkel ist, wie das in die Circulation kommende Gold und Silber latent oder gebunden wird, und vom Geldmarkte verschwindet, wenn ich zuvor die Definition des Herrn Verfassers Pag. 224. gelesen.

Was nun aber die mißlungenen Handels-Speculationen nach Asien und den jährlichen starken Geld-Abfluß aus Europa dahin betrifft: so muß angenommen werden, daß sie ihrer Natur nach vorübergehend sind; denn es ist nicht denkbar, daß in den Handelsstaaten jenes Welttheils alles Metall nur aufgehäuft und der Circulation entzogen werde; es muß, wo Handel getrieben wird, die vorhandene Geldmasse wieder auf den Geldmarkt kommen, und davon machen vielleicht nur einige Reiche theilweise eine Ausnahme, nämlich China, und durch jetzige kriegerische Verhältnisse auch die Türkei. Die Schätze Ali Pascha's, des türkischen Sultans und der Barbaresken-staaten von Tunis, Algier und Tripoli, nicht minder alle Reichthümer der Griechen, sind jetzt wahrscheinlich größten Theils der Circulation und dem Geldmarkte entzogen; und dies scheint für Europa jetzt wichtiger, als der Abfluß des Geldes nach Asien. Hierzu dürfte auch gerechnet werden, daß das edle Metall, welches Portugal, Spanien und Neapel noch besitzen, wegen der unglücklichen Verhältnisse dieser Länder, der Circulation größten Theils entzogen ist, und auf dem Weltmarkte nicht in Cours kommt, weil die National-Wirthschaft dieser Völker größten Theils darnieder liegt und der innere Verkehr höchstens auf Erhaltung des Lebens, nicht aber auf Erreichung von Wohlstand und Reichthümern gehet, noch gehen kann. Wenn wir also die ganze europäische und asiatische Tür-

fei, einen großen Theil Italiens, dann die ganze pyrenäische Halbinsel gegenwärtig in einer Lage erblicken, die allen national-wirthschaftlichen Verkehr mit andern Staaten fast ganz abschneidet und alle Capitale verschwinden macht, während die übrigen europäischen Staaten in Frieden sind, und ihre National-Wirthschaft zu verbessern streben: so wird man sich nicht entbrechen können anzunehmen, daß vom europäischen Geldmarkte dadurch eine große Masse Metalls verschwunden ist, die nur erst in friedlichen Zeiten wieder zum Vorschein kommen wird.

Wir tragen kein Bedenken, diese großen Begebenheiten in den ebengenannten Ländern als eine eben so starke Ursache der Geld-Verminderung anzusehen, wie die Revolutionen in Südamerika, welche eine verminderte Ausbeute der Bergwerke veranlaßten. Beide sind aber ihrer Natur nach vorübergehend, obgleich kein Mensch sagen kann, wie lange dieser Zustand dauern werde. Daß die Südamerikaner, nach Begründung ihrer neuen Verfassungen, den Bergbau minder eifrig betreiben und ihn dem Ackerbaue nachsetzen sollten, scheint der menschlichen Natur zuwider; denn an Menschen dazu wird es nie fehlen, da sogar die Deutschen jene Minen bauen helfen, und die Revolution und ihre Folgen zwingen die Bewohner, alle Quellen ihres Landes zu eröffnen. Um sich bald in eine Achtung gebietende Verfassung zu versetzen, dazu braucht man nicht bloß die Produkte des Ackerbodens, sondern auch, mit vorzüglichem Effekt, die unterirdischen; und dadurch werden sie am ersten wieder in Verbindung mit der europäischen Welt

kommen, und also auch die möglichst größte Menge Gold und Silber zu Markte stellen.

Da die mindere Ausbeute der mexicanischen Bergwerke, den vorliegenden Nachrichten zufolge, schon mit dem Jahre 1811 anhebt, und dahin gestellt bleibt, wie die Ausbeute der übrigen amerikanischen Bergwerke gewesen: so ist es eine auffallende Erscheinung, daß der Werth des Silbers erst mit dem Jahre 1819 so bedeutend zu steigen anfängt, da dies doch nach den entwickelten Verhältnissen eigentlich schon weit früher zu erwarten gewesen wäre. Allein die Erscheinung erklärt sich bald, wenn man erwägt, daß die Regulirung des Schuldenwesens der Staaten mit ihren Erfolgen erst jetzt weiter vorschritt, und daß die Schuldverschreibungen aller Länder, oder die sogenannten Staatspapiere, einen ganz eigenen Effekt auf den Geldmarkt äußern. Gleichzeitig traten nun jene großen Ereignisse in Süden und Westen von Europa ein, deren eben gedacht worden, und alle diese Umstände zusammengenommen, verbunden mit den innern Verhältnissen der Staaten, mußten den Silberwerth steigen machen. Sobald eine Regierung ihre aus dem Lande bezogenen Bedürfnisse nicht bezahlen kann, und über ihre desfalls gemachten Schulden öffentliche Verschreibungen ausstellt, welche gekauft und verkauft werden, entsteht auf dem Geldmarkt ein doppeltes Interesse für die Speculation, je nachdem von diesen Papieren ein beschränkter oder ein allgemeiner Gebrauch gemacht werden kann, und ihre Summe nicht übermäßig groß ist; überdem richtet sich ihr Werth nach dem Maße von Vertrauen, welches die Einwohner zu der Rechtlichkeit

keit und Pünktlichkeit der Regierung und der vornehmsten Chefs derselben haben. Es ist aber ein Irrthum, wenn man annimmt, daß diese Repräsentationszeichen des Geldes die Geldmasse oder die Circulationsmittel selbst vermehren; dies ist wenigstens nicht in allen Staaten, und nicht mit allen Papieren der Fall. Die preußischen Treforscheine vermehren die Circulationsmittel, da sie überall mit Gelde pari stehen und auf der Stelle in Geld verwandelt werden können. Nicht so die Staatsschuldscheine dieses Landes, welche einen Börsenpreis haben und nicht pari stehen. Daß sie im Handel zu einem gewissen Preise umlaufen, drückt das Maß des Vertrauens aus, welches das Publikum zur Regierung hat; denn wäre dies Vertrauen gänzlich geschwunden, so würde sie niemand kaufen. Diese Effekten sind also nur in so fern von Werth, als Zutrauen existirt, und Geld in der Nation vorhanden ist, sie zu kaufen. Sie sind also kein Circulationsmittel, sondern eine durch die Zeitumstände herbeigeführte Hypothek auf den Staat, welcher die Zinsen davon bezahlt, so lange, bis er selbst wieder in Besitz so vielen Metall-Geldes ist, um seine Schuldverschreibungen einlösen zu können. Dergleichen Schuldverschreibungen gehören also zu den Activis ihrer Inhaber, und es können allerdings mit ihnen, so lange sie Zutrauen genießen, Forderungen in Metallgeld gedeckt werden; sie vermehren aber das National-Vermögen nicht, denn sie sind nur eine Anweisung auf dasselbe. Indem der Staat seinen Geldbedarf zum Staatshaushalt aus dem National-Vermögen bezieht, bezahlt er jene Schuld aus demselben, sobald er so viel Metall durch die Abgaben ein-

gezogen hat, als dazu nöthig ist. Wenn durch den Drang der Zeiten die ersten Inhaber dieser Verschreibungen genöthigt waren, sie zu verkaufen, so muß man annehmen, daß Geld genug im Lande war, sie zu bezahlen. Es ist also gegenwärtig eine Summe von verzinslichen Schuldverschreibungen in Umlauf, welche, nach dem Edikt vom 17 Januar 1820, 180,091720 Thaler beträgt, welche aber die jetzigen Inhaber vielleicht nicht mit der Hälfte dieser Summe bezahlt haben. Dies ist die natürliche Folge des deplacement des fortunes, welches große Reichthümer in die Hände Einzelner brachte, die nun von den Zinsen großer Capitale bequem leben und, nöthigen Falls, diese sofort wieder in baares Metall umsetzen können, wenn sich vortheilhaftere Speculationen für sie darbieten. Die Metallmasse, welche seit Jahrhunderten in der Welt war, ist also noch größten Theils vorhanden; und gaben die Bergwerke von Mexiko in den letzten 10 Jahren gleich weniger Ausbeute, als sonst, so dürfen wir, mit dem Herrn Verfasser jener Aufsätze, dem wohl entgegensetzen, daß eine große Masse edlen Metalls an Geräthen in den Geld-Cours gekommen ist, und also die große Geldsumme vermehrt, oder doch jene verminderte Ausbeute einigermaßen ersetzt hat. Wäre die Verminderung des Metalles auf dem europäischen Continent so groß, wie angegeben ist; so würden die Regierungen, welche Anleihen zu machen gezwungen waren, schwerlich die Capitale zu 8 Procent erhalten haben.

Hieraus ergiebt sich, daß das Staats-Schulden-Wesen für die großen Capital-Besitzer ein Mittel ist, auf eine leichte Weise Geld zu verdienen, und daß sie dabei

in dem Maße sicherer gehen, als der Staats-Haushalt sich mehr regelt, und die Zinsen bestimmt bezahlt werden. Hiermit steigt das Vertrauen und der Werth der Papiere. Eine neuerliche Operation der preußischen Staats-Schulden-Verwaltung beurkundet dies auf eine glänzende Weise, indem sie zur Beförderung des Geld-Verkehrs auf dem bevorstehenden Berliner Wollmarkt die Zinsen von Staatsschuldscheinen um einen Monat früher zahlt.

Man kann aber nicht folgern, daß die im Staate vorhandene Masse Metalles bloß in diesen Staatsfonds rundlaufe; denn Geld bleibt nie lange ungenutzt auf einer Stelle, und es gehen also die Summen, welche im Effektenhandel verwendet werden, weiter in den National-Wirthschafts-Verkehr aller Art. Allein dessenungeachtet hört man große Klagen über Geldmangel, besonders unter den Landbesitzern. Daß dieser Geldmangel wirklich in dem Maße vorhanden sei, wie behauptet wird, muß bezweifelt werden, da die Capitalisten ihre Gelder immer noch gern an den Ankauf von Effekten wenden, die keine hohe Zinsen tragen, wohin auch die Pfandbriefe gehören. Könnten sie mit Sicherheit ihre Gelder höher ausbringen, so würden sie es unfehlbar thun; allein sie dürften es vorziehen, sich nicht in solche Geschäfte einzulassen, welche weitläuftig sind, und bei welchen sie mit Behörden verwickelt werden können, wie z. B. in dem weitläuftigen Hypotheken-Wesen. Daher wird aller Credit nur durch Pfandleistungen bewirkt, in so fern nicht unverschuldete Grundstücke angeboten werden können. Die Klagen über den höhern Werth des Geldes entstehen also mit Grunde nicht daher, daß wirklich eine außerordentliche Summe Geldes we-

niger in der Welt wäre; denn der Zinsfuß und mehrere Anzeigen ergeben, daß wirklich die Verminderung des edlen Metalles nicht in dem Maße statt findet, wie behauptet wird: sondern weil die vorhandene Summe edlen Metalles zu ungleich unter den Staatsbürgern vertheilt ist, und weil das Deplacement de fortunes bewirkt hat, daß der Geldbesitzer ein Monopolist geworden ist, der, bei selbst nicht höhern Zinsen, als ehedem gegeben wurden, es mit ansehen kann, und sich nicht so leicht entschließt, aus seinem Cirkel herauszugehen. Die politische Lage von Süd- und West-Europa und der Türkei, die Regulirung des Schuldenwesens aller Länder, die neuen Staaten in Amerika, verbunden mit den Erfolgen mehrjähriger Doppel-Ernten in Europa und mit den Fortschritten in der Kunst des Ackerbaues, endlich auch einige für die nördlichen Gegenden von Europa seltene gelinde Winter, haben das Steigen des Silberwerthes bewirkt, über welches jetzt so große Klagen geführt werden; und wenn man annehmen will, daß eine große Menge Capitale latent oder gebunden worden: so kann man nur annehmen, daß sie in Folge dieser Verhältnisse und nur **einstweilen** gebunden sind, so lange nehmlich jene Verhältnisse dauern. Nun kann man aber voraussetzen, daß die revolutionären und kriegerischen Verhältnisse in Europa und Südamerika ein baldiges Ende nehmen werden, und daß dem Weltmarkte dadurch der Theil des edlen Metalles wieder gegeben werden wird, der jetzt gebunden oder latent ist; und dadurch wird allerdings dem Monopol-Wesen der Geldbesitzer entgegen gewirkt, indem im Laufe der Zeiten das Geldvermögen sich mehr ver-

theilt und also Angebot und Nachfrage wieder in eine richtige Wechselwirkung treten. Dies sind freilich nur Hoffnungen und Anweisungen auf die Zukunft, welche also auf die augenblicklichen Verlegenheiten Vieler nichts zu wirken vermögen; allein man darf auf das Eingreifen und Mitwirken der Regierung auch etwas rechnen, um Abhülfe zu erlangen.

Jenes Monopol-Wesen mit dem Gelde fand und findet aber nicht bloß in einzelnen Ländern Statt, sondern es liegt in dem allgemeinen Unglück Europens, daß das einzige Land, welches im Laufe eines langen Krieges von feindlichen Ueberziehungen verschont geblieben und zugleich das geldreichste und in allen Welttheilen das mächtigste war, zum ersten Geldmarkte der Welt wurde. Daher kam es, daß alle Geld-Anleihen und Gold- und Silber-Ankäufe der europäischen Regierungen nur in England gemacht werden konnten und gemacht wurden, weil anderwärts kein Geld war, und die geldreichen Leute des Continents ihre Fonds in jenem Lande belegt hatten. Selbst Nordamerika, welches die Schwindeleien mit Privat-Bank-Geschäften, die die Engländer bereits im 17ten Jahrhundert durchgemacht hatten, wiederholte, mußte Silber in England kaufen, um das leichtsinnigerweise angerichtete Unglück wieder gut zu machen, und Frankreich war ebenfalls genöthiget, seinen Geldbedarf dort zu kaufen, um auch noch auf diese Art dem Sieger in die Hände zu fallen. Ganz Europa ist also England tributär geworden; und wenn es hierbei auf ein sogenanntes Zusammenpumpen aller Gelder (nach Hrn. J. Alders Ausdruck) auf allen Handelsplätzen angekommen

ist, so siehet man wohl, daß Diejenigen die kräftigsten Hebel anzusetzen wußten, die schon im Besitz einer unermeßlichen Geldmasse waren, und sich also im Stande befanden, das Geldwesen überall zu dirigiren und, so zu sagen, in der Hand zu behalten.

Wie es möglich ist, den jetzigen Folgen des gestiegenen Silberwerthes zu begegnen und solche möglichst unschädlich zu machen, dies ist die große Frage. Hr. Bg. hat im letzten Aufsatze Pag. 355. einige Andeutungen in dieser Beziehung gemacht, und diese gehen dahin aus, daß Geld mit Geld wohlfeiler gemacht werden soll. Ich zweifle aber, daß dies nach der Lage der Dinge im preußischen Staate möglich ist. Es scheint für diesen nur dann eine bessere Lage eintreten zu können, wenn er alle seine Nationalkräfte concentrirt, sich also gewissermaßen gegen die übrige Welt rein abschließt, um selbstständiger dazustehen.

Wenn hierzu die Regierung allerdings die ersten Schritte thun müßte, so kommt doch auf der andern Seite auch außerordentlich viel auf die Thätigkeit und den Willen der Nation an. Der preußische Staat ist ein ackerbautreibender Staat; er hat also eine bleibende Garantie seines innern und äußern kräftigen Bestandes: Ackerbau, Manufaktur und Fabrikation sind im Fortschreiten, und der Handel nach außen wird in dem Maße blühen, als der Werth der Produkte sich durch Güte und Wohlfeilheit ausspricht, welches die einzigen Qualitäten sind, die den ausländischen Käufer zur Abnahme reizen können. Der Ackerbau hat große Fortschritte gemacht, weil allerdings die hohen Getreidepreise wie eine Prämie wirkten; allein es ist noch Vieles zu thun übrig. So lange

das Land noch Butter, Hopfen und Obst aus Böhmen und Sachsen, Leder aus Brüssel und Mastricht, rohe Häute und Talg aus Liefland und Curland u. s. w. bezieht, darf man nicht sagen, daß die Landwirthe schon alles in ihrer Kunst erreicht hätten. Der geringe Preis des Getreides, besonders des Roggens, der Gerste und des Hafers, wird zwar in dem Maße, wie jetzt, schwerlich stehen bleiben; und er wird sich nach einiger Zeit bis zu einer gewissen Höhe wieder erheben *); allein er wird nie wieder zu jener enormen Höhe steigen, wie im Anfange dieses Jahrhunderts. Daher wird der Boden nach und nach mehr zur Viehproduction verwendet werden, oder, was gleich viel ist, die erzielten Getreidefrüchte werden nicht alle Marktgut werden, sondern, in den Wirthschaften selbst zur Ernährung von Vieh verwendet, eine große Summe Fleisch, Häute, Talg und Butter zu Markt liefern. Daß dies erfolgen werde, sehen wir schon jetzt an den Einrichtungen, die umsichtige Landwirthe getroffen haben: die Folge davon ist, daß die Fleisch-Consumtion von Berlin bald nicht mehr von den Ankäufen in Polen abhängig seyn wird. Daß die hiernach zu veranstaltenden Wirthschafts-Veränderungen leicht, und zwar für Jedermann leicht, wären, behaupte ich nicht; dergleichen kann nur nach und nach geschehen. Aber geschehen wird es, und muß es, weil die Aufforderung dazu allzu dringend ist. Eben diese Aufforderung ergehet

*) Man kann hierüber in Klebe Grundsätze der Gemeinheitstheilung. Berlin bei Maurer 1822 im ersten Theil Pag. 41. und im zweiten Pag. 229. seqq. ein mehreres nachlesen, welches besonders die Landwirthe interessiren wird.

eben dadurch von neuem zur schleunigen Aufhebung des Hofdienstverhältnisses, welches die Güter nur belastet und in Risico und Unkosten setzt, während man aus seinem Bestande Vortheile zu haben glaubt; ferner zur schleunigen Aufhebung aller Gemeinheiten und Servituten unter großen und kleinen Landbesitzern und den Königl. Domänen. Herr Bg., der in allen seinen Schriften so viel von der Freiheit des Grundeigenthums gesprochen, wiederholt auch jetzt, daß dasselbe schon theilbar und verkäuflich sei und sich in der Hand Dessen befinde (oder doch gelangen könne), der ihm den größten Reinertrag abzugewinnen wisse, und dies sei der Bauer (wenigstens am Rheine). Es ist gut, daß er diese Parenthese hinzugefügt; denn vor der Hand ist es in der That noch zu früh, diesen Erfolg der Edikte vom 14. Sept. 1811 im ganzen Lande anzunehmen. Außer Communion und Belastung ist nur der größte Theil der Rittergüter in den Marken, ein Theil derselben in Pommern und Schlesien, wogegen in den mehresten übrigen alten Provinzen auf großen und kleinen Gütern fast noch alle alte Einrichtungen des Mittelalters lasten. Die Freiheit des Grundeigenthums, wenn sie schon allgemein da wäre, würde jene großen Erfolge hervorbringen, die man sich immer mit Grunde davon versprochen hat; und es ist eine kleinliche Ansicht der Dinge, zu behaupten, daß ja ohnehin schon so viel Lebensmittel producirt würden, die einen geringen Preis hätten, und daß also die verbesserte Cultur den Preis nur noch mehr herabdrücken müsse. Man vergißt dabei, daß wenn man weniger Brotgetreide zu Markt bringt und dagegen Producent von Artikeln

wird, die jetzt dem Ausländer abgekauft werden müssen, man seinen Boden eben so hoch nutzt wie vorher, und nebenher das Geld im Lande behält; man vergißt ferner, daß der geringere Preis der Lebensmittel auch auf die wohlfeilere Produktion der Manufakte und Fabrikat wirkt, und daß dies Gelegenheit giebt, wo nicht an die Ausländer dergleichen zu verkaufen, doch den inländischen Bedarf wohlfeil zu beschaffen, folglich abermals einen großen Theil Geldes im Lande zu behalten. Wenn der Talg zur Seife nicht mehr aus Rußland verschrieben werden darf, so wird der Vortheil davon den Landwirthen zufallen; und wenn sie den Branntwein aus selbstgewonnenen Früchten so wohlfeil ins Ausland liefern können, wie die Holländer in Schiedam, die den Roggen dazu aus Liefland kaufen: so werden sie abermals Vortheile haben; denn es ist gleich viel, ob man Roggen oder Branntwein verfährt, im Gegentheil ist schon erwiesen, daß es besonders jetziger Zeit in großen Wirthschaften vortheilhafter ist, zum Zweck der größern Viehproduktion und Düngererzeugung den Roggen in Branntwein zu verwandeln. Das Alt-Herkömmliche wird also durch die Zeitumstände aus den Wirthschaften verdrängt. Auch der Bauer, der noch viel fester am Alten klebt, wird davon abgehen müssen; das kann er aber nicht eher, als bis er dienstfrei und mit seinen Ländereien außer Communion ist. Wird er das nicht bald, so geht er zu Grunde, weil seine jetzige Wirthschaft auf die Länge gegen Abgaben und Leistungen, wegen des zu großen Mißverhältnisses, die bei der Einnahme der gestiegene Silberwerth hervorbringt, nicht aushalten kann; der Verlust davon

trifft den Bauer, seinen Gutsherrn und zuletzt das National-Vermögen. Kommt der Bauer bald in diese neue Situation, dann kann er überall bo» werden, was möglich ist, und er wird in so fern einen höhern Reinertrag von seinem Boden erzielen, als er selbst mitarbeitet, als er Herr und Knecht in Einer Person ist. Glücklich für ihn, wenn er dann Sinn für die Erfahrungen hat, die größere Landbesitzer in der Wirthschaft gemacht haben! Diesen Sinn hat er jetzt noch nicht, und daher kann er auch nicht, nach Herrn Bg's. Meinung, der größte Agronom seyn; dazu steht ihm aber der Weg noch offen. Leider ist seine jetzige Situation und seine Productions-Art nur geeignet, dem National-Vermögen einen fortschreitenden Verlust beizubringen!

Um alles dieses zu erreichen, muß indeß freilich ferner nicht gestattet werden, daß die Ausländer sich bei uns erholen und von unserm National-Vermögen zehren. Zur Ernährung der Nation bedürfen wir keine ausländischen Producte, da die selbstgewonnenen mehr als hinreichend dazu sind. Es ist also von der höchsten Wichtigkeit, daß die Einfuhr von Lebensmitteln erschwert wird, welches nach dem Vorschlage des Herrn Regierungs-Präsidenten von Lüttwitz im fünften Heft dieser Monatsschrift am besten durch eine Abgabe von 25 Procent des Werths der Importen erreicht werden dürfte. Dagegen verdient aber auf der andern Seite die Ausfuhr einländischer Erzeugnisse eine Berücksichtigung. Sollen z. B. sich viel auswärtige Abnehmer für unsern Branntwein finden: so muß nicht verlangt werden, daß der Ausländer die theure Abgabe davon mit bezahlen soll; denn

diese schreckt ihm vom Kauf ab. Der Verkäufer würde diese Abgabe an der Grenze zurück erhalten müssen und dadurch in den Stand gesetzt werden, sein Fabrikat zu den Selbstkostenpreise, mit Einschluß des nöthigen Profits, an den ausländischen Käufer zu überlassen. Dies ist um so billiger, weil, wenn dies wegfällt, die Industrie gehemmt werden würde; denn eigentlich diese würde besteuert. Wenn man Roggen ausführt, bezahlt man keine Abgabe; dagegen bezahlt man eine sehr hohe, wenn man Branntwein ausführt, der aus Roggen gemacht worden. Der Ausfall, der in den Staats-Revenüen durch die Zurückgabe der Branntweinsteuer an der Grenze hervorgebracht würde, könnte leicht ersetzt werden, wenn die inländische Consumtion des Branntweins höher besteuert würde, welches dem übermäßigen Genusse dieses Getränkes und der daraus entstehenden Ruchlosigkeit unter dem großen Haufen, die sich jetzt durch so viele Feuersbrünste beurkundet, einigermaßen Grenzen setzen würde.

Man wolle in Ansehung der Besteurung der Lebensmittel, die das Ausland einführt, hier nicht den alten Einwand wiederholen: daß dadurch das vaterländische Publikum verletzt, und von den Producenten ein Monopol-Preis der Lebensmittel eingeführt werden würde. Das ist ganz unmöglich; denn die Mehrzahl der Landes-Einwohner in Preußen sind Landbewohner und Producenten von Lebensmitteln, die ihre Producte verkaufen müssen und ganz außer Stande sind, damit eine Art von Wucher zu treiben.

Das Mittel, welches dem gegenwärtigen Uebel zwar niemals ganz abhelfen, dasselbe aber bedeutend mildern

kann, beruhet also größten Theils in der Thätigkeit und Umsicht der Nation, unter vorausgesetzter Unterstützung von Seiten der Regierung. Die letztere wird gewiß darauf Rücksicht nehmen, daß eine Vereinfachung der Erbtitgesetze, des Concurs- und Hypothekenwesens, eine gänzliche Reform der Gesetze über das Pachtwesen, eine einfache, nicht kostspielige Methode, den Werth liegender Gründe zu schätzen, zu denjenigen Dingen gehören, die dazu geeignet sind, dem Capitalisten Vertrauen einzuflößen und das Geldvermögen beweglicher zu machen, als es jetzt ist. Die Geldbesitzer werden dann um so lieber Capitale anbieten, als es jedem Menschen eigen und angenehm ist, sein Vermögen nicht weit in die Ferne tragen zu müssen, um Vortheile davon zu haben, die er dann in der Regel mit Andern theilen muß. Wer sein Geld im Lande mit Sicherheit und Leichtigkeit unterbringen und doch bald wieder darüber disponiren kann, der wird es nicht nach dem Auslande senden; dies gilt besonders von der großen Menge Besitzer kleinerer Capitalien. Existirte in dem preußischen Staate das Pfandbrief-System nicht, welches die Beweglichkeit des Geld-Vermögens so sehr beförderte: so würde jetzt das Geld noch weit theurer seyn, als es ist. Diese Theurung trifft aber hauptsächlich Diejenigen, welche Capitale angeliehen und Zinsen davon zu zahlen haben; wogegen die Preise oder Werthe der übrigen Producte im Lande sich gegeneinander, jedoch nur nach und nach, ins Gleichgewicht stellen; selbst das Tagelohn ist hiervon nicht ausgenommen. Das Unangenehmste für das Publikum liegt nur in dem Uebergange selbst, und diese Unannehmlichkeit dauert, bis dies Gleichgewicht gefunden ist.

In vielen Gegenden ist Arbeitslohn und Gesindelohn schon um 25 Procent gefallen, wie denn auch viele Kunstproducte bedeutend abgeschlagen sind. Man kann aber nicht verlangen, daß auch der Capital-Zins sofort herabgehen soll; denn er ist nicht das unmittelbare Resultat der Arbeit, sondern eine durch Vertrag bedungene Abgabe von dem Profite, den der Anleiher aus dem Capitale bezieht. Daß bei neuen Anleihen kein wucherhafter Zins erpreßt werde, das kann die Gesetzgebung durch indirekte Mittel verhindern; sie kann aber vertragsmäßig bedungene Zinsen nicht herabsetzen, ohne dem öffentlichen Credit den letzten Stoß zu geben.

Berlin im Mai 1822.

Klebe.

Die Assisen in Cleve von 1822.

(Fortsetzung.)

Den 29. und 30. Januar kam die Süchtelsche Schlägerei vor, worüber die Verhandlungen zwei Tage dauerten, da 36 Zeugen in dieser Sache abgehört werden mußten. Es wurden gleich zwei Supplementar-Geschworne durchs Loos gezogen, damit, wenn ein Geschworner krank würde, die Verhandlungen nicht nöthig hätten, wieder von vorn zu beginnen.

Die Gemeine Süchteln hat 4 Honnschaften, wovon jede ihren eigenen Herrn hat. Unter diesem Herrn aber muß man nicht einen Feudalherrn verstehen, sondern einen jungen Bauer, der von den übrigen gewählt wird, um beim Tanz und Spiel alles zu ordnen, die Zeche mit dem Wirthe zu berechnen und von Jedem seinen Beitrag einzuziehen.

Jede Honnschaft ist ein kleines Gemeinwesen, das sein eigenes Interesse hat, in dem sein eignes Leben wohnt, und das, abgeschlossen, den andern gegenübersteht. In jedem Gemeinewesen ist ein besonderer Esprit de corps; denn alles, was organisch für sich besteht, hat sein eignes Leben, so wie es seinen eigenen Körper hat: es hat seinen Odem in seiner Nase. Dieses Naturgesetz offenbart sich immer am meisten in der mun-

fern und lebenslustigen Jugend, da das Alter, seiner Natur nach, schon etwas langsamer und träger ist.

Zwei kleine Gemeinwesen, welche dicht neben einander liegen, kommen nun leicht in den Kriegsstand, gewöhnlich beim Spiel oder bei den Mädchen. Denn die jungen Bursche aus der einen Honnschaft wollen nie haben, daß die aus der andern zu ihrem Spiel und zu ihren Mädchen kommen sollen. — Kommen sie doch, so setzt es Händel. Trifft es sich nun, daß ein junger Bursch ein Mädchen in der andern Honnschaft hat, so nimmt er ein Paar von seinen Freunden mit, welche ihm das Wagniß bestehen helfen. Erfahren dieses die andern, so versammeln sie sich auch, und der schwächere Theil muß dann die Flucht nehmen. — Dieser Schimpf fällt nun auf die ganze Honnschaft, und die andern ziehen sich die Sache ebenfalls an. Man verstärkt sich dann auf beiden Seiten, und den nächsten Sonntag sucht man den Schimpf des Laufengehens wieder abzuwaschen. — Dieses ist im Ganzen der Charakter des kleinen Krieges zwischen den Honnschaften, welcher die Veranlassung zu der Begebenheit war, welche die Assise zwei Tage hindurch beschäftigte.

Den Tag vor Fronleichnam 1821 gingen die jungen Bursche aus der einen Honnschaft zu den Mädchen in der andern, „in all Freud und Plaisir," wie sie sich ausdrückten. Die anderen erfuhren dieses, und legten sich am Nordcanal in Hinterhalt. Als diese zurückkamen und in zerstreuten Haufen gingen, ließen jene die Vordersten vorüberziehen, griffen darauf die Mitte an und schlugen diese in die Flucht.

Es war 10 Uhr Abends und bloß Sternenhell. Das Gefecht wurde allgemein, und es regnete Schläge von allen Seiten. Ein junger Bauer bekam einen Schlag auf den Kopf. Er fiel betäubt nieder, kam aber wieder zu sich, und ging nach Haus, wo er um 11 Uhr ankam. Seine Schwester wusch ihm den Kopf mit Brannntwein. Den andern Tag blieb er im Bette und glaubte, es würde besser. Allein den dritten Tag fing er an irre zu reden, und den vierten Tag starb er. Bei der Untersuchung des Leichnams zeigte sich, daß der Hirnschedel einen Sprung bekommen, und daß eine Austretung des Blutes in den Gehirnhäuten erfolgt sei, welche den Druck aufs Gehirn, das Irrereden, die Entzündung und den Tod verursacht hatte.

Der Oberprokurator ging selber hin, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen; die Zeugen wurden vernommen, die Beschuldigten eingezogen. Der Apellhof in Cölln erklärte die Anklage für hinlänglich begründet, und sandte 8 junge Bauern vor die Assise. Die Anklage-Akte lautete auf Todtschlag mit Auflauern; und da der Thäter nicht auszumitteln war, so wurden die Angeklagten als solidarisch verantwortlich für die That gemacht.

36 Zeugen wurden vernommen, deren Aussagen aber nichts zur Aufklärung beitrugen. Das historische Faktum wurde nach allen Seiten gewendet; allein in eine Bauernschlägerei ist schwer Methode und Zusammenhang zu bringen, besonders wenn sie des Nachts geschehen. Die Theorie hilft hierbei wenig, und obgleich der Mann, wie er seyn soll, bereits erschienen ist, so ist ein ähn-

ähnliches Werk über die Schlägerei noch nicht vorhanden, und man muß sich daher einzig auf die Erudition der Anwalde verlassen.

Das Faktum war nicht zu ergründen, und die Angeklagten wurden freigesprochen. Die Geschwornen schienen von dem Princip auszugehen, daß, wenn die 8 Angeklagten solidarisch verantwortlich wären, man noch wenigstens 20 von den Zeugen dazu nehmen müsse; denn alle hatten geschlagen, und es schien, als wenn es in der Dunkelheit so durch einander gegangen war, daß Freunde auf Freunde geschlagen hatten.

So wie die Freisprechung erfolgte, entstand eine allgemeine Versöhnung zwischen den Zeugen und Beklagten, und der Friede wurde zwischen den beiden puissances belligérantes noch im Sitzungssaale abgeschlossen.

In diesem Processe sah man recht, wie das Volk zusammenhält gegen die Herren. — Alle Zeugen hüteten sich, etwas zu sagen, was den Beklagten hätte nachtheilig seyn können; es waren doch Nachbars-Kinder, und diese gingen sich einander näher an, als die Herren in Cleve. — Man mochte die Zeugen fragen, wie man wollte; man mochte ihnen von ihrem geleisteten Eide, von der fünfjährigen Gefängnißstrafe, von Moses und den Propheten reden: das alles führte zu nichts; sie sagten nichts, was den Nachbars-Kindern hätte nachtheilig werden können.

Das ist das Herrliche bei der Oeffentlichkeit und den Geschwornen, daß es sich immer klar herausstellt, wenn die Gesetzgebung fehlerhaft ist; und indem nun die Re-

gierung mit ihrer Gesetzgebung nicht von der Stelle kann, ist sie genöthigt, diese zu ändern.

Royer Collard sagte neulich in der Deputirtenkammer: „die rohen Völker glauben, alles mit den Waffen ausrichten zu müssen. Die neueren glauben alles mit den Gesetzen ausrichten zu können. Allein wenn diese dem natürlichen Gefühle, das in der Brust eines jeden Menschen wohnt, widersprechen, so richten sie doch nichts damit aus, und sie sind todt und ohne Kraft."

Bonaparte sah überall Rebellion. Daher sein Code penal, der darauf berechnet war, die Nation zu enerviren. Daher die Beibehaltung des Gleichheitsprincips, welches die Canaille und die gesessenen Leute nach demselben Maßstabe behandelt, gerade wie in der Türkei. Daher die excessive Strenge des Strafgesetzbuches.

Der Fall, der die Assise beschäftigte, ist offenbar im Gesetzbuche nicht vorgesehen. Die Angeklagten konnten ja nicht als Todtschläger mit Auflauern dargestellt werden; es waren keine italiänischen Banditen, sondern deutsche Bauerjungen, welche, so wie Möser von den alten Sachsen erzählt, nicht begreifen konnten, daß ein Mann einen ihm angethanen Schimpf nicht selber abwaschen solle. Diese wollten Niemanden todtschlagen, sondern nur sehen, wer am ersten in die Flucht geschlagen würde. So erzählt Macchiavelli von den deutschen Compagnie-Führern, die im Mittelalter nach Italien kamen, daß die Schlachten, die sie geliefert, nur eine Art Ringen gewesen, bei dem der Schwächere davon gelaufen und Niemand todt geblieben. Er beschreibt eine, bei der von beiden Seiten Niemand todt geblie-

ben, außer 1 Mann, der vom Pferde gefallen und den Hals gebrochen.

Wäre der Fall im Gesetzbuche vorgesehen und mit einer verhältnißmäßigen Strafe belegt gewesen, so hätten die Geschwornen vielleicht anders geurtheilt.

Wenn Juden unter den Geschwornen sind, so sagen diese gewöhnlich: **Wir müssen uns ans Faktum halten, ans Faktum! ans Faktum! Der König kann ja begnadigen.**

Die Christen sind dagegen anderer Meinung: sie nehmen das Faktum und die Strafe zusammen, und lassen sich durch juristische Spitzfindigkeiten nicht irre machen. — Die Vorväter, welche sich besser auf die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit verstanden, als die Juden, sagen gewiß, wenn sie dieses in Wallhalla erfahren, daß jene Recht hatten.

Die englische Jury hält es eben so, und sie hat schon mehr als Einmal durch ihr **Unschuldig**, die Regierung gezwungen, die Gesetzgebung zu ändern *).

Die Geschwornen sind das, was die Schöffen in

*) Das war noch unter andern der Fall bei den Klagen über Verfälschung der Banknoten, worauf in England die Todesstrafe steht. Die Jury fand, daß fast alle Verfälschungen die Ein-Pfund-Noten betrafen, indeß fast nie eine Fünf-Pfund-Note verfälscht wurde, weil diese schwerer auszugeben sind, indem hiebei der Empfänger sich immer den Mann ansieht, von dem er sie bekommt. Die Geschwornen wollten nun nicht mehr ihr **Schuldig** aussprechen, indem sie zu den Bankdirektoren sagten: entweder macht eure Ein-Pfund-Noten so, daß sie nicht können nachgemacht werden, oder zieht sie ein. Da alle Versuche mißlangen, sie so zu verfertigen, daß das Nachahmen unmöglich wurde: so sah die Bank sich genöthigt, sie einzuziehen.

den Gemeinen der Germanen waren. Ueber alle schwere Fälle konnte nur die gesammte Gemeine erkennen, und ihr Urtheil hieß ein Weisthum. Kam nachher derselbe Fall vor, so wurde er nach einem frühern Weisthum entschieden, welches nun als Gesetz galt; und diese Entscheidungen, welche bloß ein Subsumiren des gegebenen Falles unter ein schon vorhandenes Weisthum waren, fanden die gewählten Schöffen, indem man es nicht für nöthig hielt, deswegen die ganze Gemeine zu versammeln. Die Weisthümer, welche aus dem Schooß der versammelten Gemeine hervorgegangen waren, standen mit den Begriffen von Recht und Unrecht, die in der Gemeine galten, in Einklang, und daher war es den Schöffen leicht, den Fall zu subsumiren. Wenn aber ein kluger Despot geherrscht hat, der die Absicht hatte, mit einem blutigen Kriminalgesetzbuch die Nation zu enerviren, so ist es für die Geschwornen schwer, den Fall so zu entscheiden, daß er mit ihrem Gefühle von Recht übereinstimmt. — Da sie indeß mit ihrem Urtheile nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich sind, so halten sie sich nicht, wie die Juden, allein ans Faktum, sondern auch an die Strafe, und nöthigen dadurch die Regierung, ihren mit Blut und Eisen geschriebenen Straf-Codex zu ändern. Ist die Gesetzgebung mit den Sitten des Volkes und mit den in der Gesellschaft geltenden Begriffen von Recht und Unrecht, in Einklang: dann werden es auch die Geschwornen seyn, welche — ich wiederhole es, — nichts sind als die Schöffen der altgermanischen Gemeinen. — Die als Geschwornen können eben so wenig, wie ein Richter, sagen: der Fall ist im Gesetzbuch nicht vorgese-

hen, und hierauf ihre Entscheidung verweigern. Eine Entscheidung müssen sie geben; allein sie können sie so geben, daß der Despot selbst mit seinem strengen Gesetzbuche nichts ausrichten kann, und sich genöthigt sieht, die Sachen von den Geschwornen wegzuziehen und Specialgerichte zu veranstalten.

* * *

Auch bei dieser Assise hat sich aufs Neue gezeigt, daß das Geschwornengericht alles leistet, was man von ihm begehren mag, wenn es nur gehörig zusammengesetzt ist.

Der Assisenhof wurde präsidirt vom Appellationsrathe Schmidt, der früher Präfekt in Dillenburg war: ein Mann vielfach gewandt in Geschäften, und von loyaler Gesinnung in Hinsicht der Geschwornengerichte. Er leitete die Verhandlungen mit Unpartheilichkeit, und gab, wenn diese geschlossen waren, eine lichtvolle Uebersicht über den Gang derselben, und über das Für und Wider, welches sich aus den Aussagen des Beklagten und denen der Zeugen, so wie aus den begleitenden Umständen, ergeben hatte.

Das Amt des Staatsanwaldes verwaltete Herr Lombard, Oberprocurator beim Clevischen Oberlandesgerichte. Ein angenehmes Organ und eine gefällige Darstellung erleichterte den Geschwornen die Uebersicht über den Gegenstand der Klage und über den Gang der Beweismittel, mit denen sie von der Staatsbehörde unterstützt wurde. Dann muß noch eine große Mäßigkeit im Aus-

drucke gerühmt werden, die allen Staatsprocuratoren zu empfehlen ist. Der Angeklagte ist noch kein Verurtheilter, und das Gesetz will, daß einer so lange für unschuldig gehalten werde, bis ein Urtheil das Gegentheil sagt. Den Geschwornen ist es nie darum zu thun, Beweise von den tapfern Gesinnungen des Staatsanwaldes zu haben; denn er kann die tapfersten haben ohne irgend eine Gefahr. Aber sie wollen wissen, wie die Klage steht, und welche Beweise die Staatsbehörde für sie gesammelt und wie sie diese geordnet hat.

Auch den Anwälden der Beklagten muß nachgerühmt werden, daß mehrere unter ihnen recht gut gesprochen. — Unter gut sprechen verstehe ich zweckmäßig sprechen, d. h. den Umständen und dem Orte angemessen. Vielfach versehen es die Anwälde darin, daß sie über die Gebühr in den Superlativ gerathen; auch darin, daß sie allerhand krumme, lahme und krüppelhafte Vertheidigungsgründe beibringen, welche auf das Urtheil der Geschwornen keinen Einfluß haben, und nur dazu dienen, diese verdrießlich zu machen. Den Geschwornen ist es nicht darum zu thun, Beweise von der Eloquenz des Herrn Advokaten zu haben, sondern sie wünschen, das in guter Ordnung vorgetragen zu hören, was sich zu Gunsten des Beklagten sagen läßt. Jede Klage und jede Entscheidung beruhet zuletzt auf wenigen Hauptmomenten, und von diesen will man wissen, wie sie stehen. Kleinigkeiten verwirren nur. Als adjuvantia dienen sie zu nichts. Ob ein Viertelloth Zimmetwasser mehr oder weniger vorhanden ist, und ob ein Kettensträfling bei der Assise sein Halsband um hat oder nicht: das thut nichts

zur Sache. Daß er kein Zeugniß ablegen kann, das weiß man. Daß er die Wahrheit sagen kann, das weiß man auch. Ebenfalls weiß man, daß er sie sagen wird, wenn sie in seinen Plan paßt, und daß er sie nicht sagen wird, wenn sie ihm nachtheilig ist.

Es sind jetzt 10 Jahre, daß ich in keinem Geschwornengerichte gesessen. Wie es mir scheint, hat sich die gerichtliche Beredsamkeit in dieser Zeit verbessert. Der Superlativ hat merklich abgenommen, und die Advokaten drücken sich fast so aus, wie auch andere Bürgersleute. Einige rhetorische Figuren muß man ihnen immer gönnen, so wie auch einige tapfere Gesinnungen gegen den Procureur. — Bei dem Dinellschen Processe geriethen beide einmal in Streit. Der Vertheidiger des Hrn. Achternbosch gründete einen Theil seiner Vertheidigung darauf, daß er zu zeigen suchte, daß die Aussagen des jungen Dinell gar nicht mit der Theorie des Stehlens und Todtschlagens übereinstimmten, welche ein so gewandter und erfahrner Kerl, wie der alte Dinell sei, unstreitig habe. Er ging die ganze Sache durch, und zeigte überall die Abweichungen von der Theorie. — Der Staatsprokurator bemerkte hierauf in seiner Replik, daß dieses nichts heiße; denn es sei noch gar nicht erwiesen, nach welcher Theorie der Jude todtgeschlagen und beraubt worden sei; auch gingen die Spitzbuben nicht vorher zu einem Advokaten, und ließen sich den Plan zum Stehlen machen. — Diesen Ausdruck nahmen die Advokaten übel, und einer von ihnen sprach recht gut hierüber. — Die Sache war offenbar ein Mißverständniß, welches der Staatsprokurator auch aufklärte, wodurch dann wie-

der Friede und Einigkeit hergestellt wurde. — Das ist das Schöne an der Oeffentlichkeit, daß jeder mit seiner Person zahlen muß, was die Stunde und die Minute fordert, und daß keine sämmtlichen Vettern und Basen ihm nicht helfen können. Deswegen scheuen aber auch alle Diejenigen die Oeffentlichkeit, welche sich einiger Schwäche bewußt sind, und welche, nach dem Ausdrucke von Görres, **keine festen Knochen haben**.

Daß die Advokaten jetzt in bürgerlicher Kleidung erscheinen, ist ein großer Fortschritt. Die weiten Amtstalare, die sie früherhin hatten, deroutirten sie oft, und sie vergaßen, daß die Geschwornen, zu denen sie sprachen, einfache Bürgersleute sind, denen an der Rhetorik eben so wenig gelegen ist, als an der Reputation, die sich der Redende beim tiers-état durch sein Lautreden erwirbt *).

* * *

*) Dieses Uebertreiben der Advokaten hat Beaumarchais schon vor 30 Jahren in seiner Hochzeit des Figaro lächerlich gemacht. — Nachdem Figaro den Saal für die Sitzung des Gerichts zurecht gemacht, fragt er: Hé, qu'est ce qu'il manque? le grand fauteuil pour vous, le tabouret du greffier, deux bancelles aux avocats, le plancher pour le beau monde, et la Canaille derrière. — Die Advokaten kommen nun — die Sitzung beginnt — der Hussier ruft Silence, und Bartholdo, der eine Advokat, fängt an zu plaidiren: Nobles, très nobles, infiniment nobles . . Messieurs . . Jamais cause plus interessante ne fut soumise au jugement de la Cour depuis Alexandre le grand, qui promit mariage à la belle Thalestris.

Damals, als Beaumarchais schrieb, war das Lächerliche die einzige Waffe, welche die Gesellschaft zur Bekämpfung der Mißbräuche hatte. Jetzt, wo im Repräsentativsysteme ein Zweig der Gesetzgebung in den Händen der Deputirten — der Meistbeerbten — liegt, können sie die Mißbräuche auf einem andern Wege heben.

Die Geschwornengerichte sind jetzt das Einzige, was wir noch von den altdeutschen Volksfreiheiten besitzen, und wir müssen daher alles thun, um sie aufrecht zu erhalten. Sie haben einen harten Stand, da sie allein stehen, und keine Stütze in irgend einer andern Institution haben. Die Gemeinen sind nicht selbstständig: sie können weder ihren Bürgermeister wählen, noch ihre Schöffen; auch können sie über ihren Geldhaushalt nicht verfügen *). Dann sind noch keine Provinzialstände vorhanden, deren Bildung Se. Majestät der König durch das Edikt von 22. Mai 1815 befohlen hat. Endlich ist noch keine Repräsentation des Volkes angeordnet, deren Bildung der König in demselben Edikte befohlen.

Die Geschwornen-Anstalt steht allein, und das sicherste Mittel, sie zum Fall zu bringen, ist, sie schlecht zu machen. — Man kann dieses, ohne irgend ein bestehendes Gesetz zu verletzen, und Die, welche glauben, daß man der Willkühr bedürfe, um irgend etwas Schlechtes zu üben, zeigen nur, daß sie die Bonapartische Gesetzgebung nicht kennen. In jeder Institution, die er gemacht, oder die er, nach dem Ausdrucke des Moniteur,

*) Für die Gemeinen auf dem linken Rheinufer war jetzt einige Hoffnung zur Selbstständigkeit in Hinsicht ihres Geldhaushalts vorhanden, da eine königliche Verordnung erschien, welche die Regulirung des Schuldenwesens der Gemeinen, den Gemeinen selbst zuwies, und befahl, daß hierfür eine besondere Repräsentation von allen Eingesessenen der Gemeinen solle gewählt werden. Die Wahlen sollten in 3 Wochen geschehen. Dieses war im November. Seit der Zeit hat die Bezirks-Regierung von Cleve die Wahl wieder verschoben, da noch eine Ungewißheit obwalte, in wie fern die untere Klasse der Klassensteuer daran Antheil nehmen solle.

ameliorirt hat, ist ein wurmstichiger Fleck, den er sich immer für den Fall der Noth, als ein Aepfelchen für den Durst, aufgehoben.

So auch in der Geschwornenanstalt.

Die Geschwornen sollen aus einer Liste genommen werden, welche aus den 300 Höchstbesteuerten des Departements besteht; dann aus den großen Kaufleuten, Fabrikanten und Wechslern; ferner aus den Notaren, Doktoren und Professoren, und überhaupt allen graduirten Personen; endlich aus den Beamten, die 4000 Fr. Gehalt haben.

Aus diesen wählt der Präfekt 60 aus, und übersendet die Namen von diesen an den Präsidenten der Assise. Dieser wählt aus diesen 36, und diese werden geladen. Sind sie erschienen, so wird in jeder Sitzung geloos't, wobei der Staatsanwald, als Kläger, das Recht hat, 12 zu verwerfen. Der Beklagte kann ebenfalls 12 verwerfen, selbst ohne einen Grund anzugeben, und 12 bilden die jedesmalige Jury.

Jeder, der als Geschworner geladen wird und nicht erscheint, zahlt, wenn er nicht durch Krankheit entschuldigt ist, 500 Fr. Strafe. Jeder, der als Geschworner einer Assise beigewohnt, ist vier Sitzungen hindurch frei, so daß also nur im nächsten Jahre die Reihe wieder an ihn kommen kann.

Die, welche auf der Liste stehen, sind de droit Geschworne, und müssen kommen. Außerdem giebt es aber auch noch freiwillige, und hier liegt nun der Bonapartische Magenkrebs.

Es heißt nämlich weiter: „da es für die Geschwor-

nen lästig, wenn die Liste derselben gar zu klein ist, und die Reihe zu oft an sie kommt: so kann der Präfekt dieser Liste eine größere Ausdehnung geben, indem er Diejenigen drauf setzt, welche sich freiwillig melden, um das Amt eines Geschwornen zu versehen, und deren Namen er dann dem Minister zur Genehmigung einsendet." — Bei diesen freiwilligen Geschwornen ist gar keine Qualification vorgeschrieben, und der Präfekt kann diese aus jeder Etage der Gesellschaft nehmen, aus welcher er will.

Dann heißt es weiter: Es kann Niemand eine Anstellung von der Regierung erhalten, wenn er kein Zeugniß vom Präfekten beibringt, daß er als Geschworner seine Pflicht gethan hat.

Nun weiß man, was Bonaparte unter dem Ausdruck verstand, seine Pflicht thun. Im Katechismus ließ er diese Pflichtbegriffe schon den Kindern beibringen, indem hier in einem besondern Kapitel von dem Kaiser und der kaiserlichen Familie gehandelt wurde, nachdem früher von den Pflichten gegen Gott geredet worden.

In jedem Departement finden sich 60 schlechte Menschen, denen ihr Gewissen feil ist, und die sich für eine versprochene Anstellung in den droits réunis, oder in der Zollpartie, als freiwillige Geschworne melden, und nun so sprechen, wie der Staatsprokurator es haben will.

Bei Uns ist dieses freilich nie geschehen. Allein bei Uns standen auch bloß unbedeutende Menschen vor der Assise: Menschen aus den untersten Volksklassen, die wegen Einbrüche, Todtschläge oder anderer Verbrechen vor sie

gestellt wurden, und an deren Verurtheilung oder Freisprechung der Regierung wenig lag. Wäre aber irgend ein bedeutender Mann vor die Assise gestellt worden, an dessen Verdammung der Regierung gelegen gewesen; hätte irgend ein gekannter Schriftsteller einmal vom bittern Franzosenthum geredet, welches bei uns eingewandert war, oder hätte er nachtheilig vom Kaiser gesprochen: so würde man ihn nicht vor ein Special-Gericht gestellt haben, sondern in ein benachbartes, noch im Sprengel des Appellhofes gelegenes Departement gesendet, und ihn hier, entfernt von allen seinen Bekannten, vor die Assise gestellt und die Geschwornen aus einer Liste von 60 Freiwilligen gewählt haben, die der Präfekt eingesendet und der Minister bestätigt hätte.

Ein Special-Gericht war noch viel zu honett für so etwas. Denn das mußte jedes Mal aus 8 Richtern genommen werden, welche zu dem Gerichtshofe gehörten, in dessen Sprengel das Special-Gericht seinen Sitz hat. Und es hält schon schwerer, ehe man 8 Richter findet, die sich durch die Regierung corrumpiren lassen. Damit hatten sie selbst in Frankreich ihre Noth, wie man aus der Depesche von Cambaceres an den Kaiser sieht, welche die Kosacken im August 1813 auffingen: eine Depesche, worin er über die Antwerpener Oktroi-Geschichte berichtete, in welcher der Senat das Geschwornen-Urtheil gebrochen hatte, und die man nun vor einen Gerichtshof senden wollte, wo man der Verurtheilung gewiß sei. Der Justizminister und der Polizeiminister hatten zusammen überlegt, welcher wohl der beste sei. In Paris gehe es nicht, denn hier sei die öffentliche Meinung zu stark; in Amiens aber,

glaubte man, würde es gehen; doch wollte der Polizeiminister noch vorher unter der Hand durch seine Agenten Erkundigung einziehen, ob die Richter auch wirklich Leute seyen, auf die man sich verlassen könne, und denen der Dienst Sr. Majestät am Herzen liege.

Wenn man die Bonapartische Gesetzgebung durchgeht, so sieht man, wie fleißig er den Macchiavelli studiert hatte, den er auch immer auf Reisen bei sich führte. — Dieser lehrt seinem Principe, wie er die Despotie gut einzurichten habe, aber so, daß sie die Menschen nicht allarmire. Er müsse sie verdecken, so wie man auch die Fallen, in denen man das Wild fangen wolle, mit trokkenem Laube überstreue. Dann müsse er nie unnöthigen Gebrauch davon machen; denn das mache nur Gerede, was zu nichts diene. Sobald alle Einrichtungen gut getroffen seien, so brauche man das nicht. Die Völker würden schon ergeben und gehorsam, wenn sie sich überall von Einrichtungen und Formen umringt sähen, die der Wille dessen, der in der Mitte stände, gegen sie richten könne, sobald es ihm genehm sei. Wenn man die Folterinstrumente nur habe und vorzeige, so würden die meisten Menschen schon zahm, und sperrten sich wenig. Daß man sie gebrauche, sei unnöthig, und bloß ein Luxus, der dem klugen Manne nicht zieme. — Und wirklich hat Bonaparte sich gerühmt, daß er nie grausam gewesen; und als im Jahre 1814 die Bourbons zurückkehrten, befanden sich in den geheimen Staatsgefängnissen nur etwa 12 oder 15 Personen. Doch wollten einige ihm die Hinrichtung des Herzogs von Enghien als eine Art von unnöthigem Luxus in der Despotie

anrechnen, und er fand für nöthig, sich hiegegen im Manuscripte von St. Helena zu vertheidigen. „Man habe gesagt, daß dieses nicht ein Verbrechen gewesen, sondern, was schlimmer, ein Fehler. Je demande grace, sagte er kalt, c'étoit un crime, mais ce n'étoit pas une faute."

Bonaparte ist endlich an dem eigenen Krebse gestorben, den er in alles geimpft hat, was er berührte. Die Völker werden aber noch lange zu thun haben, ehe sie ihn aus ihren Institutionen ausgetrieben, die er sämmtlich vergiftet hat. Die kluge Vergiftung des Wahlsystems für die Volksrepräsentation ist mit ihm bereits gefallen; und er hat noch lange genug gelebt, um die Nachricht auf seiner fernen Insel zu erhalten: daß unter den Bourbons diese Vergiftung aufgehört, und daß jetzt in Frankreich ein Wahlsystem herrscht, das die Wahlen völlig unabhängig vom Hofe, von der Polizei und vom Senat macht. — Aus dem neuen Wahlgesetze ist nun eine Kammer hervorgegangen, die wirklich von den Meistbeerbten gewählt worden, und aus dieser Kammer hat sich ein Ministerium gebildet, das stark ist, weil es einig in sich ist, und in den Interessen der Meistbeerbten. Dieses wird auch nun endlich mit dem neuen Municipalgesetze hervortreten und die Selbstständigkeit der Gemeinen gründen. Ist diese vorhanden, dann gelangt man auch zu guten Geschwornen, welche dann sämmtlich aus der Liste der Schöffen der Gemeinen müssen genommen werden. Die Liste wird dann von selber stark an Zahl, und die Freiwilligen fallen dann von selber weg.

Bei allen unseren Einrichtungen müssen wir immer

darauf sehen, wie es denselben Einrichtungen in Frankreich ergeht. So wie Frankreich in der Entwickelung und Verbesserung seiner Institutionen fortschreitet, so werden wir ebenfalls fortschreiten. — Das Beispiel wirkt, und ganz Europa ist, wie de Pradt sagt: une Hollande sociale geworden, dessen Völker in einem gemeinschaftlichen Bande der Cultur liegen.

* * *

In Cleve klagte man, daß die Liste der Geschwornen so klein sei, daß sie noch keine 120 betrage, und daß Jeder kaum ein Jahr frei bleiben könne.

Daß die Liste der Geschwornen so klein ist, rührt daher, daß die Behörden, welche die Liste machen, die Geschwornen nicht zu finden wissen. Sie ergänzen die Listen nicht gehörig. Wer einmal darauf steht, der steht darauf. Ich kann mich selber als Beispiel anführen. Ich bin in 10 Jahren nicht Geschworner gewesen, und meine Freunde meinten, ich hätte es mich etwas kosten lassen. Allein ich habe nichts gethan, um darauf zu kommen, und nichts, um davon zu bleiben. Es war bloße Nachlässigkeit der Behörden, die es auch gemacht hat, daß von Süchteln ein Herr Offermanns geladen worden, der schon vor ein paar Jahren gestorben war. Ein anderer Geschworner, der ebenfalls mit in Cleve war, hatte in 10 Jahren auch 10 Assisen beigewohnt, und die Sache hatte ihm in dieser Zeit 300 Thlr. gekostet. Wenn dieser vor 10 Jahren mit dem Präfektur-Sekretär ein billiges

Abkommen getroffen hätte, so wäre er um 300 Thlr. reicher gewesen.

Daß man, um die Liste zu vergrößern, in die unteren Schichten der Gesellschaft geht, ist sehr fehlerhaft. Dann werden die Urtheile der Geschwornen so unvollkommen, daß der Präsident der Assisen die Verhandlungen derselben nicht mehr leiten kann, wie sich dieses im vorigen Jahre bei den Assisen in Düsseldorf zeigte, wo man sogar einen Bäckergesellen auf die Liste gesetzt hatte, auch einen Bauer, der nur 2½ Thlr. Grundsteuer zahlte, ferner eine Anzahl Juden. Der Oberappellationsrath Schmidt, der diesen Assisen ebenfalls präsidirte, sagte, daß die Aussprüche der Geschwornen oft so verwirrt gewesen, daß er sie mehrmals habe zurückschicken müssen, weil ihr Ausspruch so war, daß sich das Gesetz gar nicht darauf anwenden ließ. — Dieselbe Klage führte er bei der letzten Cöllner Assise, wo die Geschwornen auch aus einer Schicht der Gesellschaft gewählt waren, aus der man früher nie Geschworne genommen hatte.

Allein man braucht nicht in die unteren Schichten der Gesellschaft zu gehen, und kann doch die Listen zahlreich machen, wenn die Behörden sich nur die gehörige Mühe geben. In unserem Kreise Kempen, dessen Bevölkerung 46000 Seelen ist, stehen 56 auf der Liste. Wenn man in den anderen Kreisen eben so gut gesucht hätte, so hätten in dem Sprengel von 170000 Seelen, die zur Clever Assise gehören, wenigstens 225 müssen gefunden werden, anstatt daß jetzt nur die Hälfte da war. Das alles wird sich ändern, wenn einmal die Meistbe-

erbten mitzureden haben, und über die Befolgung der Gesetze zu wachen.

Obgleich unser Kreis die meisten Geschwornen liefert, so bin ich doch überzeugt, daß, wenn die Meistbeerbten in den Gemeinen, oder die Schöffen derselben, die Liste machen, sich noch viel mehr als 56 finden werden. Ich schließe dieses schon daraus, daß in unserem Kreise 3 Meistbeerbte in der ersten Klasse von 48 Thlr. stehen, 30 in der zweiten von 24 Thlr., und 265 in der dritten von 12 Thlr.

Wenn man in diesen einmal nachsieht, so wird man noch Viele finden, die der Liste der Geschwornen Ehre machen, ohne daß man nöthig hat, tiefer herunterzugehen, als bis zur dritten Klasse. Auch ist diese Klasse vermögend genug, daß sie alle zwei Jahre eine Klassensteuer daran wenden kann, um ihre Pflichten als Bürger und als Geschworne zu erfüllen.

So wie jetzt die Geschwornenanstalt besteht, ist sie schon praktisch ausführbar, wenn die Behörden es nur loyal mit ihr meinen, und bei der Verfertigung der Listen besser ihre Pflicht thun, als die ehemaligen französischen Präfekte, die alles ihren Subalternen überließen.

Aber die Geschwornenanstalt läßt sich noch sehr verbessern, wenn man sie der englischen näher bringt. Die 12 Richter von England reisen vierteljährlich durch die Grafschaften, und halten in diesen die Assisen. Wenn man den landräthlichen Kreis als den Carolingischen Gau oder die Grafschaft ansieht: so könnten die Richter vierteljährlich in jedem Kreise erscheinen, und hier eine kleine Assise halten, auf der die kleinen Vergehen abge-

urtheilt würden, welche in dem Kreise begangen worden. — Nur die großen Verbrechen kämen dann vor die große Assise der Provinz. So hat man schon in Frankreich vorgeschlagen, verschiedene Vergehen, welche jetzt criminel sind, bloß correctionel zu machen, damit sie nicht nöthig hätten, vor die Geschwornen gebracht zu werden, und damit die Assisen-Sitzungen abgekürzt würden. — Und wirklich werden die Geschwornen auch ganz verdrießlich, wenn unbedeutende Sachen vor sie gebracht werden, wegen deren man 36 Meistbeerbte zusammenkommen läßt, um 12 unter ihnen auszusuchen, die sie beurtheilen sollen.

Wären aber in den Graffschaften kleine Assisen, die nur aus 6 Schöffen beständen, anstatt aus 12, übrigens aber eben so eingerichtet wären, wie die großen: so wäre die Sache leicht. Die Zeugen hätten nicht weit zu gehen, die Geschwornen hätten ebenfalls nicht weit, und ob ein Bauerjunge oder eine Magd gestohlen habe, und unter welchen Umständen, ob unter erschwerenden oder nicht: dieses ist gewöhnlich leicht zu beurtheilen, und das ist so das Meiste, was bei den Assisen vorkommt. Jemand der in der 4ten Klasse steht, und deren haben wir im Kreise Kempen z. B. 354, kann dieses eben so gut beurtheilen, wie einer aus der dritten, deren wir 264 haben. Diese Vergehen sind immer einfach und leicht zu übersehen. Das Wesentliche dabei ist immer eine genaue Kenntniß des Standes, zu dem der Beklagte gehört; und ich habe gefunden, daß ein Bauer viel besser beurtheilt, ob ein Bauerknecht, der ihm vorgestellt wird, gestohlen habe, als ein Professor und ein Doktor der Weltweisheit.

Alle Vergehen werden daher in der Gegend am be≈sten beurtheilt, wo sie begangen sind, und diejenigen beurtheilen sie am besten, welche die Standesverhältnisse des Beklagten am genauesten kennen. Vergehen in einer Fabrikgegend werden daher am besten von Fabrikherren beurtheilt, und Vergehen in einer Ackergegend von Ackerbauern.

Man könnte bei dieser Einrichtung alle die Fälle, welche jetzt correktionel sind, und von den Oberlandesgerichten entschieden werden, eben so wie die criminellen durch die Geschwornen richten lassen. Im Clever Bezirk, dessen Bevölkerung auf dem linken Rheinufer beinahe 170,000 Seelen ist, kommen jährlich ungefähr 500 correktionelle Fälle zur Untersuchung, von denen aber 200 in der Anklagekammer wieder abgewiesen werden, als nicht hinlänglich begründet. Von den 300 Correktions-Urtheilen würden auf die 46000 Seelen unseres Kreises Kempen etwa 75 kommen. Also für jede vierteljährliche Assise 51 bis 20. Von so kleinen Sachen, wobei wenige Zeugen zu vernehmen sind, lassen sich immer zwei den Vormittag, und 2 den Nachmittag aburtheilen, so daß die Assise etwa 4 oder 5 Tage dauern würde. — Jährlich gebrauchte man dann 72 Geschworne, und wahrscheinlich würde die Liste so zahlreich werden, daß man nur alle zwei Jahre rund käme. — Man hat versichert, daß der Minister von Beyme schon eine ähnliche Idee bei der Organisation der rheinischen Justiz gehabt habe, an deren Ausführung er aber durch Entlassung verhindert worden.

In England werden bekanntlich nicht alle Urtheile in Criminal- und correctionellen Fällen durch Geschworne

gerichtet, sondern auch fast alle Civil-Sachen. Die Engländer haben nämlich ihr altsächsisches Recht gegen das römische gerettet, und dieses ist die Ursache, daß ihre Rechtsfindung von der aller andern europäischen Nationen abweicht. — Wenn die 12 Richter von England sich vierteljährlich in die verschiedenen Graffschaften vertheilen, um die Assisen zu halten: so finden siebie Geschwornen überall vor, welche der Lord-Lieutenant der Graffschaft, der immer einer der angesehensten Gutsbesitzer ist, schon zusammen gerufen hat. Nachdem für jeden Tag die Geschwornen ausgewählt sind, sind die übrigen frei. Diese beschäftigen sich nun als Schiedsrichter mit den Civil-Klagen, welche vor sie gebracht werden. Die Partheien erscheinen mit ihrem Rechtsbeistand und ihren Beweisen, und tragen ihre Sache vor. Der Kläger bringt seine Klage vor, und fordert eine gewisse Entschädigung. Der Beklagte leugnet, oder aber gesteht ein. Beide Partheien haben ihre Zeugen mitgebracht. Diese werden vereidet und vernommen. Die Geschwornen urtheilen übers Faktum, und, sehen sie dieses als erwiesen an, über die geforderte Entschädigung. — Bei diesem ihrem Urtheile brauchen sich die Partheien nicht zu beruhigen; sie können weiter zu einem der königlichen Gerichtshöfe in London gehen. Allein sie thun es nicht, oder doch sehr selten. Zuerst ist das Procediren in England sehr kostbar, da die Advokaten sich sehr hoch bezahlen lassen. (So hatte Erskine als er noch Advokat war, jährlich 18000 Pf. St. Einnahme.) Dann ist es sehr unwahrscheinlich, daß der höhere Gerichtshof ein Urtheil ändert, welches von Geschwornen gefällt worden,

d. h. von angesehenen und unbescholtenen Männern, die in der Gegend zu Hause sind und die Gegend kennen, und die das Urtheil als Schiedsrichter, ohne irgend eine Vergütung oder Vortheil, gesprochen haben.

Bei dieser Einrichtung muß die Rechtsfindung natürlich immer sehr einfach bleiben. Alle algebraische Kunststücke der römischen Juristen fallen weg. Der Fall mag noch so verwickelt seyn — es mag eine juristische Gleichung vom 3ten, 4ten oder 5ten Grade darin stecken: die Parthei ist genöthigt ihn ganz einfach zu stellen, und die Summe zu nennen, mit der sie zufrieden seyn will. In Hinsicht des Materiellen des Processes kommen die Partheien nach dieser Methode immer aus einander; und was das Formelle betrifft, die juristische Eleganz und den höheren Differential- und Integral-Calcul: so thun sie hierauf Verzicht. Allein dieses ist gerade dasjenige, was dem echten Juristen am meisten am Herzen liegt: — er sieht den Proceß, so wie der Mathematiker seine Formel, als die Hauptsache an, und ob der Gegenstand 1 Pf. St. beträgt oder 1000 Pf., das ist ihm gleich, wenn nur viel Feinheit, viel Scharfsinn, und viel juristische Erudition darin anzubringen und zu finden ist. — Bei der englischen Einrichtung fährt die juristische Gelehrsamkeit schlecht; allein die Partheien fahren gut.

Es ist merkwürdig, daß in einem Lande, dessen Bevölkerung über 11 Millionen beträgt, und worin die Gesellschaft einen so hohen Grad von Entwickelung erreicht hat, daß die Staatsbehörde von jedem Kopf 36 Thlr. an Abgaben erheben kann — daß hier 12 Richter hinreichen, um die

Rechtsfindung im ganzen Lande zu bestreiten. In Frankreich sind hierzu bei einer Bevölkerung, die noch nicht das Dreifache ist, 368 Tribunale erster Instanz und 25 Apellhöfe nöthig, und außerdem noch 2600 Friedensrichter. — Die Ursache hiervon liegt darin, daß in England die Meistbeerbten ihre Angelegenheiten selber besorgen, und nicht durch angestellte Beamten besorgen lassen (S. die Verwaltung von Großbrittanien, von Vincke.) Es liegt darin, daß alles in aristokratischer Weise geordnet ist, und jeder Dienst mit einer Last, aber nicht mit einem Vortheile, verknüpft ist. Da, wo dieses ist, stellen sich die Geschäfte selber unter die Hand der Meistbeerbten, weil diese die einzigen sind, die es vermögen. Und weil diese nun alles thun, deswegen ist ihr Ansehen so groß in der Gesellschaft. — Man sieht dieses am englischen Parliamente. Diese 658 Deputirte, von denen aber selten 400 in London anwesend sind, besorgen die ganze Verwaltung des Landes, und zwar umsonst, da Niemand Diäten oder Gehalt bekommt. Im Jahre 1821 war das Parliament 6 Monate versammelt, und es hat durch Comissionen in dieser Zeit eine solche Menge Arbeiten vollendet, daß 3 Buchdruckereien über 8 Monate daran gedruckt haben. Diese Parlamentsbeschlüsse betragen 23 Foliobände. Da, wo die Meistbeerbten so arbeiten, liegt natürlich alles in ihrer Hand, und das große Ansehen, das sie genießen, ist leicht erklärbar.

In Frankreich, wo man jetzt zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß man die Freiheit ohne Aristokratie nicht

gründen kann, will man ähnliche aristokratische Einrichtungen hervorrufen, wie in England. So hat man den Plan, daß man die Friedensrichter bloß aus den Meistbeerbten nehmen will, und daß in Zukunft mit diesen Stellen kein Gehalt verknüpft seyn soll. „Nous sommes un peuple administré, sagte neulich Royer Collard; das Gouvernement thut alles: es kehrt unsere Straßen, und steckt die Laternen an, und wir haben uns um nichts zu bekümmern. Wenn dieses einmal anders werden soll, werden die Gemeinen ihre eigene Angelegenheiten auch selber müssen besorgen lernen."

Und dieses ist der Hauptgesichtspunkt bei der Oeffentlichkeit der Geschwornengerichte. Sie sind eine große Bildungsanstalt für die Meistbeerbten; nämlich für die Classe von Staatsbürgern, in deren Händen jede örtliche Verwaltung ruhen muß.

Unter 1000 Urtheilen, welche Geschworne sprechen, wird eine Anzahl unrichtige seyn; wir wollen annehmen 50. — Eben so werden unter 1000 Urtheilen, welche Gerichtshöfe sprechen, einige unrichtige seyn. Wir wollen ebenfalls annehmen 50. Ueber die beiden Zahlen läßt sich streiten, und es wird schwer halten, genaue Data zu bekommen, aus denen man die Anzahl der unrichtigen Urtheile in beiden Arten von Rechtsfindungen genauer bestimmen könnte. — So sterben in der Medicin bei verschiedenen Heilmethoden ungefähr gleich viel Menschen, obgleich die neueste immer als die beste gepriesen wird, und la Place's Vorschlag, die Sache dadurch einmal auf genaue Zahlen zu bringen, daß man

10,000 Kranken nach der einen Methode behandelte, und 10,000 nach der andern, ist bis jetzt noch bloßer Vorschlag geblieben.

In der Zahl 50 liegt nicht das Moment für die Beurtheilung der beiden verschiedenen Rechtsfindungen, sondern dies liegt in der Frage: Welche ist die beste Bildungsschule für die Meistbeerbten? Denn, da nach den neueren Staatseinrichtungen die Meistbeerbten einen großen Antheil an der Verwaltung und an der Gesetzgebung nehmen: so muß man, wenn die Sache gehen und stehen soll, in den Staatseinrichtungen selber große Bildungsanstalten für sie haben. — Sollen neue Gesetzbücher berathen werden, so können die Deputirten in den Kammern hieran einen wirklich thätigen Antheil nehmen, wenn sie als Geschworne oder als Friedensrichter ihren Mitbürgern Recht gewiesen und so die Rechtsfälle kennen gelernt haben, welche sich in ihren Gemeinen ereignen. — Wenn die Meistbeerbten Theil an der Abfassung der Gesetze nehmen sollen: so müssen sie sich auch die Uebung verschaffen, sie anzuwenden.

Auch ist gar nicht zu leugnen, daß das Oeffentliche und Mündliche, sowohl im Civil- als im Criminalverfahren große Vorzüge vor dem Schriftlichen und Verschlossenen hat. Zuerst ist die Parthei bei ihrer Sache gegenwärtig: sie sieht, wie es ihr geht; sie hört, was der Berichterstatter sagt; sie hört was ihr Anwald, sie hört was der Anwald der andern sagt. Wenn eine Unrichtigkeit kommt, so kann sie sie gleich anzeigen. Das ist ein großer Vortheil, daß die, denen die Sache gehört

und die sie am besten kennen, auch bei der Verhandlung gegenwärtig sind. Der Referent, der bloß aus Akten referirt, kann die Sachen einseitig darstellen, nicht aus üblem Willen, sondern weil er, gedrängt von Geschäften, flüchtig gelesen hat. Beim mündlichen Vortrag findet sich dieses gleich, und man ist jedes Mal sicher, daß die Richter, so wie die Geschwornen, über die Thatsache vollkommen unterrichtet werden. Dann ist die größere Geschwindigkeit beim mündlichen und öffentlichen Verfahren etwas sehr Angenehmes. In wenigen Stunden läuft die Sache durch alle Stadien, und bleibt übersichtlich, weil sie auf einen kleineren Zeitraum beschränkt ist. Dehnt sie sich über Monate und Jahre aus, so haben die Menschen beim Ende das schon wieder vergessen, was sie am Anfange gehört haben. Daher kommen die Partheien beim öffentlichen und mündlichen Verfahren mit ihren Processen auch immer bald zu Ende und wieder zur Ruhe.

* * *

Man hat geglaubt, daß man in den östlichen Provinzen dieses Verfahren nicht einführen könne, weil diese noch auf einer zu niedrigen Stufe von Cultur ständen. Mir sind die Gründe, die man hiefür anführte, immer als sehr schwach erschienen. Was die niedrigere Stufe der Cultur betrifft, so glaube ich, daß die Sachsen, die Brandenburger, die Schlesier, die Preußen und die Pommern es den Vertheidigern des heimlichen und des schriftlichen Verfahrens sehr schlechten Dank wissen würden, wenn sie sagten: Ihr steht auf einer viel niedri-

geren Stufe der Cultur, als die Rheinländer, und bei euch können wir deswegen weder das öffentliche Verfahren noch die Geschwornengerichte einführen. Ich glaube nicht, daß dieses Jemand in Ernste sagen wird; und wenn es Jemand sagte, so hätte er offenbar Unrecht.

Wenn man aber sagt: in den östlichen Provinzen hat die Bevölkerung noch nicht die Dichtigkeit erreicht, wie in den westlichen, und die Gesellschaft ist dort anders geordnet, so hat man Recht.

Allein in wie fern wirkt dieses nachtheilig auf die Einführung der Oeffentlichkeit, auf die des mündlichen Verfahrens, und auf die der Geschwornengerichte?

Daß die Juristen in den östlichen Provinzen so gut reden können, wie in den westlichen, geht schon daraus hervor, daß bei der Assise in Cleve der Oberprokurator ein geborner Berliner war, und dieser sprach so gut, daß er sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte. — Daß man in den östlichen Provinzen reden, und daß man öffentlich reden kann, wäre also als ausgemacht anzusehen.

Allein kann man dort auch die gehörige Anzahl von Geschwornen finden, und ein Geschwornengericht eben so besetzen, wie am Rheine?

Wir wollen die Frage statistisch untersuchen, und uns auf kein anderes Räsonnement einlassen, als auf ein solches, welches sich auf Zahlen gründet.

Die Vergehen, welche in den Assisen der Beurtheilung der Geschwornen vorgelegt werden, kann man in zwei große Abtheilungen bringen: 1) in die, welche in

den Städten geschehen; und 2) in die, welche auf dem Lande geschehen. Zwar wohnt nur $\frac{1}{4}$ der gesammten Bevölkerung unseres Staates in den Städten; allein da wo die Menschen dicht zusammengedrängt sind, sind die Vergehen in demselben Grade häufiger, als es die Berührungen sind, so daß man annehmen kann, daß die Hälfte der Vergehen, die jährlich zur Beurtheilung der Geschwornen kommen, in den Städten begangen werden.

Für diese ganze Klasse der Vergehen sind die Geschwornengerichte in den östlichen Provinzen eben so leicht einzuführen, wie in den westlichen. Denn das Leben in den Städten hat sich überall nach denselben Gesetzen entwikkelt. — Frankfurt an der Oder liefert mit seinen 15500 Einwohnern eben so viele Geschworne, als Coblenz mit seinen 15600. — Elbing mit seinen 19000 giebt eben so viel, als Elberfeld mit seinen 19000 Einwohnern. — Magdeburg mit seinen 35000 Einwohnern giebt eben so viel, als Aachen mit seinen 33000; und so kann man die Parallele zwischen allen Städten im Osten und Westen ziehen. Berlin mit seinen 188000, Breslau mit seinen 76000, Königsberg mit seinen 63000, sind im Stande, die Geschwornen für die ganze Provinz, für alle städtische Vergehen zu stellen.

Für die Städte ist also gar kein Zweifel da. Aber wie geht es nun mit dem flachen Lande?

Offenbar hängt die Möglichkeit der Einführung der Geschwornen davon ab, ob man in der gebildetern und wohlhabenden Classe der Staatsbürger so viele findet, daß man vierteljährlich die Assisen mit 36 Geschwornen

besetzen kann, wozu in einem Regierungs-Bezirke wenigstens 150 gehören.

Um 150 Geschworne zu haben, muß man wenigstens eine Liste von 300 haben, da immer mehrere durch Alter, Krankheit oder Reisen gesetzmäßig entschuldigt sind. Am Rheine haben wir in jedem Regierungsbezirk eine Liste von ungefähr 300, und diese reicht aus; es fragt sich also nur, ob man in den östlichen Provinzen in jedem Regierungsbezirk ebenfalls 300 finden kann. Ist dieses, so hat die Einführung der Geschwornen dort keine größere Schwierigkeit, als sie bei uns hatte.

Die Classensteuer giebt uns eine sehr lehrreiche Statistik über die wohlhabenden Familien, die in jeder Provinz auf dem Lande wohnen, da diese Steuer bloß fürs Land und die kleinen Städte ist, indem 136 der größeren Städte statt ihrer die Schlacht- und Mahlsteuer haben.

Folgende Tafel zeigt, wie viele Familien in jedem Regierungs-Bezirk im Jahr 1820 in der 1sten, 2ten und 3ten Klasse standen; und man wird sich aus ihr überzeugen, daß in allen Regierungs-Bezirken eine hinlängliche Anzahl vermögender und gebildeter Familien vorhanden ist, um große Assisen zu bilden, wenn man bloß die 1ste und 2te Klasse nimmt, so wie in jedem Kreise (Grafschaft) hinlänglich viele in der 3ten Klasse stehen, um kleine Assisen oder Schöffengerichte halten zu können.

In der Tabelle sind bloß die in jeder Classe steuernden Familien aufgenommen. Wollte man die einzeln Steuernden noch hinzu nehmen, so würde die Anzahl derselben noch größer.

Im Jahre 1820 waren in den Regierungs-Bezirken	1ste Klasse 48 Thlr.	2te Klasse 24 Thlr.	3te Klasse 12 Thlr.
1. Königsberg	164	576	2784
2. Gumbinnen	121	358	2010
3. Danzig	88	753	2703
4. Marienwerder	159	361	2902
5. Bromberg.	133	349	1390
6. Posen	181	348	2312
7. Potsdam	138	679	5542
8. Berlin	2	9	*) 24
9. Frankfurt	345	1663	5471
10. Stettin	136	366	4567
11. Coeslin	112	425	3948
12. Stralsund	108	255	396
13. Breslau	487	1762	14207
14. Liegnitz	126	411	3019
15. Oppeln	214	834	7130
16. Magdeburg	371	1721	7754
17. Merseburg	257	864	5485
18. Erfurt	92	359	2215
19. Münster	45	676	6938
20. Minden	87	249	2281
21. Arensberg	51	266	2351
22. Coeln	148	524	2120
23. Düsseldorf	484	1177	3928
24. Cleve	227	733	2981
25. Coblenz	71	896	5601
26. Trier	18	72	1771
27. Aachen	85	415	1965
Summa	4,450	16,601	114,366

Aus dieser Tabelle sieht man, daß die Einführung der Geschwornengerichte auch in den östlichen Provinzen

*) Daß bei Berlin so wenige sind, rührt daher, daß die Stadt die Schlacht- und Mahlsteuer hat, und daß also zur Klassensteuer bloß die kleinen Dörfer kommen, die dicht um Berlin herum liegen.

keine Schwierigkeit hat, und daß sich in jedem Regierungs-Bezirk eine hinlängliche Anzahl von vermögenden und gebildeten Familien befindet, um große und kleine Assisen halten zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Lord Chesterfield sagt in einem Schreiben an den Abt von Guasco, indem er von dem Verfasser des Esprit des Loix spricht:

„Es ist sehr zu bedauern, daß der Herr Präsident von Montesquieu, zurückgehalten unstreitig von der Furcht vor dem Ministerium, nicht den Muth gehabt hat, Alles zu sagen. Man fühlt im Ganzen wohl, wie er über gewisse Gegenstände denkt; allein er drückt sich nicht deutlich, nicht stark genug aus. Hätte er in London geschrieben und wäre er ein geborner Engländer: so würde man vollständiger erfahren haben, was er dachte."

In Wahrheit, Lord Chesterfield hat hierdurch den Esprit des Loix weit besser charakterisirt, als alle Diejenigen, welche, ohne auf Montesquieu's Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, sein Werk als das Erzeugniß eines freien Geistes beurtheilt haben. Es macht gewiß einen wesentlichen Unterschied, ob man, als Schriftsteller, in einem freien Lande lebt, oder nicht. Zwar wird man sich allenthalben, wenn man für seine Zeitgenossen schreibt, Zwang anthun müssen; allein da es hierbei auf das größere oder geringere Maß ankommt: so ist klar, daß Derjenige, der am meisten genöthigt ist, rechts und links zu schauen, um Niemand zu verletzen, seine Gedanken nur mangel-

haft entwickeln und das, was er ihnen an Stärke geben könnte, durch Feinheit ersetzen wird. Dies that Montesquieu, als er die Despoten mit den Wilden verglich, welche, die Axt in der Hand, den Baum fällen, dessen Früchte sie genießen möchten.

Berichtigungen für das fünfte Heft dieses Jahrganges.

S. 8. Zeile 8 v. u. l. statt Königs, König.
S. 93 Zeile 7 v. u. l. statt nur, nun.
S. 96. Zeile 10 v. u. l. statt diesen, dieser.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Das größte Gebrechen in der Constitution des Königreiches Castilien und Leon, so weit sich dieselbe gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts entwickelt hatte, war die Autonomie des Adels.

In den siete Partidas findet sich ein von Alfonso dem Zehnten sanctionirtes Gesetz, das man als den Inbegriff der Vorrechte dieses Standes betrachten kann; es lautet, wie folgt:

„Die Pflicht der Unterthanen gegen ihren König legt ihnen die Verbindlichkeit auf, ihm wissentlich nicht zu gestatten, daß er seine Wohlfahrt gefährde, Schande und Nachtheil über sein Haus oder Uebel über sein Königreich bringe. Dieser Zweck nun läßt sich auf zwei verschiedenen Wegen erreichen: entweder durch guten Rath und Darlegung von Gründen, um derentwillen er

anders handeln müsse, oder durch Handlungen, welche zu bewirken streben, daß er sich nicht ins Verderben stürze und schlechten Rathgebern Einhalt thue; denn, da seine Irrthümer von schlimmeren Folgen sind, als die der anderen Menschen: so ist es unerläßliche Pflicht, ihn davon abzuhalten."

Obgleich in diesem Gesetze nicht gesagt wird, daß dem Adel vorzugsweise das Recht zustehen solle, den König zu zwingen: so kann es doch nicht anders gedeutet werden, theils weil nur eine kriegerische Aristokratie auf den Gedanken gerathen kann, den Souverän beherrschen zu wollen, theils weil man weiß, daß die Abgeordneten der Städte im Jahre 1445 den König baten, zu erklären, „daß diesem, mit dem Gehorsam der Unterthanen gegen ihren Souverän unverträglichen Gesetze keine Folge gegeben werden solle."

Die Stellung, welche der Adel, mit einer solchen Berechtigung zur Insurrection, gegen den Thron gewann, mußte um so unleidlicher seyn, weil dadurch alles gelähmt wurde und die öffentliche Ruhe immer nur so lange gesichert war, als es jenem beliebte, dieselbe zu achten. Im Königreiche Castilien und Leon offenbarte sich also dasselbe Gebrechen, welches allen Staaten des Mittelalters eigen war: der Adel bildete nicht etwa eine Mittelmacht, um Souverän und Volk zu vereinigen, wohl aber ein Aeußerstes, das, indem es die königliche Macht beschränkte, in sich selbst schrankenlos war. Gerade um dieses Umstandes willen sind die vortheilhaften Meinungen, welche man bisher von den Verfassungen der spanischen Königreiche des vierzehnten und funfzehnten Jahr-

hundets unterhalten hat, durchaus unstatthaft. Das Städtewesen allein war geordnet: das Ganze der Gesellschaft hingegen glich jenen Thieren, deren Organisation nur zur Hälfte vollendet ist.

Zu den auffallendsten Erscheinungen der spanischen Welt in diesen Zeiten gehört, daß der König zum Morde gleichsam privilegirt war. Betrachtet man die Sache ein wenig genauer, so macht man leicht die Entdeckung, daß ein solches Privilegium aus den Vorrechten des Adels folgte. Dieselbe Leichtigkeit, womit die Souveränetät bestritten werden konnte, mußte sich in den Mitteln finden, womit sich der König gegen Angriffe vertheidigte, welche auf ihn gemacht wurden. Jenes Privilegium war also nicht, wie man fälschlich geglaubt hat, ein Erbstück morgenländischer Sitten und Gewohnheiten, sondern eine unmittelbare Folge der fehlerhaften Organisation des ganzen Staats. Es dürften eben deswegen nur wenige spanische Könige anzutreffen seyn, die nicht von dem Privilegium des Mordes Gebrauch gemacht hätten. Die häufigsten Veranlassungen dazu gab — das Concubinat, worin sie zu leben pflegten. Jeder König hatte seine rechtmäßige Gemahlin; allein, indem er es zu seinen Vorrechten zählte, eine oder mehrere Beischläferinnen zu halten, war der Friede in seinem Palaste nie gesichert. Nicht genug, daß die rechtmäßige Gemahlin eine natürliche Feindin der Beischläferinnen war, fand sie auch Freunde und Vertheidiger in allen den Familien, die sich für zurückgesetzt hielten; und indem auf diese Weise die Privat-Angelegenheiten des Königs zu öffentlichen wurden, war nichts schwerer, als Maß und Ziel zu halten.

faßt man dies gehörig ins Auge, so bedarf es keiner weiteren Aufschlüsse über ein Verfahren, wie z. B. das des Königs Don Pedro war. Nicht daß dieser König etwa unmenschlicher gewesen wäre, als die meisten unter seinen Vorfahren; zu einer solchen Voraussetzung fehlt es an Grund. Allein, so wie er vom ersten Anfange seiner Regierung an genöthigt war, sich gegen die Anmaßungen der Großen zu vertheidigen, kam es nach und nach dahin, daß für ihn zur Regel wurde, was für seine Vorgänger nur Ausnahme gewesen war. Ein Schritt machte den andern nothwendig: in der Natur der Sache aber lag, daß vor Einrichtung einer regelmäßigen Polizei große Verbrechen nur dadurch gebändigt werden konnten, daß ihre Bestrafung nicht mit weitläuftigen Formalitäten verbunden war. Unstreitig war das Rettungsmittel eben so barbarisch, wie die Handlungen, denen man dadurch zuvorkommen wollte; allein dies beweiset nur, daß gesellschaftliche Einrichtungen der Zeitigung bedürfen, und daß man durchaus nicht berechtigt ist, in dem sittlichen Charakter eines Fürsten Ersatz für gute Institutionen zu suchen. Mit einem Tribunal, wie z. B. das brittische Oberhaus bildet, würde Spanien nie einen Don Pedro kennen gelernt haben; alsdann aber würde auch der Charakter seines Adels ein ganz anderer gewesen seyn. Weiter unten werden wir sehen, zu welchen Mitteln die Könige Spaniens ihre Zuflucht nehmen mußten, um gegen diesen Adel eine solche Stellung zu gewinnen, worin ihre Suveränetät gesichert blieb.

Als Bastard und eigenhändiger Mörder eines legi-

timen Königs, der sein Bruder war, bestieg der Graf Heinrich von Trastamara den Thron, ohne daß die Castilianer das Mindeste dagegen einwendeten; und dies beweiset, daß weder in der einen noch in der anderen Eigenschaft so viel Anstößiges lag, daß das sittliche Gefühl derselben dadurch wesentlich wäre beleidigt worden. Wenn die Städte Castiliens durch den Muth versöhnt waren, womit Heinrich, als Bastard, sich zu ihrem Könige aufgeworfen hatte: so schätzte der Adel sich glücklich, in ihm einen Rächer gefunden zu haben. Man sieht hieraus, was unter gegebenen Umständen möglich ist; und man macht zugleich die Entdeckung, daß das Königthum in einem zusammengesetzteren Gesellschaftszustande ein Bedürfniß ist, das befriedigt seyn will, sollten darüber auch alle Fragen verstummen müssen, welche gegen die Persönlichkeit des Monarchen gerichtet sind. Ohne allen Zweifel vereinigte Heinrich von Trastamara mehrere schätzbare Eigenschaften, welche mit seiner Usurpation versöhnten; nichts desto weniger aber fällt es auf, daß er im Stande war, den usurpirten Thron auf seine Nachkommenschaft zu vererben, und daß sein Geschlecht hundert und sechs und dreißig Jahre in dem Besitz desselben blieb, bis es im Jahre 1505 in Philipp dem Ersten, Sohn des Kaisers Maximilian, einen Fortsetzer fand. Nur von Seiten des Auslandes wurde Heinrich's Thronrecht bestritten: der Herzog Johann von Lancaster, Bruder des schwarzen Prinzen, machte Anspruch auf die Thronfolge, weil er sich mit Constantia, der natürlichen Tochter Peters des Grausamen, vermählt hatte; eben so der König von Portugal, als weiblicher Abkömmling

Alfonso's des Elften. Jener wurde leicht verdrängt; denn seine Ansprüche kamen höchstens denjenigen gleich, wodurch Heinrich zum Besitz gelangt war; dieser wurde durch einen eben so vortrefflich entworfenen, als glücklich ausgeführten Angriff auf die Hauptstadt Portugals zur Verzichtleistung genöthigt, indem Heinrich im Jahre 1373 zu Lande und zu Wasser vor Lissabon erschien und dem Könige Ferdinand keine andere Wahl ließ, als — seinen Ansprüchen auf's Förmlichste zu entsagen. Der Tod des schwarzen Prinzen, welcher wenige Jahre nach dieser Expedition erfolgte, war für Heinrich eine noch größere Wohlthat, als das Bündniß, worin er mit Frankreich stand, und der geistliche Beistand, den der päbstliche Hof ihm leistete.

Heinrich der Zweite starb den 29. Mai 1379. Sein Sohn und Nachfolger, Johann der Erste, war Erbe seiner Tugenden. Als Schwiegersohn des portugiesischen Königs Ferdinand hoffte er Portugal mit Castilien zu vereinigen; allein der Widerstand, welchen der Prinz Johann, natürlicher Sohn des letzten Königs der echten Linie, leistete, war so heftig, daß jener seinen Wunsch aufgeben mußte. Ueber den Niederlagen, welche er litt, lief er sogar Gefahr, die eigene Krone zu verlieren. Er befestigte sie zuletzt nur dadurch, daß er seinen ältesten Sohn Heinrich mit der Tochter des Herzogs von Lancaster vermählte. Seine Regierung dauerte nur elf Jahre. Er starb an einem Sturz vom Pferde. Unter ihm (im Jahre 1388) kam für den jedesmaligen Thronerben der Titel eines Prinzen von Asturien auf, der seit dieser Zeit unabänderlich beibehalten ist.

An Johanns des Ersten Stelle trat Heinrich der Dritte, welcher in Spaniens Geschichte den Beinamen der Kränkliche führt. Vielleicht hingen die Tugenden, die man an ihm rühmt, aufs Innigste mit seinem körperlichen Zustande zusammen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte, so widerstand er doch den Großen, welche den ersten Anfang seiner Regierung beunruhigten. In Spaniens Geschichte ist nichts so merkwürdig, als daß die Städte, die bevölkertsten gar nicht ausgenommen, immer den Frieden bewahren, während das Land fortdauernd in Bewegung ist. Die wahre Ursache dieser Erscheinung steht fest, sobald man sich erinnert, daß eine kriegerische Aristokratie, die mit Land und Leuten ausgestattet ist, dem Roste nur dadurch entgehen kann, daß sie von einer Zeit zur andern zu den Waffen greift, und folglich, wenn ihr dazu keine Gelegenheit gegeben wird, diese durch sich selbst herbeiführt. Sie nicht zu reizen, war die Aufgabe, welche Heinrich der Dritte sein ganzes Regentenleben hindurch zu lösen suchte, und die er wirklich mit so viel Erfolg lösete, daß man seinen Tod ganz allgemein beklagte. Er starb in einem Alter von 27 Jahren, und hinterließ von Katharina von Lancaster den Infanten Johann, der sein Nachfolger wurde.

Die Großen des Reichs, noch immer gleichgültig gegen eine geregelte Thronfolge, bezeigten sich geneigt, den Bruder des Verstorbenen, Fernando, auf den Thron zu erheben; aber dieser, durch Talente und Kriegsruhm ausgezeichnete Prinz wies ihre Anträge zurück, forderte die Anerkennung für Don Juan den Zweiten, und übernahm mit dessen Mutter Katharina die Reichsverwesung bis

zur Mündigkeit des jungen Königs. Er bezeichnete seine Verwaltung durch Siege zu Lande und zur See über die Araber des Königreichs Granada, und zu den wichtigsten Eroberungen, welche unter seiner Leitung zu Stande kamen, gehörte die Stadt Antequera. Wenn er seine Söhne zu Großmeistern der Orden von Alcantara und St. Jago machte: so hatte der Wunsch, den Frieden des Königreichs zu erhalten, sehr wesentlichen Antheil an dieser Maßregel. Als Sohn Leonora's, der Tochter Pedro's des Vierten und Schwester des ohne Erben verstorbenen Königs Martin, bestieg er selbst den aragonesischen Thron, so daß beide Königreiche dem Hause Trastamara gehörten.

Sein Ausscheiden hatte zur Folge, daß die verwittwete Königin, in Verbindung mit sechs Baronen, die Verwaltung des Königreichs Castilien allein übernahm. Aber Katharina starb im Jahre 1418 zu einer Zeit, wo ihr Sohn ein Alter von dreizehn Jahren zurückgelegt hatte. Zu den besonderen Schicksalen des Königreichs Castilien gehört, daß die Minderjährigkeit seiner Beherrscher so häufig wiederkehrte, und ungescheut darf man behaupten, daß dieser Umstand wesentlich dazu beigetragen hat, die Verfassung dieses Staats in ihrer Unvollkommenheit zu erhalten. Gleich nach Katharina's Tode stritten die Großmeister des Alcantara- und des St. Jago-Ordens um die Vormundschaft über Juan den Zweiten. Dieser Zwist dauerte fort, als der junge König sich bereits mit Marie, der Tochter des Königs von Aragon, vermählt hatte. Don Alvaro de Luna, ein eben so kluger als entschlossener Mann, rettete seinen König aus

der Gefangenschaft, worin er von dem Großmeister des Alcantara-Ordens gehalten wurde, und brachte es so gar dahin, daß eben dieser Großmeister in die Gewalt des Königs gerieth. Darüber entstand Feindschaft zwischen den Königen von Castilien und Aragon; und diese wurde nicht eher beigelegt, als bis Don Juan, jüngster Sohn Fernando's, kraft des Rechts seiner Gemahlin Blanca, den Thron von Navarra bestiegen hatte. Ein einziges Haus herrschte von jetzt an über die pyrenäische Halbinsel, wenn man das Königreich Portugal und das Königreich Granada davon abrechnet.

Don Juan der Zweite, ohne im Mindesten bösartig zu seyn, hatte alle Fehler, welche aus Schwäche entspringen; Fehler, welche nicht selten weit schlimmere Folgen haben, als entschlossene Willkühr und Tyrannei. Unfähig, durch sich selbst zu regieren, war er genöthigt, dies Geschäft einem Günstlinge zu übertragen; und in wen hätte er wohl größeres Vertrauen setzen können, als in den Mann, der ihn aus der Gefangenschaft des Großmeisters von Alcantara befreiet hatte? Don Alvaro verdiente dies Vertrauen um so mehr, weil er alle die Eigenschaften vereinigte, welche einem Ersten Minister seiner Zeit nicht entstehen durften; denn er war klug, tapfer und (was in seiner Lage am meisten entscheidet) entschlossen bis zur höchsten Entsagung. Auf diese Weise hatte Don Alvaro alles, was dem Könige fehlte. Doch im Leben entscheidet die Kraft der Verhältnisse nicht selten über die stärkste Persönlichkeit, und ein Erster Minister, der keine andere Stütze hat, als die Autorität

desjenigen, dessen Stütze er selbst ist, muß, der Regel nach, zu Grunde gehen.

Die Könige des Mittelalters befanden sich in der That in keiner geringen Verlegenheit, so oft es darauf ankam, Eigenschaften, welche ihnen fehlten, in Anderen darzustellen. Wählten sie ihre ersten Diener aus der Klasse der Optimaten, so liefen sie Gefahr, die Monarchie vor ihren Augen zertrümmert zu sehen; und wählten sie dagegen aus einer untergeordneten Klasse, so erkauften sie ihre persönliche Sicherheit in der Regel auf Kosten der Ruhe ihres Lebens, weil es ihnen an Macht fehlte, den Ausgezeichneten gegen die Angriffe des Neides und der Eifersucht zu vertheidigen. Spätere Zeiten haben in dieser Hinsicht Dinge möglich gemacht, die es im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert keinesweges waren; und die Geschichte Alvaro's de Luna ist nur ein Beleg für die Wahrheit der Behauptung, daß zuletzt kein Verstand ausreicht, ein ursprüngliches Mißverhältniß auf die Dauer aufrecht zu halten.

Bald nach dem ersten Antritt sehen wir diesen Minister, der mit keinem von den ersten Häusern verwandt ist, den frechsten Beschuldigungen ausgesetzt. Was thut Don Juan der Zweite? Er giebt kleinlüglich nach, und Don Alvaro wird aus der Staatsverwaltung entfernt. Die Folge davon ist, daß Don Juan aufhört, König zu seyn. Zahllose Ausschweifungen der Großen gegen die öffentliche Sicherheit fordern Don Alvaro's Wiedereinsetzung. Er selbst sträubt sich am meisten, bis er endlich den Bitten seines Königs Raum giebt. Kaum

aber ist er wieder angestellt, so erwacht in seinen Feinden die Furcht, daß er sich an ihnen rächen werde. Diese Furcht zu beschwichtigen, suchen sie Schutz bei dem Könige von Aragon, welcher schwach genug ist, auf ihre Verleumdungen einzugehen. Hieraus entwickelt sich ein Krieg, den Alvaro de Luna so zu wenden versteht, daß Castiliens Stände, d. h. die Städte, ihre ganze Kraft aufbieten, den Erfolg desselben zu sichern; denn nicht weniger als 50000 Mann werden ins Feld gestellt und alle Reichthümer des Königreichs auf die Besoldung dieses zahlreichen Heeres verwendet. Als dies die Mißvergnügten sehen, entfällt ihnen der Muth: sie suchen die Vermittelung des Pabstes, und machen allerlei Friedensvorschläge. Vergeblich; der Feldzug wird eröffnet. Schon darf Alvaro de Luna auf die glücklichsten Erfolge rechnen, als die Umstimmung des Königs einen fünfjährigen Waffenstillstand herbeiführt, der alles unentschieden läßt.

Soll eine Versöhnung Statt finden, so kann sie nur die Frucht eines gemeinschaftlichen Unternehmens seyn. Dies erkennend, zieht Don Alvaro Lunis von dem Bunde mit Granada ab, und erklärt hierauf dem letzteren Königreiche den Krieg. Alles jauchzt über einen so patriotischen Beschluß. Man zieht zu Felde. Die Araber werden bei Cabeza de los Gineteś aufs Haupt geschlagen; und die Eroberung von Granada ist nicht mehr zweifelhaft. Doch jetzt erwacht noch einmal die Eifersucht gegen einen Connetable — denn in dieser Eigenschaft hat Alvaro de Luna den Krieg geführt — der keines großen Hauses Mitglied ist; und

indem der Standesgeist den Ausschlag giebt über jedes patriotische Gefühl, beeifert sich der Adel nur, die natürlichen Wirkungen der gewonnenen Schlacht zu hemmen. Die Gegenwart des Königs setzt seiner Unlust, seinem Mißvergnügen, keine Gränze. Kaum ist der König von Granada durch einen Gegner entthront, und kaum hat dieser Gegner sich anheischig gemacht, Vasall zu seyn und Tribut zu bezahlen: so spricht man nur von Rückkehr ins Vaterland, und König und Connetable müssen folgen.

Der eigentliche Zweck des Feldzugs ist verfehlt; und eben deswegen brechen in Castilien von neuem Unruhen aus. Nur der Connetable Alvaro de Luna ist der Vorwand derselben. Vereint mit den Orden und der Klerisei, tritt der Adel in Waffen auf, und schreibt dem Könige Bedingungen vor. Dieser, um seine Würde zu retten, nimmt französische Compagnieen in seinen Sold; aber nichts desto weniger erzwingen die Rebellen eine vorläufige Entfernung des Connetable auf sechs Monate. Juan der Zweite, eben so unfähig dem Adel zu widerstehen, als sich von seinem Minister zu trennen, glaubt darin eine Auskunft zu finden, daß er diesen zum Major Domo des Prinzen von Asturien ernennt. Allein durch dieses Mittel wird die Erbitterung des Adels nur gesteigert. Er legt dem Könige Beschwerden vor, deren Gegenstände die Strenge, die Habsucht und die willkührliche Regierung des verhaßten Connetable sind; und da Juan der Zweite diese Beschwerden zurückstößt, so gewinnen die Mißvergnügten den Prinzen von Asturien für ihre Sache.

Bald ist der Sohn in einem offenen Kriege gegen seinen Vater begriffen. Nach vielen Ränken und Umtrieben wird endlich 1441 ein Vergleich geschlossen, welchem zufolge der Connetable sich auf sechs Jahre an bestimmten Orten aufhalten soll, durchaus getrennt vom Könige. Dieser, von jetzt an in den Händen der Gegenparthei, verliert alle Freiheit, und seine treuesten Diener werden als Missethäter behandelt. Der König von Navarra und Infant von Aragon, Don Juan, lenkt das Staatsruder zu seinem ausschließenden Vortheil, und wo eine von den treuen Städten Castiliens es mit dem angestammten Könige hält, wird sie zu schweren Tributen gezwungen. Alle Versuche, den König dieser Oligarchie zu entziehen, schlagen fehl, bis endlich der Prinz von Asturien von der Parthei abfällt, sich für seinen Vater erklärt und alle getreue Unterthanen auffordert, sich mit ihm zu vereinigen. Eine Zeit lang braucht man auch gegen ihn Gewalt; doch der Zustand, in welchem man sich befindet, ist allzu unnatürlich, um lange dauern zu können. Der König gewinnt seine Freiheit wieder, der Connetable tritt aus seiner Verbannung hervor, der König von Navarra und sein Bruder werden in die Enge getrieben und bald darauf bei Olmeda geschlagen. In diesem Treffen bleibt der Großmeister von Alcantara, und mit Mühe entkommt der König von Navarra.

Don Alvaro de Luna, jetzt wieder mächtiger als jemals, setzt seine alte Rolle als Erster Minister fort. Die Gegenparthei schweigt, aber sie vergißt nicht. Sobald nun der Günstling seinem Könige in der portugiesischen Prinzessin Isabella eine neue Gemahlin gegeben

hat, legt jene es nur darauf an, die junge Königin für ihre Entwürfe zu gewinnen; und dies ist mit wenigen Schwierigkeiten verbunden. Mehrere andere vornehme Frauen werden ins Spiel gezogen; denn man fühlt, daß es nicht leicht sei, dem Connetable mitten unter seinen Vasallen und seinen Bewaffneten beizukommen.

Nach dem Gemälde, welches Juan Mariana im zwölften Kapitel des zwei und zwanzigsten Buches seiner Geschichte von den letzten Auftritten mit dem Connetable entwirft, muß man annehmen, daß Spanien in diesen Zeiten vollkommen eben so aufgelös't war, wie Frankreich und Deutschland. Der Graf von Placencia, Don Pedro de Zuniga, zieht sich vom Hofe zurück, und darin findet Alvaro de Luna den vollständigsten Beweis, daß er Böses gegen ihn im Sinne habe. Ihn daran zu verhindern, soll er in Bejar gefangen genommen werden. Alle Anstalten sind dazu getroffen, als der Graf von Haro und der Marquis de Sontillana, in Einverständniß mit dem Grafen von Placencia, mit 500 Reitern bei Valladolid, dem Aufenthalt des Königs, anlangen; ihre Absicht ist, den Connetable zu tödten. Dieser entwindet sich ihnen, indem er den König zu der Rückkehr nach Burgos beredet. Dennoch hat seine Stunde geschlagen. Der König selbst, durch seine Gemahlin gegen Don Alvaro eingenommen, fordert den Grafen von Placencia auf, nach Burgos zu kommen, um seinen Erbfeind gefangen zu nehmen. Kaum ist dieser Schritt gethan, so stellt sich bei dem König die Reue ein. Das Leben des Günstlings zu retten, ersucht er ihn dringend, sich auf seine Güter zurückzuziehen, „weil er entschlossen

sei, mit dem Rath der Granden zu regieren.“ Don Alvaro weiß nicht, was er davon denken soll; und in dem ihm für den Augenblick nichts so sehr einleuchtet, wie die Unfähigkeit des Königs, erklärt er, daß er den Hof nicht eher verlassen werde, als bis der Erzbischof von Toledo in seine Stelle getreten sei. Darüber kommen die Bewaffneten von Placencia in Burgos an. Die Wohnung des Connetable wird umstellt; und da der König nicht mehr zurück kann, so beschleunigt er die Ergebung des Unglücklichen durch die zweideutige Versicherung, daß ihm nichts gegen die Gerechtigkeit Streitendes widerfahren solle. Man nimmt hierauf den Connetable gefangen, führt ihn nach Portillo, wo ihm der Proceß gemacht wird; und nachdem seine Richter auf die Todesstrafe erkannt haben, bringt man ihn nach Valladolid, wo man ihn mit großem Gepränge hinrichtet. Unterdeß bemächtigt der König sich seiner Schätze und seiner Güter, und dem einzigen Sohne des Unglücklichen bleibt nur das Dorf Santistevan, das sein Vater ihm schon früher geschenkt hatte *).

---

*) Indem Juan Mariana seine Erzählung von Don Alvaro's Hinrichtung endigt, fügt er hinzu: con este exemplo quedarán avisados los cortesanos que quieran mas ser amados de sus Principes que timidos, porque el miedo del senor es la perdicion del criado, y los hados, cierto, Dios apénas, permite, que los criados suberbios muéran en paz. Diese Nutzanwendung taugt nichts, weil Don Alvaro de Luna kein Hofmann, sondern ein Erster Minister war, dessen Pflicht es mit sich brachte, die königliche Würde gegen Diejenigen zu vertheidigen, die sie zu vernichten strebten. In einem solchen Falle kann man nicht Festigkeit genug entwickeln; und wenn diese als Stolz und Hochmuth e scheint,

So endigte Don Alvaro de Luna. Sein letztes Schreiben an den König, und die wahrhaft philosophische Entsagung, womit er seinen Kopf auf das Blutgerüst trug, haben der Nachwelt die Ueberzeugung gegeben, daß er, unschuldig an allen ihm zur Last gelegten Verbrechen, das Opfer der Eifersucht auf der einen, und der schreiendsten Undankbarkeit auf der anderen Seite wurde. Fünf und vierzig Jahre hatte er seinem Könige gedient und diesen langen Zeitraum hindurch das königliche Ansehn unter den stärksten Hindernissen kraftvoll vertheidigt, als ein Schicksal ihn faßte, das nur in dem Verhältnisse des Adels zum Throne gegründet war. Johann der Zweite überlebte ihn nur ein einziges Jahr, während der dessen der dem Hochmuth der Reichsbarone durch eine Leibwache von achttausend Lanzenträgern, welche der Mehrzahl nach Ausländer waren, vergeblich zu steuern suchte. Ein hitziges Fieber machte seinen Sorgen ein Ende. Er starb nach dem Ausruf: „Wollte Gott, daß ich nur der Sohn eines Soldaten, oder nichts als ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen wäre!“ Und nur allzu gerecht ist dieser Ausruf da, wo ein König durch seine Persönlichkeit für alles einstehen soll.

Dieses Königs Nachfolger war sein ältester Sohn Hein-

---

so ist es wesentlich die Schuld Derer, die sie hervorgerufen haben. In Wahrheit, Spanien hat wenige Männer aufzuweisen, die mit Don Alvaro de Luna verglichen werden können. Das Unglück dieses Mannes, den selbst Mariana einen varon verdaderamente grande nennt, bestand nur darin, daß er keine Stütze in einer Verfassung hatte. Spätere Minister haben weit mehr gewagt, ohne sein Schicksal zu erfahren.

Heinrich, dieses Namens der Vierte. Durch Don Alvaro's Hinrichtung waren die organischen Gesetze des Königreichs nicht verbessert worden; und indem die Souveränetät noch immer zwischen dem Könige und dem Adel getheilt blieb, konnte es nicht fehlen, daß Heinrich als der Erbe der Unfähigkeit und Schwäche seines Vaters erschien. Es erneuerten sich also die alten Auftritte, nur unter anderen Wendungen. Des Königs Günstling war Pacheco, Marquis von Villena, ein Mann dem es nicht an Verstand fehlte, und der an Don Alvaro de Luna gelernt hatte, daß Treue in der Gesinnung nur dann gestattet ist, wenn man damit den Entschlusse verbindet, das Opfer derselben zu werden. Fern von einem solchen Entschlusse, wollte der Marquis von Villena das Mißverhältniß der Großen zum Könige nur für sich benutzen. Die ersten Regierungsjahre Heinrichs verstrichen in einem erträglichen Frieden. Hierauf gab die Kinderlosigkeit des Königs Veranlassung zu neuen Unruhen, welche bald den bösartigsten Charakter annahmen. Geschieden von seiner ersten Gemahlin, hatte sich Don Heinrich zum zweiten Male mit einer portugiesischen Prinzessin vermählt. Als nun auch diese Ehe kinderlos blieb, forderten die Großen von dem Könige, daß er seinen Bruder Alfonso, Sohn des Königs Juan aus zweiter Ehe, zum Prinzen von Asturien, und, für dessen möglichen Todesfall, seine Schwester Isabella zur Erbin des Reiches ernennen sollte. Man sieht hieraus, wie wenig man im funfzehnten Jahrhundert die Thronfolge durch solche Gesetze gesichert hatte, welche das Leben einer Dynastie mit dem Leben einer Nation in Ueberein-

stimmung zu bringen vermögen. Der König gab den ungestümen Forderungen der Großen für den Augenblick nach; als aber seine Gemahlin, nicht lange darauf, eine Prinzessin gebar, zog er zurück, und brachte es dahin, daß die Cortes (hier wiederum nur die Städte) der Neugebornen huldigten. Der Marquis von Bellina war, als dies geschah, seit Jahr und Tag in Ungnade gefallen, und ein neuer Günstling Namens Bertrand de la Cueva — in der Folge Graf und Herzog — an seine Stelle getreten. Dieser Umstand entschied mehr als alles Uebrige in dieser wichtigen Angelegenheit. Eingeweiht in die Geheimnisse des Hofes, fand der Marquis nur allzu bereitwilligen Glauben, wenn er versicherte, die Prinzessin Johanna sei nicht die Tochter des Königs, wohl aber die des neuen Günstlings, der König aber wisse um die Umstände, und habe sie selbst herbeigeführt. Dies war ein Feuerbrand, geschleudert unter lauter Brennstoffe.

Ein Krieg, mit Granada's Könige begonnen, leitete, eine Zeit lang, die Aufmerksamkeit der großen Menge von den häuslichen Angelegenheiten des Königs ab; als aber, nach der Einnahme von Archidona durch den Großmeister des Calatrava-Ordens, und nach der Eroberung von Gibraltar durch den Herzog von Medina Sidonia, ein Waffenstillstand zu Stande gebracht war: vereinigten sich die Barone Castiliens zu einem Bündniß gegen ihren König, ohne dabei noch etwas mehr zu beabsichtigen, als die Entfernung seines neuen Günstlings. Der Marquis von Villena war die Seele dieses Bündnisses, in welchem man nicht ohne Erstaunen die Könige von Ara-

gon und Navarra, als Blutsverwandte des castiliani-schen Hauses, mit dem Erzbischof von Toledo, den Groß-meistern des Calatrava- und des Alcantara-Ordens und mehrere Prälaten und Grafen zur Schändung des Kö-nigs von Castilien verschworen sieht. Anfangs wollen die Verschwornen sich der Person des Königs bemächti-gen; als dies aber mißlingt, verbinden sie sich endlich gegen den König und dessen Tochter für den Prinzen Alfonso, und für eine Reform der Regierung, bei wel-cher sie selbst nicht wissen, was sie zu denken haben. Sie rechtfertigen ihren Aufstand durch die Beschuldigung, daß Don Heinrich ihnen in der Prinzessin Johanna eine untergeschobene Reichserbin, eine Beltraneja (so wurde die Tochter der Königin insgemein genannt) aufdringen wolle. In die Enge getrieben, unterwirft der König seine Leibesbeschaffenheit einer Untersuchung von Aerzten und Prälaten; und da diese Untersuchung, in welcher die Barbarei des funfzehnten Jahrhunderts sich nur allzu vollständig abspiegelt, kein Resultat giebt, bleibt dem geschändeten Monarchen nichts Anderes übrig, als den Forderungen der Verschwornen nachzugeben, seinen Stief-bruder als Thronerben zu erkennen, ihn dem Marquis von Villena zu überliefern, und dem neuen Günstlinge Bel-trand de Cuevadie großmeisterliche Würde des St. Jago-Ordens zu entziehen, um sie dem Prinzen von Asturien er-theilen zu können.

Daß durch diese Herabwürdigung des königlichen Ansehns kein Friede zu Stande kam, versteht sich wohl von selbst. Mit einem Prinzen von Asturien an ihrer Spitze, konnten die Verschwornen in ihrem Uebermuthe

so weit gehen, als es ihnen beliebte. Wirklich schritten sie nur allzu bald zu einer förmlichen Absetzung des Königs. Im Jahre 1465 wurde in der Ebene von Avila ein Gerüst erbauet, in dessen Mitte man einen Thron stellte, auf welchem Heinrich der Vierte, angethan mit dem königlichen Schmuck, in effigie saß. Nachdem nun vor diesem Bilde ein Urtheilsspruch vorgelesen war, der Heinrich des Thrones für unwürdig erklärte, beraubte man das Bild seines Schmucks, stieß es alsdann unter Verwünschungen von dem Thron, und erhob den jungen Alfonso auf denselben. So handelten Adel und Geistlichkeit in diesem Zeitalter. Die nächste Wirkung dieser so seltsamen als geschmacklosen Ceremonie war — nicht zum Vortheil der Empörer: sie fand die Mißbilligung des Volkes, das, von seinem Hasse gegen den Adel getrieben, den rechtmäßigen König zu beschützen nur um so bereitwilliger wurde. Bald sah Don Heinrich sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres; nur daß es ihm eben so sehr an Geschick, als an gutem Willen fehlte, dasselbe gegen die Empörer zu gebrauchen. Er ließ sich einen Waffenstillstand gefallen, der nur zum Vortheil seiner Feinde war; und als diese sich hinlänglich gerüstet hatten, konnte durch die Schlacht bei Olmeda (21. August 1467) keine Entscheidung gewonnen werden.

Den ersten Knoten in dieser Verwickelung lösete das Schicksal durch den Tod des jungen Alfonso, der den 5. Juli 1468 auf der Flucht nach Avila starb. Die Empörer boten jetzt der Prinzessin Isabella die Krone an; da diese sich aber weigerte, ein so gefährliches Geschenk aus solchen Händen anzunehmen: so schwiegen

die Leidenschaften für den Augenblick, und die Freunde des Friedens und der Ordnung gewannen Zeit, ihre Vorschläge geltend zu machen, nur daß sie wenig ausrichteten. Von welchen Gesinnungen Isabella auch bewegt werden mochte: Eins stand fest und unerschütterlich in ihrer Seele, nämlich, daß die Prinzessin Johanna, die Beltraneja genannt, nicht die Erbin des castilianischen Thrones werden könnte. In dieser Ueberzeugung, die ihrem sittlichen Gefühle zur höchsten Ehre gereicht, erklärte sie sich selbst für die Erbin des rechtmäßigen Königs. Die öffentliche Ruhe war von diesem Augenblick an wieder-hergestellt, und, was Heinrich jetzt noch von königlicher Gewalt besaß, verdankte er seiner besonnenen Schwester.

Isabella fühlte aber zugleich, daß für einen so mächtigen Adel, als der castilianische in diesen Zeiten war, die Gewalt ihres Thrones nicht hinreiche. Geleitet von dem Erzbischof von Toledo, faßte sie den Gedanken, sich mit dem Erben des Königreichs Aragon zu verbinden; und zum Erstaunen der Großen, so wie des Königs selbst, war dieser Gedanke ausgeführt, ehe man sich klar gemacht hatte, was eine siebzehnjährige Prinzessin, welche in den unangenehmsten Verwickelungen lebte, sich selbst schuldig sei. Isabella's Vermählung mit Don Ferdinand, dem Fünften dieses Namens, wurde öffentlich zu Valladolid vollzogen; da es aber ohne Wissen und Genehmigung des Königs Heinrich geschehen war, und die Großen, in ihrer bisherigen Freiheit bedroht, nur allzu viel dagegen einzuwenden hatten: so entstand hieraus ein Bürgerkrieg, der, zwei Jahre hindurch, Castiliens Blut und Wohlstand verschlang. Man sah in ihm denselben

Marquis von Villena, der bisher seinen Beruf nur in der Herabwürdigung des königlichen Ansehns gefunden hatte, gemeinschaftliche Sache mit Don Heinrich machen, bis es endlich dem Statthalter von Segovia gelang, den König mit Isabellen und Ferdinand zu versöhnen. Nicht lange darauf starb Heinrich, nicht ohne noch auf dem Todesbette Johanna'n für seine echte Tochter und die einzige rechtmäßige Kronerbin zu erklären. Doch die Dinge waren allzu weit gediehen, als daß eine neue Umkehr möglich gewesen wäre: Johanna und ihre Mutter wurden nach Portugal zurückgesendet, und die Beltraneja starb zuletzt in einem portugiesischen Kloster.

Um die Verbindung, in welche Isabella mit dem Erben des Königreichs Aragon getreten war, nach ihrer vollen Wichtigkeit für die nachherigen Schicksale der pyrenäischen Halbinsel aufzufassen, ist es nöthig, sich einen deutlichen Begriff von dem Königreiche Aragon in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu machen.

Dieser Staat hatte seit den Zeiten Jakobs des Ersten und Ferdinands des Dritten aufgehört, so unbedeutend zu seyn, als er es früher gewesen war. Außer den balearischen und pythyusischen Inseln war jener schöne Küstenstreif, den man das Königreich Valencia nennt, hinzugekommen; und Jakobs des Ersten unmittelbarer Nachfolger, Don Pedro der Dritte, mit dem Beinamen der Große, hatte noch in demselben Jahrhundert (1282) die Insel Sicilien, in Folge der sogenannten sicilianischen Vesper, zu seinen Domänen hinzugefügt. Der Pabst Bonifacius der Achte, hatte hierauf Jakob den Zweiten, einen Sohn und Nachfolger Don Pedro's des

Dritten, mit der Insel Sardinien unter der Bedingung belehnt, daß er Tribut entrichten und die Lehnspflicht leisten sollte, und dieser König hatte sich zum Herrn der Insel gemacht, und in den Jahren 1324 und 1326 die Pisaner gänzlich aus derselben vertrieben. Im funfzehnten Jahrhundert war unter Alfonso dem Fünften das Königreich Neapel hinzugekommen.

Dies also waren die Bestandtheile des Königreichs Aragon, als durch die Vermählung Ferdinands mit Isabellen Aragon und Castilien verschmolzen wurden.

Von je her hatte der Geist der Eroberung in den Königen Aragons gewirkt; und nicht unrichtig mag die Bemerkung seyn, daß dieser Geist das Erzeugniß der besonderen Verhältnisse war, worin diesen Königen eine Wirksamkeit gestattet wurde.

Wenn es nach und nach dahin gekommen ist, daß sich daran zweifeln läßt, ob die Gesellschaft wirklich auf einem Vertrage beruhe: so ist es wenigstens über allen Zweifel erhaben, daß sie in jenen entfernten Jahrhunderten in Aragon als auf Vertrag beruhend gedacht wurde.

In Aragon bildeten die Stände eine Stufenfolge, auf welcher die großen Barone, Ricos-Hombres de natura und de mesnada genannt, den ersten Platz einnahmen; dann folgten die Hidalgos und Infanzones; dann die Prälaten und die Abgeordneten des niederen Clerus; zuletzt die Bevollmächtigten der größeren und kleineren Städte. In dem Verhältniß dieser Stände zu dem Könige nun war auch nicht das Mindeste, woburch sich eine unfreie Unterthanenschaft verrathen hätte. Sitzend und mit bedecktem Haupte

empfing die erste obrigkeitliche Person des Königreichs, Justiza genannt, den König, wenn dieser bei der Huldigung, auf den Knieen und mit entblößtem Haupte, beim Crucifix und auf die vier Evangelien schwören mußte, „die Privilegien und Freiheiten des Königreichs zu achten, unter nachdrücklicher Ahndung des sichtbaren Oberhauptes der Kirche.“ Dagegen lautete der Schwur der Stände, wie folgt: „Wir, die wir eben so viel gelten, als Ihr, machen Euch zu unserem König und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und Freiheiten beschützet; sonst aber nicht *).

Diese Formel stand in der engsten Verbindung mit einem Grundgesetz des Landes, kraft dessen die Nation zum Aufstande gegen den König, d. h. zur Selbsthülfe befugt war, wenn ihr Gewalt geschah. In solchen Fällen traten die Stände in einer Junta zusammen d. h. sie verpflichteten sich durch gemeinschaftliche Eide und durch Auslieferung von Geiseln, mit gegenseitiger Treue und vereinigten Kräften von dem Könige Abstellung ihrer Beschwerden zu verlangen. Wurde ihnen nun Gehör und Recht versagt, oder Gewalt entgegengesetzt: so kündigten sie dem Könige den Gehorsam auf, und die Junta ward zu einer unabhängigen Union, welche Verordnungen unter eigenem Siegel gab, und in allen Verhandlungen nach festgestellten Formen zu Werke ging.

---

*) Nos que valemos tanto como vos, os hacemos nuestro Rey y Señor, con tal che vos guardeis nuestros fueros y libertades; y sino, no. — Zurita hat diese Formel in seinen Anales de Aragon aufbewahrt.

Einrichtungen dieser Art sind allerdings zu unvollkommen, als daß man sie anempfehlen könnte; allein sie waren nun einmal da, und das einzige Mittel, ihre Aufhebung zu bewirken, bestand in Vergrößerung des Staates. Selbst nachdem Sicilien seit mehr als einem Jahrhundert erobert war, dauerten sie noch fort, und erst Peter dem Vierten (in der Geschichte Aragon's der Ceremoniöse genannt) gelang es, das Unionsrecht der Stände zu zertrümmern. Dies geschah, als dieser gewaltige König die Häupter der wider ihn bewaffneten Union bei Epila besiegt hatte (im Jahre 1386); in einer zahlreichen Versammlung ließ er sich die Acte ihrer Bestätigung vorlegen, und vernichtete dieselbe, indem er sich die Hand mit seinem Dolche verwundete, das Blut auf die Urkunde träufeln ließ und die nie vergessenen Worte sprach: „Mit dem Blute des Königs werde das Vorrecht vertilgt, welches die königliche Gewalt so verderblich herabwürdigte. Von jetzt an aber wurde der Justiza als constitutioneller Richter in allen Streitigkeiten des Königs mit den Ständen, oder der Stände unter einander, eingesetzt. Der König hatte zwar das Recht, ihn zu ernennen; allein seine Wahl war auf die zweite Klasse des Adels beschränkt, weil die großen Barone von dieser Würde ausgeschlossen werden mußten. Durch die häufigen Abwesenheiten der Könige wurde die Macht des Justiza beträchtlich erweitert und befestigt. Denn, nach einem Gesetze der Cortes, war die Dauer seiner Amtsverrichtungen lebenslänglich, das Recht, ihn abzusetzen, dem Könige abgesprochen und der Versammlung der Stände zuerkannt. An ihn wurde sowohl von den königlichen Gerichtshöfen,

als von den Gerichten der Reichsstände appellirt; und auch außer Appellations-Fällen war er berechtigt, in das Mittel zu treten, einen Rechtshandel seiner unmittelbaren Entscheidung vorzubehalten, und die angeklagte Parthei in die Manifestationen (Staatsgefängnisse) führen zu lassen, wohin niemand dringen durfte, der nicht die Erlaubniß des Oberrichters dazu hatte. „Jemand manifestiren, sagt Blancas in seinen Commentaren, heißt, ihn den Händen der königlichen Beamten entreißen, damit er nicht ungesetzliche Gewalt leide; nicht als ob er durch diese Proceßform ohne Weiteres in Freiheit gesetzt würde, denn seine Sache wird um deswillen nicht minder untersucht, sondern damit er nicht in geheimer, sondern in öffentlicher Haft bleibe, und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen nicht übereilt und leidenschaftlich, sondern mit Ruhe und nach Vorschrift der Gesetze untersucht werden mögen; daher die Benennung: Manifestations-Proceß." Um jedoch den Oberrichter in den Schranken des Rechts zu erhalten, mußte er, nach einer Verordnung der Cortes, drei Mal jährlich vor einem ständischen Tribunal mit seinen Unterbeamten sich stellen, die Führung seines Amts der Prüfung desselben unterwerfen und auf die wider ihn eingelaufenen Klagen antworten; und diese Behörde war befugt, den Schuldigen mit Absetzung, mit Einziehung seiner Güter, ja selbst mit dem Tode zu bestrafen.

Der ungemeine Freiheitssinn der Aragonesen, welcher aus diesen Einrichtungen hervorbricht, war das unmittelbare Produkt des von ihnen bewohnten Bodens. Aragon, an und für sich genommen, war ein armes, un-

fruchtbares und schlecht bevölkertes Land, das nur in so fern fesseln konnte, als es der Wohnsitz des Rechts und der Freiheit war. Die Aragonesen selbst faßten die Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung nur von dieser Seite auf; und Blancas führt aus den Verhandlungen der Cortes vom Jahre 1451 eine Stelle an, welche die Stimmung dieser Nation nur allzu schön bezeichnet. „Von Alters her, so lautet sie, haben wir vernommen und durch die Erfahrung bestätigt gefunden, daß in Betracht der großen Unfruchtbarkeit dieses Landes und der Armuth dieses Reichs die Einwohner von dannen ziehen und in andere Länder auswandern würden, wenn nicht die Freiheiten ihres Vaterlandes an dasselbe fesselten.“ *)

Also — Boden, Verfassung, Beschränkung und Widerstand von allen Seiten, forderte Aragon's Könige zu Eroberungen auf; und wenn man den ganzen Zeitraum von Ramiro dem Ersten bis Don Juan dem Zweiten, Vater Ferdinands des Katholischen und Gemahl der Königin Isabella, (1035 bis 1458) überblickt: so muß man gestehen, daß jene Könige nicht mit geringem Er-

---

*) Siempre havemos oido dicir antigament, é se troba por esperiencia, que attendida la grand sterilidad de aquesta tierra, é pobreza de aqueste regno, si no fues por las libertades de aquel, se yrian a bivir y habitar las gentes a otros regnos é tierras mas frutiferas. — Man erhält einen ziemlich genauen Begriff von der Stärke des Königreichs Aragon, wenn man in Zurita's Annalen lieset, daß, als im Jahre 1404 eine allgemeine Herdsteuer aufgelegt wurde, die Zahl der Häuser in Aragon nicht über 42,638 hinausging, woraus sich, nach der gewöhnlichen Berechnungsweise, eine Bevölkerung von 200,000 ergeben würde. Dabei versteht sich aber ganz von selbst, daß Catalonien und Valencia nicht dazu gerechnet werden dürfen.

folge ihre Lage verbessert hatten. Mit dem Besitz Cata-loniens und Valencia's die balearischen und pythyusi-schen Inseln, außerdem aber noch Sicilien, Sardinien, und seit dem Jahre 1443 das Königreich Neapel verei-nigend, konnten sie für mächtiger gelten, als selbst die Könige von Castilien um dieselbe Zeit. Allerdings waren die Bestandtheile ihrer Macht zerstreut, und durch be-trächtliche Entfernungen von einander geschieden; allein was sie dadurch an wirklicher Macht verloren, das ge-wannen sie an eingebildeter zurück, und auch diese hat ihren Werth in Dingen, worüber die Meinung entschei-det. Die Verbindung also, worein Ferdinand und Isa-bella mit einander traten, konnte nicht anders, als alle bisherigen Verhältnisse auf der pyrenäischen Halbinsel von Grund' aus abändern. Das Königreich Granada, dieser Ueberrest der spanisch-arabischen Herrschaft, hatte für sein längeres Daseyn jede Garantie verloren, und selbst das Königreich Portugal mußte für seine Fortdauer zittern, wie sehr es auch durch sein Kirchenthum beschützt seyn mochte.

König von Portugal war um diese Zeit Alfonso der Fünfte, mit dem Beinamen des Afrikaners. Das Mißliche seiner Lage bei der Vereinigung der Kronen von Aragon und Castilien fühlend, und auf Sicherheit für die Zukunft bedacht, war er entschlossen, sich mit der Vertraneja, Heinrichs des Vierten angeblicher Toch-ter, zu vermählen, um auf diese Weise in den Besitz des Königreichs Castilien zu gelangen. Ihn begünstigten meh-rere Großen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, weil sie vorhersahen, daß ihre bisherige Rolle ausgespielt

seyn würde, wenn sie nicht Mittel fänden, die königliche Macht aufs Neue zu schwächen. Der Erzbischof von Toledo, Carillo, der im Partheikampfe alle Haltung und Wahrheit des Charakters verloren hatte, war, wegen kleiner Kränkungen, die er von Isabella's Gemahl erfahren hatte, einer von den Ersten, welche von der Königin abfielen, und sein Beispiel fand Nachahmer. Während also Isabella nach Don Heinrichs Tode zu Segovia als Königin von Castilien und Leon ausgerufen wurde, erhielt Juana zu Madrid denselben Titel; und von diesem Augenblick an, waren die Ränkemacher nur damit beschäftigt, die Verwirrung auf's Höchste zu treiben: der Erzbischof von Toledo prahlte sogar, „daß er Isabella'n eben so an den Spinnrocken zurückführen wollte, wie er sie davon weggezogen habe.“ Der Krieg mit dem Könige von Portugal war unvermeidlich; nur daß er nicht ernsthaft wurde. Ein unbedeutendes Treffen bei Albufera, in welchem die Portugiesen geschlagen wurden, führte den Frieden herbei: so schwach sind die Anstrengungen, denen nur Unlust und Laune zum Grunde liegt. Alfonso von Portugal machte in dem Friedensvertrage sich anheischig, die Nebenbuhlerin Isabella's nicht zu ehelichen, auch ihr keine Hülfe zu leisten, wenn sie jemals versuchen sollte den Thron von Castilien und Leon zu besteigen. Außerdem verpflichtete er sich, das spanische Estremadura zu räumen und den Castilianern auf ihren Fahrten nach den canarischen Inseln nicht hinderlich zu werden, wogegen Ferdinand sich verbindlich machte, die Portugiesen auf den übrigen nach der Küste von Guinea nicht zu stören. Die übrigen Artikel des Vertrages betrafen

Familien-Verabredungen, die in der Folge unerfüllt blieben. Juana, die nicht länger das Spielwerk des Ehrgeizes seyn wollte, begab sich in das Kloster St. Clara von Coimbra, wo sie nicht lange darauf den Schleier nahm und folglich ihre Feinde von allen Befürchtungen befreite. Im Anfange des Jahres 1479 starb Fernando's Vater, der König Juan der Zweite von Aragon, nachdem er in den letzten Monaten des so verflossenen Jahres seinen Frieden mit Ludwig den Elften von Frankreich gemacht hatte.

Jetzt in dem unbestrittenen Besitz des größten Theils der Halbinsel konnten Ferdinand und Isabella darauf bedacht seyn, wie sie ihre Macht befestigen, d. h. wie sie gegen den Adel und die Geistlichkeit eine solche Stellung gewinnen wollten, daß ihre Souveränetät gesichert bliebe.

Das Unternehmen war nicht leicht; und indem keine besseren Mittel zu Gebote standen, als die des funfzehnten Jahrhunderts, konnte bei Anwendung derselben leicht gefehlt werden. Es kam dazu, daß Beide noch jung und unerfahren waren; denn Ferdinand war etwa ein und zwanzig Jahr alt, und Isabella ein Jahr älter. Des Raths bedürftig, wählten sie zu ihrem Vertrauten den Cardinal von Mendoza, Erzbischof von Toledo an Carillo's Stelle, und Ferdinand von Talavera, einen Hieronymitaner-Mönch, den Isabella zu ihrem Beichtvater ernannte. Hierdurch war ihr Mißtrauen gegen den Adel ausgesprochen; und in der That war es nicht wohl möglich, in dieser damals höchst verwilderten Klasse treue Rathgeber zu finden. Durch List, Bestechungen, Drohungen, und mit Hülfe des Pabstes wurde bewirkt, daß die Ritter

der drei Orden von Alcantara, Calatrava und St. Jago, Ferdinand zu ihrem Großmeister wählten: eine Abänderung in Spaniens Verfassung, von der sich behaupten läßt, daß sie den Anfangspunkt aller Neuerungen, die von jetzt an Schlag auf Schlag eintraten, gebildet habe. In früherer Zeit hatten die Orden auf den Cortes immer zum Vortheil des Adels gestimmt. Dies fiel nun weg, weil die Ritter ihrem Großmeister nicht entgegen seyn durften; und indem drei Vereinigungen von muthigen Kriegern, welche bis dahin ihre eigenen Gesetze, ihren eigenen Gerichtshof, ihre von dem Könige ganz unabhängigen Oberhäupter besessen hatten, für den Thron gewonnen waren, hatte dieser in ihnen alles, was er gebrauchte, um dem übermüthigen Adel ein kräftiges Gegengewicht zu geben. Es hatte sich seit dem dreizehnten Jahrhundert unter der Benennung der Santa Hermandad, sowohl in Aragon als in Castilien, eine Art von Landwehr gebildet, welche der Unabhängigkeit des Adels großen Abbruch that. Ihre Auflösung war ein Gegenstand der Wünsche für alle Diejenigen, die sich dadurch gezwängt fühlten; und so ermangelte denn der Adel nicht, sie von dem jungen Ferdinand zu fordern, sogar mit der Drohung, daß er der Krone seinen Beistand versagen würde, wenn sie nicht aufhörte, dergleichen Verbrüderungen zu beschützen. Doch Ferdinand wies diese Forderung mit Entschlossenheit zurück, begünstigte die Hermandad auf alle Weise, und zwang dadurch den Adel zur Achtung für den Landfrieden. Zugleich benutzte der junge König alle Vortheile seiner Lage, dem Adel das Gefühl der Unterordnung einzuimpfen; und dies bewirkte er dadurch, daß er ihm die

Nothwendigkeit auflegte, sich dem Monarchen nicht anders, als mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrerbietung, zu nähern. Auf diese Weise war Ferdinand der Schöpfer der spanischen Hofsitte, die sich seitdem, mehr oder weniger, über ganz Europa verbreitete.

Die Wirkungen dieser ersten Maßregeln, welche nur gegen den Adel gerichtet waren, offenbarten sich auf dem nächsten Reichstage, den Ferdinand und Isabella zu Toledo veranstalteten. Heinrichs des Vierten sinnlose Verschwendungen hatten nicht bloß den Schatz erschöpft, sondern auch die Einkünfte der Krone beträchtlich geschmälert. Es blieb nichts anderes übrig, als entweder die Steuern zu erhöhen, oder die veräußerten Domänen zurückzunehmen. Wenn das letztere nicht geschah, so mußte man fortfahren, die Städte mit immer schwereren und zuletzt unerschwinglichen Abgaben zu belasten. Die Mehrzahl der Deputirten war also für die Zurücknahme der Krongüter; und, nach einer darüber angestellten Berechnung, erhielt die Regierung für nicht weniger als 30 Millionen Maravedis zurück, welche nicht wenig dazu beitrugen, ihre Unabhängigkeit zu sichern. Das ganze Verhältniß des Throns zum Adel kehrte sich hierdurch um; und so weit entfernte sich der Gedanke, in Uebereinstimmung mit den Großen des Reichs zu regieren, daß gerade sie am meisten zurückgesetzt wurden, und daß man, bei Besetzung von Aemtern von größerem Einflusse, seine Zuflucht immer nur zu Männern entweder geringen Adels oder bürgerlichen Standes nahm. Ihr ganzes Regentenleben hindurch, blieben Ferdinand und Isabella dieser Maxime getreu; und es läßt sich schwerlich leugnen, daß sie

sie ihr die glänzendsten Erfolge ihrer Regierung verdankten. Indeß muß man dabei nicht unbemerkt lassen, daß eben diese Könige durch alles, was auf ihre Sicherung gegen den Adel abzweckte, zugleich den Grund zu allen den Uebeln legten, welche in den nächstfolgenden Jahrhunderten für Spanien daraus entstanden, daß kein Adel in der Verfassung bloßes Beiwerk blieb, das leicht entbehrt werden konnte, weil das wahrhaft constitutionelle Daseyn ihm fehlte.

Am meisten wurde dies durch die Einführung des Inquisitions-Tribunals bewirkt, welche in den ersten Regierungsjahren Ferdinands des Fünften erfolgte: ein Gegenstand, den wir in diesem Zusammenhange ausführlicher verhandeln müssen, weil er auf Spaniens spätere Schicksale einen entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Gemeiniglich betrachtet man Ferdinand den Fünften als den Stifter des spanischen Inquisitions-Tribunals; allein er ist dies nur in einem sehr beschränkten Sinne. Könnte dabei von Verdienst die Rede seyn, so würde man sagen müssen: das seinige habe darin bestanden, eine längst vorhandene kirchliche Institution so gewendet zu haben, daß sie zur Verstärkung der königlichen Autorität habe dienen müssen.

Es kam darauf an, ein umfassendes System geheimer Polizei zu gründen; und da die Elemente zu einem solchen System durch die kirchliche Regierung seit Jahrhunderten in Bereitschaft lagen: so sah er sich nach keinem andern um, nur darauf bedacht, wie er sie für immer dem Throne unterordnen wollte. Seine Gemahlin half ihm bei diesem Werke. Sie hatte dem Domini-

kaner Thomas de Torquemada, welcher in früherer Zeit ihr Beichtvater gewesen war, das Versprechen gegeben, daß sie, wenn Gott sie auf den castilianischen Thron erheben sollte, alle Verbrechen gegen den katholischen Glauben auf's Strengste bestrafen wolle; sie glaubte sich daher verpflichtet, als Königin von Spanien ihr Wort zu halten. Das Werkzeug Beider war eben dieser Thomas de Torquemada: ein Mann von höchst beschränkter Einsicht, aber von desto regerem Eifer für das, was ihm als Heil der Kirche erschien. Vielleicht berechnete sich keine von diesen drei Personen die Wirkungen des neuen Instituts nach ihrem ganzen Umfange; die Politik ging am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts noch viel zu sehr in den Fesseln der Kirchlichkeit, als daß man annehmen könnte, sie habe Großes umfaßt. Selbst die unverkennbare Unsittlichkeit des Inquisitions-Tribunals, als gesellschaftlichen Instituts, beweiset, daß in Ferdinand und Isabella'n der Aberglaube noch sehr wirksam seyn mußte. Wie hätten sie das, was in dem Charakter des Spaniers den Grundzug bildete, von sich zurückweisen mögen!

Schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte Spanien seine Ketzergerichte erhalten; und die Albigenser und Waldenser, welche sich, von dem südlichen Frankreich aus, in Catalonien und Aragon ausgebreitet hatten, waren die erste Veranlassung dazu gewesen. Bekanntlich lehrte diese Secte (deren auffallende Erscheinung in das zwölfte Jahrhundert fällt): „Die Kirche sei zu Constantins des Großen Zeit von ihrer ursprünglichen Heiligkeit, von Religion und Tugend, abgefallen

und das Reich Gottes von dem größten Theile der Erde verschwunden; das Recht zu lehren, die Brüder zu trösten und im Guten zu bestärken, gehöre allen Bekennern der Lehre Jesu an; Beichte und Ablässe wären Erfindungen des Eigennutzes; die Gebete für Verstorbene, und andere kirchliche Gebräuche leere, der echten Gottseligkeit widerstreitende Gewohnheiten; die ganze Religion bestehe lediglich in den Uebungen geistiger Gottseligkeit und in tugendhaftem Wandel, und beides bedürfe keines äußeren Gottesdienstes; darum wären auch die Sacramente bloß neuere kirchliche Gebräuche, weder zum Wesen der Religion gehörend, noch zur Heiligung des inneren Menschen beitragend, u. s. w."

Ein Protestantismus dieser Art konnte wohl nicht anders, als die spanische Geistlichkeit im höchsten Grade erschrecken. Was darin der gesunden Vernunft entsprach, mußte bei den Unbefangenen um so leichter Eingang finden, je mehr die Lehre durch den tugendhaften Wandel der Dissentirenden unterstützt wurde. Je allgemeiner nun dergleichen für wahr gehalten wurde, desto unvermeidlicher war der Umsturz eines Kirchenthums, dessen Ansehn auf lauter irdischen Vorzügen beruhete. Die Bischöfe Aragon's ließen also nicht ab, in Don Pedro den Zweiten zu dringen, daß er die Ketzer (denn dies waren die Albigenser in dem Urtheil der sogenannten Rechtgläubigen) aus seinem Königreiche verbannen möchte. Wirklich entschloß sich dieser König dazu; doch nur in der Voraussetzung, daß ihre Anzahl gering sei. Als das Gegentheil offenbar wurde, milderte er sein Edikt dahin, daß er verordnete: „Die, welche in ihrer Absonderung von

der Kirche ein Jahr lang beharren würden, sollten ehrlos, alles Erbrechts verlustig und zur Ablegung gerichtlicher Zeugnisse unfähig seyn." Auch dies Edict blieb ohne Wirkung; und indem sich die Zahl der Protestanten von einem Tage zum andern vermehrte, weil das, was dem gesunden Menschenverstande entspricht, die Gemüther unwiderstehlich anzieht, wußte der Klerus von Aragon sich nur dadurch zu retten, daß er das von Innocenz dem Dritten in Italien und in Languedoc eingeführte Ketzergericht nach den Staaten von Aragon verpflanzte. Jetzt gewann alles eine andre Gestalt. Peinliche Bekehrungsmittel von sich abzuhalten, bequemten sich die Weiseren unter den Dissentirenden zu allem, was man von ihnen verlangte, besonders zur Ablegung von Glaubensbekenntnissen, wie die Kirche sie auch vorschreiben mochte. Nur im Innersten ihres Gemüths und in ihren vertrauten Versammlungen fuhren sie fort, das für wahr zu halten und das zu lehren, was ihre Majoralen und Senioren ihnen überliefert hatten. Mehr verlangte die katholische Kirche dieser Zeit nicht; denn sie hatte seit Jahrhunderten den Grundsatz angenommen, daß de internis non judicat ecclesia. Gleichgültig gegen Ueberzeugung und Religion, fühlte sie sich nur dann verletzt, wenn beides aus dem Heiligthum des Gemüths in die Außenwelt trat, und Proselyten zu machen strebte.

Bei dem Allen gab es unter den Albigensern auch Eiferer. Diese zogen die Auswanderung den Bedrückungen vor, die sie im Königreich Aragon zu leiden hatten; und indem sie tiefer in Spanien eindrangen, ließen sie sich besonders zu Plasencia (diesem Hauptwohnsitz der

Priscillianisten des fünften Jahrhunderts) nieder. Die verfolgten Namen Albigenser und Waldenser von sich ablehnend, nannten sie sich selbst Brüder des freien Geistes (Hermanos de espiritu libre) oder Begharden. Ihre Theologie, durch und durch pantheistischer Art, stand in dem stärksten Widerspruche mit den Lehren der Kirche; denn sie lehrten: „Alles sei aus Gott geflossen und alles werde wieder zu Gott zurückkehren; die vernünftigen Seelen seien Theile des göttlichen Wesens und die ganze Welt sei der Gottheit voll; der Mensch werde durch Uebung in der Contemplation und durch Abziehung des Gemüths von sinnlichen Dingen mit der Quelle aller Dinge, mit Gott, auf das Innigste verbunden; jeder gottselige und tugendhafte Mensch sei der eingeborne Sohn, den Gott von Ewigkeit her gezeuget habe; es sei in der Seele etwas Unerschaffenes und Unerschaffliches, nämlich die Vernünftigkeit; Gott zeuge noch immer fort seinen eingebornen Sohn, und zwar eben denselben, den er von Ewigkeit her gezeuget habe; was die Schrift von Christo sage, das sei von jedem guten, heiligen, göttlichen Menschen wahr, u. s. w." Die Begharden blieben hierbei nicht stehen. Auch sie erklärten allen äußeren Cultus, Gebet, Fasten, Taufe, Abendmahl, für den ersten Buchstaben der Unmündigen am Geiste, überflüssig für Diejenigen, welche, durch erhöhete Vernünftigkeit in Gott versetzt, der sinnlichen Welt entnommen wären.

Durch dies Alles nun brachten sie sich in Widerstreit mit der Kirche; und wie hätte ihr Schicksal in Castilien wohl besser ausfallen können, als das der Al-

bigenser in Aragon? Die Provinzial-Synode zu Tarragona, das geistliche Handwerk gegen diese Virtuosen vertheidigend, verordnete im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts, daß alle Begharden eingezogen, und aus dem Lande verwiesen werden sollten, wofern sie sich weigern würden, ihre unterscheidende Kleidung abzulegen und ihre Lehrbücher in der lengua vulgada romana auszuliefern. Wie viel dadurch geleistet wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; nur so viel ist gewiß, daß die Secte um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts keineswegs ausgerottet war: denn um diese Zeit wurde Alfonso Mella, ein Franciskaner-Mönch, Gegenstand einer lebhaften Verfolgung, weil er die Lehren der Begharden verbreitet hatte; und bei weiterer Untersuchung fand man, daß in Biscaya die Secte allzu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, als daß es möglich gewesen wäre, sie anders, als mit Feuer und Schwert, zu vertilgen. Damals erwarb sich Juan der Zweite das Verdienst um den heiligen Stuhl, die Vornehmsten von Biscaya's Begharden nach Valladolid bringen zu lassen, wo sie — zur Ehre Gottes und seiner heiligen Kirche verbrannt wurden *).

Also, schon seit den Zeiten Ferdinands des Dritten hatte Spanien seine Ketzergerichte; und nicht unbekannt ist, daß dieser König, voll Eifers für die römische Kirche, mit eigner Hand die Scheiterhaufen anzündete, auf welchen die sogenannten Abtrünnigen oder Ketzer ver-

*) Siehe Martene Veterum Monumentorum Collect. Tom. VII. pag. 305.

brannt wurden. Indeß verstrich das ganze dreizehnte Jahrhundert, ohne daß die Inquisition eine großes Glaubensschauspiel (anto da Fé) zu Stande gebracht hatte: sie war da, sie stützte sich auf päbstliche Vollmachten, die Dominikaner und Franciskaner dienten ihr als Werkzeuge; aber sie wagte sich kaum hervor, weil sie sich noch zu schwach fühlte. Erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, als die Dominikaner-Klöster sich beträchtlich vermehrt und sich zugleich so gut unter sich geordnet hatten, daß das General-Capitel dieses Ordens die Halbinsel in zwei Provinzen theilen konnte — erst 1302 veranstaltete Pater Bernhard, Inquisitor der Provinz Aragon, mehrere Autos da Fé, indem er einzelne sogenannte Ketzer wieder in den Schooß der Kirche aufnahm, andere aber durch den weltlichen Arm hinrichten ließ. Gerade hierin zeigte sich die Gewalt, welche die Päbste in Spanien ausübten: eine Gewalt, welcher zu widerstehen ein König von Aragon oder Castilien allzu schwach war. Diese wurde noch fühlbarer, als Clemens der Fünfte jenen großen Proceß in Gang brachte, der sich mit dem Untergange des Templer-Ordens endigte; denn grade dieser Proceß gab den Dominikanern eine Wichtigkeit, die sie früher nicht gehabt hatten.

Sobald es einen Orden gab, dessen Bestimmung auf Ausrottung der Ketzerei ging, konnte es nicht an Beschäftigung für denselben fehlen; dies brachte schon die Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft mit sich. Besondere Umstände aber vermehrten, von einer Zeit zur andern, die Thätigkeit dieses Ordens; und solche Umstände traten für Spanien nach der Mitte

des vierzehnten Jahrhunderts ein, als sich allmählig ein wüthender Haß der Christen wider die Juden entwickelte. Die letzteren hatten sich auf der Halbinsel ungemein vermehrt; und da der ganze Handel derselben in ihren Händen war: so genossen sie an den Höfen von Castilien und Aragon, dort unter Alfonso XI., Peter dem Grausamen und Heinrich dem Zweiten, hier unter Peter dem Vierten und Johann dem Ersten, einer ausgezeichneten Gunst. Der ganze Staatshaushalt wurde von ihnen geführt; und die Christen, unfähig, mit ihnen in der Verschlagenheit zu wetteifern, weil sie auf einer ganz anderen Grundlage der Erwerbsamkeit standen, geriethen in die unerträglichste Abhängigkeit von ihnen. Bald bemächtigten sich Uebelwollende der feindseligen Stimmung gegen die Juden; und als man es erst schimpflich fand, Leibeigner eines Juden zu seyn, war auch das Rettungsmittel da. Im Jahre 1391 wurden mehr als 5000 Juden in den Städten Castiliens und Aragons das Opfer der Volkswuth. Die Folge davon war, daß der vornehmere Theil der Juden sich der Verfolgung durch die Taufe entzog; und daß, nach und nach, mehr als hunderttausend jüdische Familien zur christlichen Kirche übergingen. Da sie aber nur die Farbe, nicht das Wesen verändert hatten und alle ihre bisherigen Verhältnisse dieselben blieben: so dauerte der Volkshaß fort. Wenn die Regierung die Neu-Bekehrten neue Christen nannte: so kannte das Volk für sie keine andere Benennung, als marannos (verfluchtes Geschlecht*)) und sein Haß war

*) Andere übersetzen maranos durch geschnittene Schweine.

um so unversöhnlicher, weil es wußte, oder doch wenigstens zu wissen glaubte, daß die Mehrzahl der Neu-Bekehrten, um mit den französischen und den afrikanischen Juden in Zusammenhang zu bleiben, dem mosaischen Gesetze noch immer anhing. Diese Neu-Bekehrten also wurden ein besonderer Gegenstand für die Inquisitoren; und wie die Inquisition auch mit ihnen verfahren mochte: der große Haufe nannte jedes Urtheil gerecht, das seinen Haß befriedigte und seiner Leidenschaft Nahrung gab.

So standen die Sachen, als Ferdinand der Fünfte, unterstützt von Isabellen und Thomas de Torquemada, der Inquisition eine Wendung zu geben beschloß, wodurch sie zu einem System geheimer Polizei umgewandelt wurde. Des Erfolges konnte er um so gewisser seyn, weil die Vorurtheile, die Leidenschaften und selbst die Gewohnheiten der Spanier ihm zu Hülfe kamen. In der neuen Gestalt war die Inquisition nur von ihm abhängig; denn Er ernannte die Richter, und war bei seiner Wahl an nichts weniger gebunden, als an die Mitglieder des Dominikaner Ordens. Am meisten wurden hierdurch zwar die Vorrechte des Pabstes gekränkt; doch die ganze Lage des allgemeinen Christenvaters am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts brachte Nachgiebigkeit mit sich, und so geschah es, daß Sixtus der Vierte nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte, zufrieden damit, daß die neue Schöpfung im Geiste der katholischen Kirche war. Unverhindert bildete sich also die neue Inquisition zu einem ergänzenden Theile der spanischen Regierung aus. Der

General-Inquisitor, vom Könige bestellt, stand an der Spitze der sogenannten Suprema, und von dieser wurden alle Provinzial-Inquisitoren geleitet; die übernatürlichen Lehren des christlichen Kirchenthums bildeten das Netz, worin man jeden Mißfälligen fing, dem auf andere Weise nicht beizukommen war; und während von Recht und Gesetz nicht länger die Rede war, entschied die Willkühr um so ungehinderter, weil Religion nur als Verbindlichkeit, Dinge, die das Fassungsvermögen des Menschen übersteigen, für wahr zu halten, angeschaut wurde. Von jetzt gab es keine Garantie für den Adel mehr. Selbst die Geistlichkeit hatte die ihrige verloren. Der einzige freie Mann im ganzen Königreiche war der König. Das, was ihm Unumschränktheit verschaffte, sprach ihn frei von der Nothwendigkeit, mit eigner Hand Rache zu nehmen an den Verächtern seiner Autorität. Die Inquisition hob in ihrer neuen Bestimmung mit dem Jahre 1481 an, und noch in demselben Jahre verurtheilte sie nicht weniger als 2000 für schuldig Befundene zum Feuertode. Dies geschah am Vorabend großer Begebenheiten.

Der Beichtvater der Königin gab den Antrieb zu der Eroberung des Königreichs Granada; denn nicht eher wollte Ferdinand von Talavera Bischof werden, als bis er es von Granada seyn könnte *). Dieser Krieg nahm im Jahre 1482 seinen Anfang, und dauerte, mit

*) So oft die Königin ihm einen erledigten Bischofssitz anbot, war seine Antwort: — Señora, no tengo de ser obispo, hasta que lo sea de Granada.

einigen Unterbrechungen, neun volle Jahre. Die Veranlassung dazu lag in dem Verhältnisse der Christen zu den Mohamedanern: ein Verhältniß, das, im Laufe der Jahrhunderte, vielfach erschüttert, endlich einmal für immer brechen mußte. Gleich beim ersten Antritt seiner Regierung hatte Ferdinand (der Fünfte) das gefordert, was er den üblichen Tribut nannte, und dadurch den König von Granada, Abil Hassem, gegen sich aufgebracht. Die Folge davon war, daß dieser König sich der Gränzstadt Zahara bemächtigte, welche seit 75 Jahren an die Castilianer abgetreten war. Zur Erwiederung der Feindseligkeiten überfiel Rodrigo Ponce, Marquis von Cadix, die feste Stadt Alhama, deren Verlust Abil Hassem, weil sie mitten in seinem Lande lag, nicht ertragen konnte. Sie wieder zu erobern, zog er drei Mal aus; doch jedes Mal vergeblich, weil Rodrigo Ponce sich mit der Entschlossenheit eines Verzweifelnden vertheidigte.

Im nächsten Jahre (1583) erschien Ferdinand an den Gränzen des Königreichs Granada, und seine Absicht war keine andere, als sich in den Besitz von Malaga zu setzen. Diese wurde indeß durch den tapfern Widerstand Abil Hassems vereitelt, welcher den König von Spanien mehr als Ein Mal schlug. Vielleicht würde sich Ferdinand nach den bedeutenden Verlusten, die er gelitten hatte, ganz zurückgezogen haben, wenn ihm in Granada nicht eine Hof-Cabale zu Hülfe gekommen wäre. Alyxa, Abil Hassems rechtmäßige Gemahlin, verdrängt von Zoraya, der Beischläferin des Königs, faßte den Entschluß, ihren Sohn Boabdil auf den Thron zu setzen, und führte ihr Vorhaben mit Hülfe einiger Großen aus,

die sich von Abil Hassem zurückgesetzt fühlten. Von diesem Augenblick an, zerfiel das Königreich Granada in zwei große Factionen. Das Glück begünstigte Ferdinand den Fünften noch auf einer anderen Seite. In einem Treffen bei Lucena geschlagen und gefangen genommen, gerieth Boabdil in die Gewalt des Königs von Spanien. Was sollte Ferdinand mit diesem Gefangenen beginnen? Ihn behalten, hieß, die Bewohner des Königreichs Granada gewaltsam zu Abil Hassem zurückführen, und ihren Widerstand verstärken; ihn an Alyxa zurücksenden, hieß, einen vortheilhaften Partheikampf verlängern. Ferdinand that das Letztere, und fand hinterher keine Ursache, es zu bereuen.

Das Jahr 1494 verstrich unter neuen Zurüstungen: den Arabern des Königreichs Granada wurde durch eine starke Flotte die Gemeinschaft mit der Küste von Afrika abgeschnitten, während der Pabst den König von Spanien durch Kreuzbullen zur Erhebung von Hülfsgeldern berechtigte, welche die Geistlichkeit zahlen mußte. Begleitet von dem ganzen Adel, zogen Ferdinand und Isabella an der Spitze von 12000 Reitern, 20,000 Mann Fußvolk und einem Zuge schweren Geschützes das folgende Jahr in die Ebenen von Granada. Ohne Widerstand unterwarfen sich die offenen Plätze; aber die Belagerung von Malaga mußte noch einmal aufgegeben werden, weil in der Regierung des Königreichs eine Veränderung vorgegangen war, welche sich mit stärkerem Widerstande vertrug. Abil Hassem, der Verachtung, die sich ihm von allen Seiten her ankündigte, nicht gewachsen, entschloß sich, den Thron an seinen Bruder Abdalla oder Abohardil al Zagal ab-

zutreten. Hierdurch wurde eine Versöhnung mit Boabdil möglich; und indem die beiden Könige das Reich unter sich theilten und mit Uebereinstimmung zu Werke gingen, sah das spanische Heer sich überall gehemmt. Die Stadt Loxa war die einzige bedeutende Eroberung, welche die Spanier in diesem Feldzuge machten.

Im nächsten Feldzuge kam die Reihe der Belagerung an Velez-Malaga; und, als dies genommen war, an Malaga selbst. Um die Stadt durch Hunger zu bezwingen, befahl Ferdinand, die Vorstadt, wo die Araber ihr Schlachtvieh hielten, und ihre Gartenfrüchte erzogen, mit Sturm zu nehmen. Der Angriff dauerte drei Tage, und jeder Fuß breit Landes, den die Spanier gewannen, kostete Ströme von Blut. Endlich sahen sich die Araber zum Rückzug in die Stadt selbst genöthigt. Die Spanier, welche ihnen dahin folgen wollten, sahen sich durch zwei Thürme gehemmt, welche die nach der Stadt führende Brücke vertheidigten. Zwar gelang es ihnen, den einen durch Pulver in die Luft zu sprengen; aber von dem andern wurden sie zurückgeschlagen. Sie errichteten hierauf eine Batterie auf dem Berge Gibralfaro, und schossen zwei Thürme und die dazwischen liegende Mauer zu Trümmern; doch als der Marquis von Cadix durch den Mauerbruch mit seiner Mannschaft einzudringen versuchte, wurde er für diese Verwegenheit durch den Verlust bestraft, den er an Leuten und Anführern litt. Nicht minder vergeblich waren die Versuche der Spanier, durch Minen in die Stadt zu kommen; denn die Besatzung von Malaga machte Gegenminen, und zerstörte in diesem unterirdischen Kampfe die Werke ihrer Feinde. Schon

waren diese aus der Nähe der Stadt vertrieben, als eine Hungersnoth bewirkte, was der spanischen Tapferkeit nicht hatte gelingen wollen. Als das allgemeine Elend die Kraft zur Verzweiflung gebrochen hatte, erschienen Abgeordnete der Stadt in Ferdinands Lager, um Uebergabe anzubieten und Gnade zu erflehen. Seine Antwort war, daß, da der Hunger Ergebung erzwungen hätte, die Besiegten sich den Gesetzen des Siegers unterwerfen müßten: die von ihm Bezeichneten würden das Leben, alle Uebrigen die Freiheit verlieren. Im unbestrittenen Besitze der Stadt, ließ Ferdinand die Einwohner in die Vorhöfe des Alcazar führen, wo in dem äußersten Hofe die Männer von den Weibern und Kindern gesondert wurden. Hamete Zeli, der tapfere Vertheidiger der Stadt, wurde hierauf, mit Ketten beladen, in einen Kerker gestürzt, wo seiner unter den Lebendigen nicht mehr gedacht wurde; Ali Dordux hingegen, welcher zur Ergebung gerathen hatte, erhielt Freiheit und Güter zur Belohnung; alle Uebrigen wurden theils zur Auslösung gefangener Spanier nach Afrika verkauft, theils an die Feldherren und Hauptleute des Heeres, an den Pabst, an den König von Portugal und an die Könige von Neapel und Sicilien als Sclaven verschenkt. So endigte das arabische Malaga nach einem Daseyn von 772 Jahren.

Inzwischen hatte Boabdils Parthei in Granada das Uebergewicht erhalten und Al Zagal aus den Ringmauern dieser Hauptstadt vertrieben. Als nun Ferdinand, nach der Eroberung von Malaga, vor Baeza rückte und diesen, an dem Abhange eines Hügels gelegenen und mit Vorräthen aller Art, so wie mit einer zahlreichen Be-

faßung versehenen Platz einschloß: da überlegte Al Zagal bei sich selbst, was er thun müsse, um aus dem bevorstehenden Schiffbruch Leben und Vermögen zu retten. Baeza hatte sich mit ungeschwächtem Muthe bereits sechs Monate vertheidigt, und Ferdinand verzweifelte daran, die ihm entgegenstehenden Hindernisse in den nächsten sechs Monaten überwältigen zu können, als, ganz unerwartet, Al Zagal's Statthalter zu capituliren verlangte. Er that dies auf den ausdrücklichen Befehl seines Herrn, der nicht lange darauf in Ferdinands Lager erschien und in einer persönlichen Unterhandlung die Städte Guadix, Almeria, kurz sein ganzes Gebiet gegen das Schloß Fandarax in den Alpujarren und gegen ein Jahrgehalt von vier Millionen Maravedis überlieferte.

Schmerz und Bestürzung bemächtigten sich der Bewohner Granada's, als sie diesen Vertrag vernahmen; der Fall der Hauptstadt schien von jetzt an unvermeidlich. Hier hatten sich, wie es zu geschehen pflegt, alle Diejenigen versammelt, die den Waffen der Spanier entronnen waren: eine unermeßliche Anzahl, der es nicht an Lust zum Widerstande fehlte, und die daher laut verkündigte, daß sie lieber mit den Waffen in der Hand umkommen, als sich der Sklaverei der Spanier unterwerfen wolle. Ferdinand, welcher die Schwierigkeit einer Belagerung und Eroberung begriff, wünschte das letzte Ziel seiner Bestrebung auf dem Wege der Unterhandlung zu erreichen; als er aber nach Jahr und Tag nichts ausgerichtet hatte, weil die große Menge dem Hofe von Granada allzu furchtbar war, als daß dieser auf eine Capitulation hätte eingehen können: so führte er seine

Heere zu einer förmlichen Belagerung aus. Er hatte den großen Vortheil, im ganzen Königreiche Granada gebieten zu können, während die Belagerten, von aller Zufuhr abgeschnitten, von den schwachen Vorräthen, die sie angehäuft hatten, abhängig waren. Wie dies entscheiden mußte, so entschied es wirklich. Zwar fanden einige Ausfälle Statt; allein wie hätten diese ein Heer verscheuchen können, das, reichlich versehen, in der von Isabella'n erbauten Stadt Santa Fe, ein befestigtes Lager hatte, wohin es sich im schlimmsten Falle zurückziehen konnte. Es stand in Granada ein Schwärmer auf, der durch begeisternde Reden die Verzweifelnden zu neuem Muthe entflammte. Zwanzig tausend Mann erklärten sich bereit, ihm zum Siege oder zum Tode zu folgen. Doch ehe dies kühne Unternehmen ausgeführt werden konnte, hatten Ferdinand und Boabdil sich über die Bedingungen der Uebergabe von Granada vereinigt. Nie zaudernd, wenn es nur Verheißungen galt, versprach Ferdinand dem Könige von Granada Freiheit und anständigen Aufenthalt, den Einwohnern Sicherheit ihres Eigenthums, Rechtspflege nach ihren eigenen Gesetzen und von Richtern aus ihrer Mitte, freie Ausübung ihres Gottesdienstes, und Allen, die sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen wollten, freien Abzug nach Afrika. Gegen diese Zusicherungen wurden ihm Granada's Thore geöffnet. Boabdil selbst überreichte, auf den Knieen liegend, die Schlüssel der Festung, und entzog sich gleich darauf den Verwünschungen und Flüchen seiner getäuschten Unterthanen durch einen Rückzug in die Alpujarren, wo ihm eine

eine Stadt zum Aufenthalt angewiesen war. Ihn begleitete seine Mutter; und als er, auf das schöne Granada zurückblickend, in Thränen ausbrach, sagte diese: „Wohl hast du Ursache, wie ein Weib zu weinen, da du eine solche Stadt nicht mit dem Muthe eines Mannes zu vertheidigen verstandest." Unfähig, die Dunkelheit des Privat-Lebens auf der Halbinsel zu ertragen, begab sich Boabdil nicht lange darauf nach Afrika, wohin sich auch Al Zagal geflüchtet hatte, um nicht ein Gegenstand der Eifersucht für Spaniens Könige zu seyn.

So endigte die Herrschaft der Araber auf der pyrenäischen Halbinsel; und wir haben diesen Gegenstand aus keinem anderen Grunde ausführlicher behandelt, als um das Gegenstück zur Eroberung von Constantinopel und Griechenland durch die Türken zu geben. Die Uebergabe der Hauptstadt des Königreichs Granada erfolgte den 2. Jan. 1492. Vierzig Jahre später also, als Mahomed der Zweite den rüstigen Bewohnern Europa's die asiatische Welt verschlossen hatte, öffneten sich durch die Eroberung des Königreichs Granada neue Bahnen für den Unternehmungsgeist der Westeuropäer. Was im Osten verloren gegangen war, wurde im Westen zurückgewonnen. Cadiz, wo nicht ganz unbrauchbar, doch von geringem Nutzen für Spanien, so lange es ein arabisches Königreich in Granada gab — Cadiz erhob sich allmählig zu einer Weltstadt; und mit Bewunderung begannen England, Frankreich, Italien und Deutschland auf das bis dahin gering geachtete Königreich Castilien und Leon hinzublicken. In Wahr-

heit, der Tag, an welchem Granada sich ergeben hatte, verdiente Epoche zu machen. Denn mit ihm hob eine neue Reihe von Begebenheiten an, die in kurzer Zeit Europa's Gestalt veränderten, indem sie eine bis dahin nicht geahnete Entwickelung herbeiführten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus den Denkwürdigkeiten des Marquis de Ferrieres.

Vorwort des Herausgebers.

In der von dem Herrn Berville und Barriere veranstalteten Sammlung von den Denkwürdigkeiten, die sich auf die französische Revolution beziehen, zeichnen sich die des Marq. de Ferrieres durch den Geist der Unpartheilichkeit, worin sie abgefaßt sind, ganz vorzüglich aus. Man ersieht daraus, daß, wie heftig auch der Partheigeist schon in den Jahren 1790 und 1791 in der constituirenden Versammlung wirken mochte, es dennoch in Frankreich auch damals nicht an Besonnenen fehlte, welche die Ueberzeugung hegten, daß die alte Verfassung einer neuen weichen müsse, und daß die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit nicht länger bleiben könnten, was sie bis dahin gewesen waren. Unstreitig fehlte es auch diesen Besonnenen an derjenigen Einsicht, wodurch allein bewirkt werden kann, daß die Umschmelzung eines alten und verbrauchten Verwaltungs-Systems gefahrlos von Statten gehe; unstreitig fehlte es ihnen vor allem an der schaffenden Kraft, die wegen anzuwendender Mittel nie in Verlegenheit geräth. Allein, auch wenn der Mangel an Entschlossenheit, praktischem Sinn und Genie mit Bedauern bemerkt werden muß, erfreut

man sich noch an einer billigen und edlen Gesinnung, und gerade diese ist es, was die Denkwürdigkeiten des Marquis von Ferrieres so anziehend macht.

Deßhalb noch einige Worte über den Mann, von welchem diese Denkwürdigkeiten herrühren.

Karl Elias Marquis de Ferrieres wurde den 27. Jan. 1741 zu Poitiers geboren. Von Seiten seiner Großmutter stammte er ab von den Dubellay, welche unter Franz dem Ersten berühmt geworden waren. Sein Vater, ein eben so liebenswürdiger als unterrichteter Mann, hatte mit Auszeichnung gedient. Der junge Ferrieres verlebte seine ersten Jahre zu Vendome unter der Leitung des Abtes Dubellay, seines Oheims. In einem Alter von zehn Jahren nach Poitiers zurückberufen, trat er zuerst in das Collegium von Puigarreau und dann in das von la Fleche. Beide Anstalten wurden von den Jesuiten geleitet, und ihrem Unterrichte verdankte der Marquis jene Liebe für die Wissenschaften, die den Zauber seines ganzen Lebens ausmachte. In die Schule der Chevau-legers des königlichen Hauses geschickt, zahlte er zwar dem, was Verhältnisse und Jugend mit sich brachten, seinen Tribut; allein Liebe für Musik und Wissenschaft bewahrte ihn vor Ausschweifung und Laster. Im Jahre 1766 vermählte er sich in einem Alter von 25 Jahren mit Fräulein Henriette de Monbielle d'Hus, Tochter eines Edelmannes aus Nieder-Poitou; und diese Verbindung, welche acht und dreißig Jahre dauerte, war, durch die Tugenden der beiden Gatten, eine von den glücklichsten, die man um diese Zeit in Frankreich antreffen konnte. Die Freuden der

Häuslichkeit und der Studien in Freiheit zu genießen, schlug der Marquis seinen Wohnsitz auf dem Lande auf; in der Nähe von Mirebeau theilte sich in dem Schlosse von Marsay sein Leben zwischen der Erziehung seiner beiden Töchter und dem Anbau der Wissenschaften. Mehrere Schriften waren die Früchte seiner Muße. Dahin gehörte eine philosophische Abhandlung über den Deismus; ein Roman, betitelt Justine und St. Flour, an welchen sich eine Unterhaltung über die Frauen anschloß. Eine reine Moral und eine sanfte, von allem, was Uebertreibung genannt zu werden verdient, durchaus entfernte Denkweise zeichneten diese beiden Schriften aus; denn ihrem Verfasser war es nur darum zu thun, sich nützlich zu machen. Anspruchslos und zufrieden mit seinem Schicksale verlebte Ferrieres seine Tage, als die Zusammenberufung der Stände ihn seiner Muße entzog. Nicht, daß er selbst gewünscht hätte, seine Einsamkeit zu verlassen; aber seine Freunde beredeten ihn, der Wahlversammlung von Saumur beizuwohnen, und als hier alle Stimmen sich für ihn erklärten, wollte er gegen einen so auffallenden Beweis von Vertrauen nicht gleichgültig scheinen. Er nahm also die ihm aufgetragene Sendung an und erschien als Abgeordneter des Adels in den General-Staaten.

Kampf zwischen einer neuen Ordnung, welche sich festzustellen strebte, und einer alten, die sich behaupten wollte, dies war das Schauspiel, welches die Ständeversammlung, von dem Augenblick ihrer Eröffnung, darbot. Es bildeten sich zwei nebenbuhlende Partheien, und in der Natur der Sache lag, daß jedes Mitglied

den Platz einnahm, auf welchen ihn seine Meinung oder sein besonderer Vortheil stellten. Ferrieres, ohne die Ansicht Derer zu theilen, welche jede Reform, jede Bewilligung verabscheuten, hing an den alten Ideen durch allzu viele Bande, als daß er sich nicht, gewissermaßen instinktmäßig, an diejenige Parthei hätte anschließen sollen, welche dafür kämpfte. Seine Geburt, seine Erziehung, seine gesellschaftlichen Verhältnisse, seine Gewohnheiten, welche ihn an die von der Zeit geheiligten Formen fesselten, die Grundsätze endlich, die er über gesellschaftliche Organisation sich selbst gebildet hatte — Alles zog ihn auf die Sitze der rechten Seite, d. h. der Opposition, wo sich die meisten Abgeordneten des Adels und mehrere Abgeordnete der Geistlichkeit befanden. In der Adelskammer sah man ihn sich der Mehrheit anschließen, welche gegen eine Vereinigung der Ordnungen war; und eben so stimmte er im Sinne der Opposition über die Hauptfragen, und protestirte mit beinahe allen Gliedern der rechten Seite gegen die Constitution von 1791.

Ferrieres betrat in der constituirenden Versammlung nicht die Rednerbühne; aber er ließ mehrere Schriften drucken. Im Jahre 1789 schrieb er eine Flugschrift unter dem Titel: Ueber die Verfassung, welche sich für die Franzosen paßt. Das folgende Jahr erschien von ihm: Finanzplan zur Errichtung einer Territorial-Casse. Seine Meinung gegen die Verhaftung des Königs zu Varenne wurde gleichfalls gedruckt. Nach Beendigung der Sitzung endlich schrieb er eine Rechenschaft an seine Committenten.

Hierauf beschränkten sich seine Arbeiten während der zwei Jahre seiner politischen Laufbahn.

Dem väterlichen Herde zurückgegeben, kehrte Ferrières zu seinen früheren Beschäftigungen zurück. Ackerbau, Wohlthätigkeit und Studien wechselten für ihn ab. Den Winter brachte er in der Regel in Poitiers zu, und auch dann trat seine Neigung zum Wohlthun — dieser vorherrschende Zug seines Charakters — auf mannigfaltige Weise hervor. Er half das Lycäum zu Poitiers stiften, und eben so war er einer von den Schöpfern des Athenäums dieser Stadt. Bei seinem Eintritt in diese literarische Gesellschaft hielt er eine Rede über den Geschmack, welche manche neue Ideen enthielt. Er las in der Folge mehrere andere Abhandlungen, von welchen einige gedruckt worden sind.

Dieses ruhige und freie Leben, dem es nicht an nützlicher Beschäftigung fehlte, schien dem Marquis ein langes und glückliches Alter zu versprechen. Allein in seinem vier und sechzigsten Jahre wurde er von einer schmerzhaften Krankheit befallen, die ihn, nach acht monatlichen schweren Leiden, ins Grab führte. Acht Tage vor seinem Tode sah man ihn am Arme seiner Tochter dem Glauben seiner Väter die letzte rührende Huldigung darbringen. Er starb den 30. Jul. 1804 von allen Gutgesinnten der Umgegend betrauert.

Unter seinen Schriften werden seine Denkwürdigkeiten von der französischen Revolution und von der constituirenden Versammlung immer die erste Stelle einnehmen und das Andenken an ihren Verfasser erhalten. Die Aufrichtigkeit, welche sie

auszeichnet, die Redlichkeit der Gesinnung, welche aus jeder Zeile spricht, die Mäßigung des Schriftstellers, die Unpartheilichkeit, wo nicht des Verstandes doch wenigstens des Herzens, die man darin antrifft — alles dies macht Ferrieres Denkwürdigkeiten zu einer eben so anziehenden als lehrreichen Lectüre. Streng gegen die Anhänger der Revolution, verschont er keinesweges die Gegner derselben. Man kann in der Meinung von ihm abweichen, allein man kann seine Treue nicht in Zweifel ziehen; und welcher Ansicht man auch ergeben seyn möge, so kann man doch dem Charakter des Schriftstellers nicht die Achtung, seinem Zeugnisse nicht den Glauben versagen.

Lange ungewiß, welche Gegenstände wir für unsere Leser ausheben sollten, haben wir uns entschlossen, gerade die zu wählen, welche seit dem Jahre 1790, wo sie zuerst erörtert wurden, nicht aufgehört haben, streitig zu seyn; wir meinen die Geistlichkeit und den Adel in ihrem Verhältniß zur Gesellschaft. Was Ferrieres darüber mittheilt, verdient in jeder Hinsicht Aufmerksamkeit und Nachdenken. Er sagt:

„Es kam nunmehr darauf an, die Verhältnisse zu bestimmen, welche der Klerus zur Verfassung haben sollte, so wie auch darauf, die Gehalte festzusetzen, welche man den gegenwärtigen Titularen und denjenigen Dienern des öffentlichen Gottesdienstes, die ihren Verrichtungen treu bleiben würden, bewilligen wollte. Gerade dies war der Punkt, auf welchem die Bischöfe, die Herren vom Parlement und die sämmtlichen Feinde der Constitution die

Versammlung erwarteten. Die Abmarkung war sehr kitzlich; nicht als ob die Veränderungen, welche der Ausschuß in Vorschlag brachte, die Lehre oder die wahre Disciplin der Kirche betroffen hätten, sondern weil es sich darum handelte, die hundert und siebzehn in Frankreich vorhandenen Bisthümer auf drei und achtzig zurückzubringen, die Bischöfe und Pfarrer von denselben Wählern, welche die Departemental-Verwalter und die Abgeordneten zur Legislatur ernennen sollten, wählen zu lassen, die Kapitel der Kathedralen zu unterdrücken und sie durch sechzehn Priester zu ersetzen, welche die Verrichtungen der Vicarien übernähmen, während die Bischöfe die der Pfarrer bestritten.

Der geistliche Ausschuß, welcher diesen Entwurf gemacht hatte, war von Camus, Greteau, Treilhard und Martineau geleitet worden: lauter entschiedenen Jansenisten, die darauf ausgingen, in der neuen kirchlichen Verfassung jenes demokratische und volksmäßige System zu verwirklichen, welches sie die Disciplin der Urkirche nannten. Die Verfolgungen, welche die Jansenisten unter Ludwig dem Vierzehnten und Ludwig dem Funfzehnten erfahren hatten, zeigten ihnen diese Maßregel in dem Lichte einer bleibenden Sicherheit für die Freiheit ihrer Secte.

Doch die Bischöfe waren fest entschlossen, ihre bisherigen Rechte zu behaupten. Die Erörterung nahm den 29. Jun. 1790 ihren Anfang, und der Erzbischof von Aix trat zuerst als Redner auf. „Jesus Christus, sagte er, hat seinen Aposteln, und diese haben den Bischöfen, die ihre Nachfolger waren, die Gewalt übertragen, seine

Lehren fortzupflanzen. Er hat sie weder der Obrigkeit, noch den Königen, noch den Civil-Verwaltern anvertraut. Ihr alle seid dem Ansehn der Kirche unterworfen, weil wir dies Ansehn von Jesus Christus haben. Bischöfe können nur von Denen abgesetzt werden, die sie eingesetzt haben. Eben so wenig kommt es euch zu, die Jurisdiction der Bischöfe zu begränzen. Nur in ihrem Namen können die Pfarrer, welche sie belegiren, die Sakramente verwalten: niemand vermag ihre Autorität zu ersetzen. Wir sprechen die reinen Grundsätze der Disciplin, nicht den Mißbrauch an, der damit getrieben seyn mag. Unmöglich können wir einwilligen in das, was ihr fordert. Wir legen sogar, im Namen des französischen Klerus, in eure Hände die Erklärung nieder, daß wir uns allem versagen, was die Kirche mißbilligen würde. Und so schlagen wir euch vor, sie in einem National-Concil zu befragen."

Treilhard erwiederte: es gebe Bisthümer, welche funfzehn hundert (französische) Geviertmeilen umfaßten, und andere, welche nicht zwanzig enthielten; eben so Pfarren, welche zehn (französische) Meilen im Umkreise, und wiederum solche, die nicht funfzehn Feuerstellen hätten. Unter den Pfarrern träfe man Männer, deren zugemessener Theil sich kaum auf sieben hundert Livres beliefe, während es in ihrem Sprengel Pfründen von zehn bis zwölf tausend Livres Einkommen gäbe, die von Geistlichen bezogen würden, welche keine gottesdienstlichen Verrichtungen hätten, und, ohne einmal an Ort und Stelle zu bleiben, das Einkommen dieser Pfründen in die Ferne trügen, wo sie es in Schwelgereien durchbrächten. Eine

neue Abmarkung wäre also durchaus nothwendig. Die Nullität der Kapitel und der Collegialen wäre anerkannt. Jene wären nicht mehr, was sie bei ihrem Ursprunge gewesen waren; denn damals hätten die Kanonici gemeinschaftlich gelebt und den Bischof mit ihrem Rathe unterstützt. In diesem Geiste ihrer Institution wolle man die Kanonici zurückführen, indem man sie nöthigte, die Stellen bischöflicher Vicarien auszufüllen und die Räthe des Bischofs zu seyn. . . . Der Weg der Wahl sichere jeder Kirche den Pfarrer, der sich für sie paßte; und in den schönen Jahrhunderten der christlichen Kirche habe das Volk selbst seine Hirten gewählt." So lange die Ernennung der Bischöfe dem Könige, oder vielmehr seinen Ministern, anheim gestellt war, fügte Treilhard hinzu, hat man nur zu oft — nicht Den gewählt, der die meisten apostolischen Tugenden vereinigte, wohl aber Den, dessen Familie im größten Ansehn stand. Wie große Uebel aber sind aus diesen Wahlen entsprungen! Unfähig, ihre Pflichten zu erfüllen, faßten die meisten Bischöfe einen unüberwindlichen Abscheu gegen dieselben; und dieser Abscheu dehnte sich selbst auf die Oerter aus, wo sie ihr Amt hätten verrichten sollen, und war zugleich so allgemein, daß man die geringe Zahl von Prälaten, welche an Ort und Stelle blieben, als Muster aufstellte. Dieselben Mißbräuche herrschten bei der Wahl der Groß-Vicarien: alle dachten mehr darauf, wie sie Gnadenbeweise erbetteln, als wie sie dergleichen verdienen wollten. In dieser gänzlichen Verlassenheit von Denen, welche sie hätten leiten sollen, waren die Diöcesen einigen dunklen Schreibern hingegeben. . . Man höre also auf, darüber

zu schreien, daß die Religion verloren sei, bloß weil Mißbräuche angegriffen werden, welche selbst Denen, von welchen sie ausgingen, monströs erscheinen würden, wenn sie ehrlich darüber nachdenken wollten!"

Jede Parthei hatte weniger das allgemeine Beste, als ihre Vortheile, im Auge. In dem Augenblick also, da über den ersten Artikel, welcher eine neue Abmarkung der Diöcesen, der Departemental-Eintheilung gemäß, in sich schloß, abgestimmt werden sollte, schrie der Bischof von Clermont: „er sei es sich selbst und seinem Amte schuldig, die von dem Erzbischof von Aix gemachte Forderung in Hinsicht eines National-Concils zu wiederholen, und dabei zu erklären, daß er keinen Antheil an der Berathung nehmen, auch sich keinem von den Decreten, welche die Versammlung zu geben gedenke, unterwerfen könne." Alle Geistlichen, welche zur rechten Seite des Präsidenten saßen, standen sogleich auf, und pflichteten der Erklärung des Bischofs von Clermont bei. Doch dieser Widerstand gegen ein so unwichtigen Artikel, wie der von der neuen Abmarkung der Diöcesen war, munterte die Revolutionäre nur auf, ihre Entwürfe zu verfolgen; und sie benahmen sich dabei mit eben so viel Klugheit, als ihre Gegner Unverstand und Hochmuth bewiesen hatten. Sie erwarteten eine günstige Gelegenheit, und begnügten sich, in Stillem die Schritte der Bischöfe auszuspähen und ihre Ränke zu vereiteln. Die Revolutions-Männer begriffen die Nothwendigkeit, in der Meinung des Volkes die Sache der Geistlichkeit von der Sache der Religion zu trennen.

Mit großer Gelassenheit vernahmen sie die Prote-

station des Bischofs von Clermont, und Camus antwortete: „wenn die Bischöfe auf den Ursprung ihrer Sendung zurückgehen wollten, so würden sie finden, daß ihr Stifter ihnen gesagt hätte: „Gehet hin und lehret alle Heiden;" daß er folglich weit davon entfernt geblieben wäre, eine Eintheilung des Territoriums einführen zu wollen. St. Paulus hätte seinen Schülern gerathen, sich in den großen Städten niederzulassen. Bei Errichtung von Bischofssitzen wäre man immer Local-Abtheilungen gefolgt; eigentlich habe man sich nie von dieser Regel getrennt. Erst im achten Jahrhundert hätte Generales, Bischof von Metz, dem Pabste das Recht eingeräumt, Hauptkirchen zu schaffen und Bisthümer zu stiften."

Es war nicht wohl möglich, bei der Wärme, womit beide Partheien stritten, die, für eine gemäßigte Erörterung erforderliche Ruhe zu behalten; der Geist des Hasses und der Rachsucht erstickte jedes Gefühl von Gerechtigkeit, jeden Gedanken, den die Vernunft gebar. Bei jedem neuen Artikel des Decrets erhob sich neuer Tumult, neuer Streit. Die Bischöfe setzten Vernunftgründen nicht Vernunftgründe entgegen: sie legten es nur darauf an, Unordnung hervorzubringen, die Beendigung der Erörterung durch eine starke Trennung zu verhindern; und wenn dieses ihnen nicht gelänge, so wollten sie ihr wenigstens den Anstrich der Gewaltthätigkeit geben, welcher die Freiheit der Meinungen auszuschließen schiene.

Espremenil und die Bischöfe sprachen laut von Schisma. Der Bischof von Clermont betrat aufs Neue

den Rednerstuhl, und eiferte gegen die förmliche Ketzerei Derer, die sich herausnähmen, Bischöfen Rath ertheilen zu wollen. Vorzüglich erhob er sich gegen die Behauptung des Abtes Gouttes, welcher gesagt hatte, der Bischof von Rom habe in den ersten Jahrhunderten der Kirche vor den übrigen Bischöfen keinen anderen Vorzug gehabt, als den, welchen Rom als Hauptstadt des Reichs gegeben hätte. Espremenil versicherte: der Ausdruck „römischer Bischof" schmecke nach Ketzerei; dabei protestirte er, im Namen aller Katholiken, gegen das Decret, das gegeben werden sollte, und das, seiner Meinung zufolge, auf den abscheulichsten Presbyterianismus abzweckte. Der Bischof von Clermont fügte hinzu, daß Ernennung auf dem Wege der Wahl dem tridentinischen Concilium entgegenlaufe, und erklärte zum dritten Male, daß er keinen Theil nehme an den Berathschlagungen der Versammlung über einen Punkt, welcher die wichtigsten Angelegenheiten der Religion so nahe berühre. Alle Geistlichen, welche den Bischöfen zugethan waren, verließen den Saal. Eben so mehrere Adelige. Die Revolutions-Männer, welche durch diesen Rückzug die Stärkeren wurden, verlangten Abstimmung, und das Decret ging durch, ohne Schwierigkeit.

Ermüdet von den unablässigen Anfeindungen der Bischöfe und des hohen Klerus, rächten sich die Revolutions-Männer dadurch, daß sie die Gehalte der Titularen von Pfründen weit tiefer setzten, als die Gerechtigkeit es für Alle forderte und die Menschlichkeit es für Mehrere zu heischen schien. Die Bischöfe, deren Einkommen nicht über 12000 Livres hinausging, behielten, was sie bis-

her genossen hatten. Uebersteig das Einkommen diese Summe, so ließ man ihnen die Hälfte des Ueberschusses, nur daß ihr Gehalt sich nicht über 30,000 Livres erheben durfte. Unter ihnen aber gab es mehrere, welche 100,000 und einige, welche von 200,000 bis 800,000 Livres gehabt hatten. Die Aebte, Prioren, Dignitäre, Canonici, Pfründner, Halb-Pfründner, Kapelane und übrigen Nutznießer, deren Einkommen nicht tausend Livres überstieg, erfuhren keine Reduction. Die hingegen, deren Einkommen über diese Summe hinausging, erhielten, wie die Bischöfe, die Hälfte des Ueberschusses, ohne daß die Totalität ihrer Gehalte, wie groß der Ueberschuß auch seyn mochte, sich über 6000 Livres erheben durfte.

Mit dieser offenbaren Verletzung des Eigenthumsrechts verbanden die Revolutions-Männer Spott und Hohn. „Unsere Reductionen", sagten sie, gründen sich auf Betrachtungen über die Demuth und Entsagung der Urkirche; auf die hochmüthige Opulenz der ersten Kirchenbeamten; auf das unverjährbare Recht des Volkes, über den Mißbrauch der geistlichen Güter zu verfügen, und dem, dessen Verdienst aufgehört hat, das Gehalt zu entziehen; auf den Vortheil, welcher für das allgemeine Beste aus der Verminderung der Gehalte reicher Geistlichen, und aus der Vermehrung derselben für arme entsteht." Robespierre verglich die Diener des Cultus mit den Ministern des Königs, und versicherte, daß sie nichts weiter wären, als öffentliche Beamte, den Reductionen, welche das gesetzgebende Corps zu machen für gut befände, eben so unterworfen, wie die Minister des Königs. „Man wendet ein, daß die Bischöfe Schulden

haben. Nun gut, sie mögen sich einschränken, um ihre Schulden zu bezahlen: wer 30,000 Livres einzunehmen hat, um dessen Schicksal braucht die Versammlung sich nicht zu bekümmern. Das kanonische Recht verbietet die Mehrheit der Pfründen. Und was hat es denn auf sich mit den Ansprüchen der Bischöfe? Wozu Opfer, die ihnen zu Gute kommen? Wo ist ihr Patriotismus? Wo findet man von ihnen Hirtenbriefe, welche der erhabensten aller Revolutionen hold wären? Man bezahlt sie eben so gut, wie einen General von der Armee.

Als die Gehalte der Diener des Cultus in Ordnung gebracht waren, dachte man darauf, den Verkauf der geistlichen Güter zu bewerkstelligen. Der Bischof von Autun las einen langen Decrets-Entwurf zu diesem Endzweck ab. Unfähig, sich beim Anblick der Veräußerung, d. h. Verschleuderung des Kirchenguts noch länger zu halten, schwang der Abt Maury sich auf den Rednerstuhl. „Was ihr da vorschlagt, sagte er, ist ein Meisterstück des Wuchergeistes. Die Wucherer von Paris beherrschen Frankreich und die Finanzen. Stehen die Effecten al pari, so sind sie verloren. Das Steigen und das Fallen derselben ist der Gegenstand ihrer Speculationen. Der Entwurf des Bischofs von Autun verdient die Huldigung der Straße Vivienne. Dies will ich euch offenbaren, ohne sein Vertrauter zu seyn.“ Hier wurde der Abt Maury von den Revolutions-Männern sehr lebhaft unterbrochen und zu einer Mäßigung angehalten, deren er in diesem Augenblicke unfähig war. Der Herzog von la Rochefoucault verlangte das Wort, „um, wie er sagte, auf die Verunglimpfungen des Abtes Maury

zu

zu antworten. Er begab sich nach dem Rednerstuhl. Doch der Abt Maury, unbeweglich auf seinem Posten, faßte den Herzog bei den Schultern, drehete ihn ein paar Mal im Kreise herum, und nöthigte ihn auf diese Art, den Rednerstuhl fahren zu lassen. Von der rechten Seite lautes Gelächter, von der linken Seite Wuthgeschrei. Unangefochten von dem Gebrüll um ihn her, fährt der Abt Maury also fort: „Folgendes, meine Herren, ist der Calcul der Wucherer: wenn die Güter der Geistlichkeit feilgeboten sind, so werden die Assignate, die nur drei vom Hundert verlieren, entweder auf den Werth der übrigen Effecten herabsinken, oder diese erreichen den Preis der Assignate. Welche Atzung für alle Diejenigen, welche diese Effecten in ihren Brieftaschen haben! Ist es aber, ehe man die geistlichen Güter feil bietet, nicht unumgänglich nothwendig, die öffentliche Schuld nach ihrem ganzen Umfange zu kennen? Ein Bericht darüber wird ihnen beweisen, daß sie sich auf sieben Milliarden beläuft. Dies weiß ich von einem Mitgliede des Liquidations-Ausschusses."

Diese hinterlistige Ankündigung, nur ersonnen, um die Staatsgläubiger zu beunruhigen, erregte das heftigste Geschrei. Während die Bischöfe und die Adeligen boshaft lächelten, stürzten zwanzig revolutionäre Abgeordnete nach dem Rednerstuhl, und verlangten die verleumderische Behauptung des Abtes Maury zu widerlegen. „Sie ist eine Brandstiftung!" rief der Abgeordnete Lucas. „Der Rednerstuhl, fügte der Advocat Bouche hinzu, darf nicht durch so gefährliche Lügen befleckt werden." Der Pfarrer Goutte*s*, Vorstand des Liquidations-Ausschusses, bringt

durch alle in dem Saal zerstreute Abgeordnete, und versichert, daß der Ausschuß kein solches Geständniß gemacht haben könne, weil seine Arbeit über die öffentliche Schuld noch nicht vollendet sei. Dabei fordert er den Abt Maury auf, den Deputirten zu nennen, der ihm ein solches Geheimniß verrathen habe. „Ein Mitglied des Ausschusses," erwiedert der Abt Maury. — Sie haben gesagt, daß sie im Namen des Ausschusses selbst redeten, entgegnet Dupont de Nemour. — „Herr Dupont lügt," antwortet der Abt Maury. Ich habe bloß gefordert, daß die öffentliche Schuld nach ihrem ganzen Umfange bekannt werde; denn, wenn auf zwei Milliarden National-Güter drei Milliarden Schulden kämen, so würden die Gläubiger des dritten Milliards schlecht zu stehen kommen. Mein auf Voraussetzungen gegründetes Räsonnement ist folgendes. Der Herr Baron von Batz, Berichterstatter des Ausschusses, hat mir gesagt, er muthmaße, daß die Schuld sich wohl auf sieben Milliarden stellen könne" . . . . Hier erstickte ein anhaltendes Spottgelächter die Stimme des Abts Maury. Nicht auf Spott kommt es hier an, erwiederte der Abt; man sollte lieber seufzen. Die Dunkelheit und Unermeßlichkeit der Schuld stellt sich mir als ein Grund dar, jenes Project zu bekämpfen, welches einen Theil der Staatsgläubiger ohne Sicherheit lassen und den Wucher begünstigen würde, indem es die ersteren eines Unterpfandes beraubte, welches allen angehört. Außer dieser Hypothek sind die Kosten des Cultus auf die National-Güter gegründet."

Aus den Abschweifungen des Abtes Maury war leicht zu entnehmen, daß er ins Gelag hinein geredet

hatte; daß er also nur darauf ausging, Paris und die Provinzen über die Lage der Finanzen zu beunruhigen, und das Vertrauen zu ersticken, das die Revolutions-Männer für die Assignate zu gewinnen suchten. Doch das Volk setzte ein so blindes Vertrauen in die Häupter der Revolution, daß der Abt Maury, auch wenn er verständiger geredet, ja wenn er überführende Beweise für seine Behauptung beigebracht hätte, dennoch bei dem Volke keinen Glauben gefunden haben würde. Auch besänftigte der Abgeordnete Anson, ein großer Rechenmeister in der Finanz, diesen kleinen Sturm ohne Mühe. Er betheuerte nämlich, daß die constituirte Schuld sich nicht auf einen Milliard beliefe, und daß die nicht constituirte zwei Milliarden betrüge; daß in diesem Augenblick nur von der letzteren die Rede sei. Nach dieser Betheurung wollte die Versammlung nichts weiter hören. Sie erklärte, daß alle National-Domänen, diejenigen ausgenommen, deren Genuß dem Könige vorbehalten wäre, nach den von ihr festgestellten Formen veräußert werden sollten (29sten Juni).

Die Bischöfe und der Adel, von der Richtigkeit des Ansonschen Calculs gar schlecht überzeugt, fuhren in ihren Cirkeln fort, von der National-Schuld zu behaupten, daß sie sich auf sieben Milliarden belaufe; daß der öffentliche Credit zu Grunde gerichtet sei; daß die Assignaten fallen würden, weil Niemand sich damit befassen wolle; daß der Bankerot gewiß sei. Allein das Volk verachtete diese vergeblichen Bemühungen der Feinde aller Reformen, sah in dem Verkaufe der geistlichen Güter gerade das Mittel, den Bankerot unmöglich zu machen,

und verabscheute den Adel und die Bischöfe nur um so aufrichtiger, weil beide sich weigerten, ihm dieses, seiner Sicherheit nothwendige, Unterpfand zu geben.

Der Adel hatte an diesem Streite allzu thätigen Antheil genommen, als daß die Revolutions-Männer es nicht hätten darauf anlegen sollen, ihn in den allgemeinen Umsturz zu ziehen; auch war der Adel, theils durch seinen Ursprung, theils durch sein politisches Daseyn, allzu fest an die alte Constitution des Reiches gebunden, als daß die Revolutions-Männer nicht hätten fühlen sollen, es sei unmöglich, diese zu stürzen, ohne jenen zu vernichten. Ein Zwischenfall beschleunigte die Vollziehung. Die beiden Lameth hatten von der Meinungsverschiedenheit, welche bei Erörterung der Frage über das Recht des Krieges zwischen ihnen, La Fayette und Mirabeau zum Vorschein trat, nicht den Vortheil gezogen, den sie sich davon versprochen hatten. Zugleich näherte sich die Zeit, wo die Mitglieder des Departements und der übrigen Verwaltungen gewählt werden mußten. Karl Lameth wünschte den Posten eines General-Commandanten der Pariser Garde zu erhalten, und Alexander Lameth wollte den Jacobiner-Club und durch denselben die constituirende Versammlung beherrschen. Beide bedurften also einer großen Popularität, und, diese zu erhalten, glaubten sie das sicherste Mittel gefunden zu haben, wenn sie die Aufhebung des Erbadels in der Versammlung bewirkten. An diesen Beweggrund schloß sich Rachsucht an. Die beiden Lameth wurden von dem Adel gehaßt, und dieser Haß dehnte sich, in beinahe gleichem Grade auf alle die Adeligen aus, welche den 26. Juni 1789

zu den Gemeinen übergegangen waren, vorzüglich auf die-
jenigen, welche seit der Vereinigung der Stände mit den
Abgeordneten der Gemeinen in dem Theile des Saales
saßen, welcher die linke Seite der Versammlung genannt
wurde. Obgleich Deputirte derselben Ordnung, welche
nur ein und dasselbe Interesse hätten haben sollen, un-
terschieden sich die Einen und die Andern sich doch so sehr
in ihren Gesinnungen, daß ihnen nur derselbe Haß, die-
selbe Neigung, sich zu schaden, gemein war.

Die Adeligen von der Majorität des Adels, stolz
darauf, daß sie, wie sie es ausdrückten, sich immer auf
der Bahn der Ehre befunden hatten, wiesen alle Annä-
herungen der Adeligen von der Minorität zurück. Als
diese ein wenig zu spät erkannten, daß sie die Opfer ein-
zelner Ehrgeizigen wären, thaten sie einige Schritte, sich
dem Adelskörper wieder zu nähern. „Es bleibt uns
nichts anderes übrig — so sagte der Marquis von Gouy
d'Arcy eines Tages in Gegenwart des Abts Maury zu
einigen Adeligen — als uns in eure Arme zu werfen."
Sagen Sie lieber: zu unseren Füßen, antwortete der
Abt Maury. Diese Stimmung der Majorität des Adels,
welche von dem Adelskörper Frankreichs unterstützt wurde,
nöthigte die Lameth, in dem Volke einen Halt zu suchen;
und als sie sahen, daß ihr Heil an dem Verderben des
Adels hing, waren sie nur noch ungewiß über die anzu-
wendenden Mittel. Um die Ehre dieses großen Ereig-
nisses für sich zu behalten, verbargen sie sich vor La Fa-
yette, und schlossen sich bloß einigen Adeligen und eini-
gen Abgeordneten der Gemeinen auf, deren Beistand
ihnen nicht fehlen konnte.

Den 19. Junius — es war der Tag, an welchem man dies große Unternehmen zu vollenden beschlossen hatte — veranstaltete man ein unerwartetes Schauspiel, das recht geeignet war, die Augen der großen Menge zu blenden. Man versammelt sechzig Fremdlinge, die zu Paris von Gaunerei und Ränken lebten, Leute ohne Vaterland. Diesen giebt man die pomphafte Benennung: „Gesandten aller Völker des Erdballs;" zugleich putzt man sie mit erborgten Kleidern aus, und für zwölf Franken, die man ihnen verspricht, sind sie erbötig, die ihnen aufgelegte Rolle zu spielen. Ein gewisser Clootz aus Westphalen, eine Art von Narr, ein untergeordneter Ränkeschmied, einer von denen, welche immer bereit sind, Unruhen anzustiften, weil sie nur in der Unordnung ein Daseyn haben, stellt sich an die Spitze, und verlangt, der constituirenden Versammlung im Namen des menschlichen Geschlechts eine Bittschrift zu überreichen. Menou, von den Lameth zur Ausfüllung des Präsidenten-Stuhles für diesen Tag bestimmt, befiehlt dem Hüssier, die Bittsteller einzuführen. Clootz tritt ein, und ihm folgt ein Zug von Leuten, die man für Preußen, Holländer, Engländer, Spanier, Deutsche, Türken, Araber, Indier, Tataren, Perser, Chinesen, Mogulen, Tripolitaner, Schweizer, Italiäner, Amerikaner, Graubündner ausgiebt. Alle erschienen in der Tracht ihres Landes. Das ganze Oper-Magazin war zu diesem Endzweck geleert worden.

Beim Anblick dieser grotesken Maskerade reißt jeder die Augen auf, und erwartet schweigend eine Erklärung, während die Eingeweiheten den Saal mit lärmendem

Beifall erfüllen. Die Zuschauer in den Logen, außer sich vor Freude, die ganze Welt in der Nationalversammlung zu erblicken, klopfen in die Hände, und hüpfen mit den Füßen. Der Präsident Menou, auf einem großen Lehnstuhl sitzend, sucht seiner sehr gemeinen Gestalt den Anstrich von Würde zu geben, die Huissiers gebieten Schweigen, und Clootz hält mit großer Emphase folgende Rede:

„Die Vereinigung aller Fahnen des französischen Reichs, welche sich am 14ten Juli auf dem Märzfelde entfalten werden, ich will sagen, an demselben Orte, wo einst Julian alle Vorurtheile unter die Füße trat, und wo Karl der Große sich mit allen Tugenden umgab — diese bürgerliche Ceremonie wird nicht bloß das Fest der Franzosen, sondern auch das des menschlichen Geschlechtes seyn. Die Drommete, welche die Wiederauferstehung eines großen Volkes verkündigt, ist an den vier Enden der Welt erschollen, und der Jubelgesang eines Chors von 25 Millionen Menschen hat Völker geweckt, welche in einer langen Sklaverei begraben waren. Die Weisheit ihrer Beschlüsse, meine Herren, die Einigung der Kinder Frankreichs — dieses entzückende Gemälde giebt den Despoten schwere Sorgen, den Völkern gerechte Hoffnungen."

„Auch uns ist ein großer Gedanke gekommen. Dürfen wir es wagen, vorher zu bestimmen, daß er die Vollendung des großen National-Tages seyn werde? Eine Zahl von Fremdlingen aus allen Gegenden der Erde bittet um die Erlaubniß, sich in die Mitte des Märzfeldes stellen zu dürfen, und die Freiheitsmütze, welche sie mit Entzücken erheben werden, wird das Unterpfand

der nahen Befreiung ihrer unglücklichen Mitbürger seyn. Die römischen Triumphatoren fanden Vergnügen daran, überwundene Völker, an ihren Wagen gebunden, nachzuschleppen; Sie aber, meine Herren, werden, vermöge eines ehrenvollen Gegensatzes, in Ihrem Gefolge freie Menschen erblicken, deren Vaterland gegenwärtig noch in Fesseln liegt, aber durch Ihren unerschütterlichen Muth und Ihre philosophischen Gesetze einst frei werden wird. Unsere Wünsche und unsere Huldigungen werden die Bande seyn, die uns an Ihre Triumphwagen fesseln werden."

„Nie war eine Gesandtschaft heiliger. Unsere Beglaubigungsschreiben sind freilich nicht auf Pergament verfaßt; allein unsere Sendung ist mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen aller Menschen geschrieben, und — Dank sei den Urhebern der Erklärung der Menschenrechte! — diese Buchstaben werden den Tyrannen nicht länger unverständlich bleiben. Authentisch haben Sie anerkannt, meine Herren, daß die Suveränetät im Volke wohnt. Nun ist das Volk allenthalben unter dem Joche von Dictatoren, die sich Suveräne nennen. Ihren Grundsätzen zum Troz hat man die Dictatur usurpirt; allein die Suveränetät ist unverletzlich, und die Abgesandten der Tyrannen können Ihr erhabenes Fest nicht ehren, wie die Meisten von uns, deren Sendung stillschweigend von unterdrückten suveränen Mitbürgern anerkannt wird."

„Welche Lehre für die Despoten! Welcher Trost für die unterdrückten Völker, wenn wir ihnen anzeigen werden, daß die erste Nation Europa's, indem sie ihre Banner vereinigte, uns das Zeichen vom Glücke Frank-

reichs und der beiden Welten gegeben hat! Mit ehrfurchtsvollem Schweigen erwarten wir, meine Herren, das Ergebniß Ihrer Berathschlagungen über eine Bitte, die uns die Begeisterung für die allgemeine Freiheit eingegeben hat."

Ich werde mich wohl in Acht nehmen, das Freudengeschrei und den lärmenden Beifall zu malen, den die Rede des Westphälingers Cloots nach sich zog. Die Bewohner der Gallerie bildeten sich ein, in Paris die Hauptstadt des menschlichen Geschlechtes zu sehen, und wie alle Völker herbei eilten, die Besieger der Bastille zu bewundern, und mit dem Schweigen des Erstaunens die erhabnen Redner des Palais-Royal zu vernehmen. Endlich gelangte Menou dahin, dies geräuschvolle Aufbrausen zu besänftigen. Mit einer, des geckenartigen Auftritts würdigen, Gravität antwortete er dem Redner des menschlichen Geschlechtes: „Meine Herren, die National-Versammlung wird Ihre Forderung in Ueberlegung nehmen, jedoch mit der Bedingung, daß Sie nach diesem erhabenen Feste in Ihr Vaterland zurückkehren, daß sie daselbst ihren Mitbürgern erzählen, was Sie gesehen haben, und daß Sie Ihren Königen, Ihren Verwaltern sagen, es sei Zeit, daß die Völker frei würden, und sie hätten dabei nur Eins zu thun, nämlich dem großen Beispiele zu folgen, das Ludwig der Sechzehnte ihnen gegeben, dieser Wiederhersteller der Freiheit." Als nun diese civische Sendung beendigt war, wurden die Abgesandten des Universums, und Cloots, der Redner des menschlichen Geschlechtes, zur Ehre der Sitzung zugelassen.

Jetzt war es Alexander Lameth, welcher die Erschütterung, welche diese Volksposse in den Köpfen der Pariser zu Wege gebracht hatte, für seine Zwecke benutzte. „Der Tag," sagte er, „wo die Abgeordneten aller Provinzen sich versammeln werden, um eine Verfassung zu beschwören, welche den Franzosen Freiheit und Gleichheit verspricht — dieser Tag darf einige unserer Brüder nicht mit Gedanken von Demüthigung und Knechtschaft erfüllen. Die Figuren, welche jene vier Provinzen vorstellen, deren Abgeordnete immer zu den festesten Stützen der Nationalrechte gezählt worden sind, sie sind, als Bilder tributärer Völker, zu den Füßen der Bildsäule Ludwigs des Vierzehnten in Ketten gelegt. Werden wir dulden, daß die Bürger, welche hier anlangen werden, die Verfassung für diese großmüthigen Provinzen zu beschwören, von diesem Schauspiele, welches freie Männer unmöglich ertragen können, getroffen werden? Nein, Denkmäler des Hochmuths dürfen unter der Herrschaft der Gleichheit nicht länger bestehen. Zerstören wir also Embleme, welche die Würde der Menschen herabsetzen!" —

— „Heute ist das Grab der Eitelkeit," rief der Abgeordnete Lambel aus: „ich verlange, daß man den Erbadel abschaffe, und daß es fortan Jedem verboten werde, die Eigenschaften von Graf, Marquis und Baron anzunehmen!" — Ich unterstütze Lambels Antrag, nahm Karl Lameth das Wort, die Titel, welche er abgeschafft wissen will, verletzen die Gleichheit, diese Grundlage unserer Verfassung. Der Erbadel ist vernunftwidrig und widerstrebt der echten Freiheit.

Man begreift das Erstaunen der wenigen Adeligen,

die sich gegenwärtig befanden. Auf keine Weise waren sie darauf gefaßt, daß ein, für eine ganze Klasse von Staatsbürgern so höchst wichtiger Gegenstand der Erörterung würde unterworfen werden, ohne vorher durch die Tagesordnung festgestellt zu seyn. Ein Artikel des Reglements sagte: „Kein constitutionelles Gesetz darf in einer Abendsitzung vorgeschlagen werden.“ Nun war nichts constitutioneller, als zu wissen, ob es in Frankreich einen Erbadel geben solle, oder nicht. Durch ihr Beifallklatschen bewiesen die Revolutions-Männer, daß Lambels Antrag verabredet war, und daß man die Berathschlagung erzwingen wollte.

Inzwischen wurde La Fayette durch seine Freunde von dem Hergang der Sache unterrichtet. Aufgebracht darüber, daß die beiden Lameth, seine persönlichen Feinde, in dem Urtheil des Pöbels allein das Verdienst der Abschaffung des Erbadels haben sollten, begiebt La Fayette sich in die Versammlung, besteigt den Rednerstuhl, und sagt: Lambels Antrag ist so nothwendig, daß er, meiner Meinung nach, der Unterstützung gar nicht bedarf; sollte er aber wirklich einer solchen bedürfen, so kündige ich an, daß ich mich von ganzem Herzen demselben anschließe. Der alte Goupil von Presteln will, daß der Titel „Monseigneur“ nur den Prinzen vom königlichen Geblüte gegeben werde; und La Fayette antwortet, daß es in einem freien Lande nur Bürger und öffentliche Beamte giebt. „Es bedarf,“ fügt er hinzu, „allerdings einer großen Energie für die erbliche Magistratur des Königs; aber wozu der Titel „Prinz“ für Menschen, welche in meinen Augen nur dann Activ-Bürger sind,

wenn sie die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen! Die Beweise von Billigung, welche La Fayette erhielt, trösteten ihn einiger Maaßen darüber, daß er sich hatte von den Lameth zuvorkommen lassen, und gewährten ihm die Hoffnung, daß ihre hinterlistige Politik nicht den vollen Erfolg haben würde, womit sie sich geschmeichelt hatten.

Die Adeligen in der Versammlung verlangten, daß die Erörterung des gemachten Vorschlages bis auf die nächste Sitzung verschoben würde. Ein Hohngelächter war die Antwort auf diese Forderung. „Welche Armseligkeit! hob der Graf von Fancigny-Lucinge an; Ihr zerstört die Unterschiede des Adels, und ihr erhaltet die von Bankiers, Wucherern und Leuten, welche ein Einkommen von hunderttausend Thalern beziehen!" — Nur keine Zeit verloren! erwiederte der Vicomte von Noailles; es gilt fortan keine andere Unterscheidung als die der Tugenden; fort mit den Livreen! — Bei diesen Worten faßte jeder Muth, und Eine Verbesserung folgte auf die andere. — „Alle Bürger," schrie der Präsident von St. Fargeau, „müssen fortan ihren wahren Namen führen, nicht mehr den ihrer Güter; ich heiße Ludwig Michael le Pelletier." — Löscht, hob Sillery an, auf den Kanonen die ultima ratio regum aus; die Könige führen keine Kriege mehr. — Mitten unter diesen Vorschlägen und den Bewegungen, die daraus entstanden, näherte sich der junge Matthias von Montmorency athemlos dem Rednerstuhl, und harrte voll Ungeduld auf den Augenblick, wo die Menge, welche ihn belagerte, sich verlaufen haben würde, damit auch Er seine Meinung abgeben möchte. Als er endlich nach vielen Bemühungen das

Wort erhielt, sprach er nur von der Wärme, womit er sich immer den großen und ewigen Grundsätzen anschließen werde, welche die National-Versammlung nicht aufhöre zu heiligen und fortzupflanzen; er bedauerte auf's Innigste, einige Minuten zu spät gekommen zu seyn; er befürchtete, ein abgeerntetes Feld zu betreten; er zweifelte nicht daran, daß der neue Vorschlag, den er zu machen gedächte, nicht der Gerechtigkeitsliebe der Versammlung entgangen wäre; doch selbst in dieser Voraussetzung hofft er, daß an diesem Tage der allgemeinen Zerstörung gegengesellschaftlicher Unterscheidungen man nicht gerade das verschonen werde, was am meisten an das Feudal-System und den Rittergeist erinnert; mit Einem Worte: er hofft, daß man die Wapen abschaffen werde, so daß die Franzosen in Zukunft kein anderes Zeichen führen, als das der Freiheit. Für dieses großmüthige Opfer erhielt der junge Matthias von Montmorency einige leichte Beifallsbeweise durch Händeklatschen*).

Endlich erschien der Abt Maury; und die Erörterung gewann einen ernsteren Charakter. „Meine Herren," sagte er, „bei der großen Anzahl von Fragen, welche ihrer Berathung anheim gestellt sind, weiß ich nicht, auf welchen Gegenstand ich meine Blicke zuerst richten soll. Einige schlagen vor, daß die Sinnbilder der Sklaverei von der Statue Ludwigs des Vierzehnten weggenommen werden sollen; andere verlangen die Vernichtung gesellschaftlicher Würden, und die Rückkehr absoluter Gleich-

*) Dies ist unstreitig derselbe Montmorency, welcher gegenwärtig im Ministerium sitzt. Anmerk. des Herausgebers.

heit. Von diesen Gegenständen verdient jeder eine besondere Erörterung, und ich weigere mich nicht, darauf einzugehen. Der Adel in Frankreich ist constitutionell. Giebt es keine Adelige mehr, so ist es auch um die Monarchie geschehen. Diese Frage ist demnach allzu wichtig, um in einer einzigen Morgensitzung abgehandelt zu werden. Nicht immer faßt man die weisesten Entschlüsse in dem Zustande der Begeisterung. Könnte man denen, welche diese Neuerungen mit so vieler Hitze verfolgen, nicht dasselbe einwenden, was Jemand zu einem stolzen Philosophen sagte: Du trittst die Hoffart mit Füßen, doch nur durch eine größere Hoffart? Will man diese Frage verhandeln, so muß sie vertagt werden." — Ich dagegen, antwortet Barnave, verlange, daß man darüber entscheide, ohne loszulassen. — Es handelt sich, fügt La Fayette hinzu, nicht um einen neuen constitutionellen Artikel, wohl aber um ein Reglements-Decret. Wir wollen an Gegenständen dieser Art nicht die Morgensitzungen verschwenden, welche der Constitution bestimmt sind. In diesem Augenblick beschäftigen wir uns mit einer nothwendigen Folgerung aus derselben."

Tumult und Geschrei erfolgt auf beiden Seiten. Chapelier trägt einen Decrets-Entwurf vor. Die Adeligen dringen von Neuem auf Vertagung. Diese wird verworfen. Ueber Chapeliers Decret soll gestimmt werden. „Dies Decret, antwortet der Abt Maury, bedarf der Verbesserung. Man behauptet, der Adel Frankreichs sei aus der Feudalität hervorgegangen. Dies beweiset eine auffallende Unwissenheit. Der Adel war zwei Jahrhunderte früher da, als die Lehne." — Leset Mably,

unterbrechen die Revolutions-Männer. Der Abt Maury fährt fort: „Schon vor der Eroberung Galliens gab es bei den Galliern einen Erbadel. Leset Cäsars Commentare, und ihr werdet darin die Namen der ersten Gallier, welche durch ihren Adel in der Nation berühmt waren, antreffen.“ Da es an Gründen fehlt, so verlangt man Abstimmung; man unterbricht den Abt Maury; man behauptet, die Erörterung sei beendigt. Der Graf von Lansberg Wasseimburg, Abgeordneter des Elsasser Adels, erhält einen Augenblick Stillschweigen. „Meine Herren,“ sagt er, „im Jahre 1789 hat der Elsasser Adel den Vorzug und die Ehre erhalten, sich mit dem französischen Adel zu vereinigen. Meine Committenten haben zu mir gesagt: begieb dich in die hohe Versammlung; allein bestätige durch deine Gegenwart nichts, was unserer Ehre und unseren Rechten schaden könnte. Ich kenne sie, diese Committenten; als treue und ergebene Unterthanen werden sie ihr Blut für den König verspritzen; sie würden mich verleugnen und ich würde mich nicht vor ihnen zeigen dürfen, wenn ich durch meine Gegenwart eine Berathschlagung genehmigte, welche für ihre Ehre so nachtheilig ist. Mit verwundetem Herzen ziehe ich mich also zurück. Ich werde zu meinen Committenten sagen: unterwerfet euch den Gesetzen der National-Versammlung. Sie werden sich auch unterwerfen, doch mit dem Gefühl, daß sie Edelleute sind, und daß nichts sie verhindern wird, als solche zu leben und zu sterben.“

Diese eben so edle als rührende Rede, weit entfernt, die Revolutions-Männer zur Gerechtigkeit zurückzuführen, spornte sie nur vorwärts. Vergeblich bemüheten sich

die Mitglieder des Adels, das Wort zu gewinnen; die Revolutions-Männer und die Bewohner der Galerieen überschrieen sie durch ein abscheuliches Gebrüll. Hätte man die Geister zur Besinnung kommen lassen, so würden die Einsichtsvolleren vielleicht gefühlt haben, wie unpolitisch es sei, wegen eines kindischen Bürgerhochmuths eine ansehnliche Zahl mächtiger und kriegerischer Männer, welche einen bedeutenden Theil von Frankreichs Reichthümern besaßen, von der Constitution abwendig zu machen, indem man ihre Ehre dem National-Vortheil entgegenstellte. Doch die Lameth, nicht zweifelnd, daß das Decret ihnen sehr viel Popularität zu Wege bringen würde, drangen mit aller Gewalt darauf, daß es auf der Stelle durchginge. La Fayette und Mirabeau, fürchtend, diese Popularität, welche ihre Stärke ausmachte, und welche die Lameth ihnen zu entziehen suchten, durch Widersetzlichkeit einzubüßen, bekämpften nicht nur nicht das Decret, sondern überboten sogar die Lameth. Das Decret wurde also angenommen. Es hatten die meisten Adeligen alles, was die National-Versammlung zu ihrem Nachtheile verfügt hatte, geduldig ertragen. Von jetzt an machte eine stolze Chimäre sie zu unversöhnlichen Feinden derselben. Es bildete sich eine Ligue zwischen dem Adel, der Geistlichkeit und den Parlementen. Diese drei Körper, die vor der Revolution sich gegenseitig verabscheuten, vereinigten sich in demselben Geiste, und arbeiteten mit gleicher Thätigkeit daran, eine Ordnung der Dinge zu stürzen, in welcher man ihnen keinen Platz vergönnt hatte.

Die vornehmsten Revolutions-Männer bemerkten

sehr bald, daß sie einen plumpen Fehler begangen hatten; sie fühlten die traurigen Folgen, welche dies mit so vieler Uebereilung gegebene Decret nach sich zog. Die öffentliche Meinung würde nach wenigen Jahren ohne Anstrengung bewirkt haben, was man durch diese Gewaltthat verderbt hatte. Die Decrete vom 4ten August hatten den Erbadel wirklich vernichtet. Er war nichts weiter, als ein Vorurtheil, das von Tag zu Tage mehr verschwand. Wohl wünschten die Revolutions-Männer, daß der König seine Sanction versagen möchte; denn während der Pöbel ihnen ihren Eifer für die Gleichheit hätte zu Gute kommen lassen, wäre das Gehässige des Veto auf den König zurückgefallen. Die Sache wurde im Staatsrathe besprochen. Neckers Meinung war, daß der König seine Sanction versagen müsse; er sah darin nur Vortheil für die Verfassung. Doch die übrigen Minister, entzückt über die große Zahl der Feinde, welche die National-Versammlung sich zugezogen hatte, riethen Ludwig dem Sechzehnten, alles zu sanctioniren. Jetzt gaben die Revolutions-Männer zu verstehen, daß man Verbesserungen zulassen würde. „Keine Verbesserungen," antwortete ihnen Franz von Beauharnais; „denn man trifft keine Vergleiche mit der Ehre."

Nachschrift des Herausgebers.

Wer könnte dies im Jahre 1822 lesen, ohne voll Mitleiden auf die Unwissenheit und den Leichtsinn der französischen Gesetzgeber von 1790 zurückzublicken!

Ganz unstreitig war eine Reform des Staatswesens in Frankreich unabtreiblich nothwendig geworden: die Fortschritte, die man seit den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten in der Civilisation gemacht hatte, erheischten sie; und damit stand das Bedürfniß der Regierung in so fern in inniger Verbindung, als diese mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln nicht länger Regierung bleiben konnte. Die Frage war nun, wie weit man in der Reform gehen sollte.

Diese Frage aber konnte nur dann mit Erfolg beantwortet werden, wenn eine gründliche Kenntniß von dem Wesen der Gesellschaft und von ihren nothwendigen Verhältnissen und Beziehungen in den Köpfen derjenigen war, die das schwierige Geschäft übernommen hatten, jene Reform zu Stande zu bringen. Da es nun an dieser gründlichen Kenntniß fehlte: so dürfen wir uns schwerlich darüber wundern, daß Mißgriffe über Mißgriffe gemacht wurden, und daß die Reform in eine Umwälzung ausartete. Die besten Köpfe der National-Versammlung hatten höchstens den Grad von Bildung, der durch das Studium der Schriften Montesquieu's, Rousseau's und Mably's gewonnen werden konnte; dieser aber reichte bei weitem nicht aus, das Unglück abzuwenden, von welchem jedes große Reich bedroht ist, dessen Gesetzgebung und innere Verhältnisse in Zwietracht gerathen sind.

Am meisten möchte man sich darüber wundern, daß der französische Adel seine Vorrechte so schlecht vertheidigte. Denn was kann noch oberflächlicher seyn, als die Vertheidigung des Abts Maury, der nichts weiter vor-

zubringen wußte, als daß die Monarchie ohne den Erbadel verloren sei, daß dieser Erbadel mit der Feudalität nichts zu schaffen habe, und daß sein Daseyn über die Eroberung Galliens durch die Franken hinausreiche! Wer den Erbadel in der constituirenden Versammlung mit Erfolg vertheidigen wollte, der mußte vor allen Dingen eingestehen, daß die Form seines Daseyns nicht sein Wesen ausmache, und daß dieses nur um so besser bewahrt werde, je weniger es auf alle Glieder einer und derselben Familie forterbe. Nächstdem mußte er auf die Natur des unbeweglichen Reichthums eingehen und nachweisen, erstlich, wie aus dem Gegensatze, den er zu dem beweglichen Reichthum bildet, das wahre Leben der Gesellschaft hervorgeht, zweitens, wie dies Leben nur dadurch kraftvoll und groß wird, daß der unbewegliche Reichthum sich nicht in allzu kleine Parcellen theilt. Hätte der Abt Maury beides auf eine einleuchtende Weise gezeigt, so ist zu glauben, daß die National-Versammlung, trotz ihren Vorurtheilen und trotz aller Geneigtheit, die ihr eigen seyn mochte, dem beweglichen Reichthume das entschiedenste Uebergewicht über dem unbeweglichen zu verschaffen, am Rande des Verderbens inne gehalten und die Abschaffung des Erbadels für eine Thorheit erkannt haben würde, die sich nur in so fern durchsetzen läßt, als man entschlossen ist, die Gesellschaft selbst durch Vernichtung alles Eigenthumsrechtes zu Grunde zu richten. Nicht das Chimärische, was sich im Verlaufe der Zeit an den Begriff des Erbadels geknüpft hatte, mußte geltend gemacht werden, um ihn für Frank-

reich zu retten; wohl aber das Materielle und Wirkliche, was seinem Wesen zum Grunde liegt, und wodurch er wird, was er ist. Dazu war freilich niemand ungeschickter, als ein schöngeisterischer Abt, der sich des Erbadels nur annahm, um die Geistlichkeit wegen der Stellung zu rächen, welche die National-Versammlung ihr gegeben hatte.

Doch wie kam es, daß unter den adeligen Mitgliedern der Versammlung Niemand war, der sich seiner Standesgenossen mit Erfolg angenommen hätte? Die schönen Redensarten des Elsasser Grafen von Landsberg-Wasseimburg konnten wenig verschlagen. Sollte nun etwas Wirksameres zum Vorschein kommen, so würde dazu vor allen Dingen erforderlich gewesen seyn, daß die adeligen Mitglieder über ihr wahres und bleibendes Verhältniß zur Gesellschaft belehrt gewesen wären. Daran aber fehlte es am meisten. Gewiß gab es unter ihnen Männer von Verstand und Einsicht; allein ihre Kenntnisse waren nicht von der Beschaffenheit, daß sie sich dadurch in einer National-Versammlung hätten geltend machen können, die es auf sich genommen hatte, die Staatsgesetzgebung zu verbessern. In den Jesuiten-Schulen unterrichtet und durch Hofverhältnisse weiter ausgebildet, faßten sie nur das Chimärische in ihrem Wesen auf; und indem sie dieses für das einzige Reelle hielten, konnte es schwerlich fehlen, daß sie ihren Gegnern unterlagen, und mit allem Oppositions-Geiste, der ihnen eigen seyn mochte, bei jeder Gelegenheit den Kürzeren zogen. Besser in die Wirklichkeit eingeweiht, hätten sie nicht nöthig gehabt, mit Franz von Beauhar-

nais zu sagen: on ne transige pas avec l'honneur, und sich hinterdrein doch alles gefallen zu lassen.

Doch dies alles erinnert zuletzt nur an das alte Quem Deus vult perdere, illum occoecat!

Die Assisen in Cleve von 1822.

(Beschluß.)

Man glaubt gewöhnlich, daß die Geschwornen-Gerichte demokratischer Natur seien, und daß in ihnen ein demokratisches Element verborgen liege.

Dieses ist nicht. Sie sind aristokratischer Natur, indem sie die Rechtsfindung in die Hände der Meistbeerbten der Provinz bringen. Die Stärke der englischen Aristokratie, und das Ansehn, das sie genießt, rührt nicht allein von ihrem Besitz, sondern hauptsächlich daher, daß die ganze Verwaltung und Rechtsfindung, und sogar die Polizei, in den Händen der Meistbeerbten der Grafschaft liegt. Es giebt dort keine Beamtenwelt, mit der sie das Ansehen der Regierung zu theilen hätte. Ist in einem Staate eine Beamtenwelt vorhanden, die alle Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt, dann ist die Aristokratie der Meistbeerbten ohne Ansehen, weil es dann für Jeden, der irgend ein Geschäft oder einen Rechtshandel hat, wichtiger ist, die Meinung irgend eines Regierungsrathes zu wissen, als die der sämmtlichen Meistbeerbten in der Provinz. — Daß man mit der Gründung aristokratischer Institutionen nicht von der Stelle kommt, wenn man die Verwaltung und Rechtsfindung in den Grafschaften nicht so einrichtet, wie in England, dies fängt man jetzt an auch in Frankreich einzusehen, wie solches schon

oben bemerkt worden ist, und es leidet keinen Zweifel, daß das gegenwärtige Ministerium auf diese Weise des Jakobinismus und der Revolution in einigen Jahren völlig Herr werden wird. — Die Beamtenwelt verliert zwar dabei, aber es ist auch schwer abzusehen, wie man in den Provinzen eine Aristokratie der Meistbeerbten begründen, und ihr Ansehn geben könnte, wenn man die Beamtenwelt in ihrer jetzigen Ausdehnung neben ihr wollte bestehen lassen.

Wenn man die jetzige Lage der Gesellschaft unbefangen betrachtet, so wird es wahrscheinlich, daß über 10 Jahre viel mehr aristokratische Einrichtungen vorhanden seyn werden, als gegenwärtig. — Das Repräsentativ-System hat überall einen Zweig der Gesetzgebung in die Hände der großen und alten Familien des Landes gelegt, und diese, die seit einer langen Reihe von Jahren nichts mehr zu sagen hatten, haben nun, als collectives Ganze, eine Gesammtmeinung in gesetzlicher Form abzugeben. — Ein anderer Zweig der Gesetzgebung liegt in der Kammer der Gemeinen, welche aus den Meistbeerbten besteht, und von den Meistbeerbten gewählt wird. — Man darf also annehmen, daß beide Kammern im Interesse der Meistbeerbten wirken und arbeiten werden; und obgleich in ihnen immer viele Beamten vorhanden sind, so haben diese doch nicht die Oberhand in ihnen.

Es sind aber auch noch andere Ursachen vorhanden, welche zu veränderten Einrichtungen in der Gesellschaft führen werden. Hierzu gehört vorzüglich die große Veränderung, die sich im Werthe des Silbers ereignet hat, indem dieses durch die Begebenheiten der letzten Jahre

von 100 auf 160 gestiegen ist. Alle Lebensmittel, und besonders das Getreide, sind daher im Werthe von 160 auf 100 gesunken. Die Steuern müssen nun in einer Währung bezahlt werden, die in demselben Verhältnisse gestiegen ist; und um 50 Millionen Thaler an Steuern aufzubringen, kostet es der Nation dieselbe Anstrengung, die früher 80 Millionen würden gekostet haben, wo das Silber noch die Währung hatte, wie in den dreißig Jahren von 1789 bis 1819. Dies kann nicht ohne Folgen bleiben. Man wird überall auf große Ersparungen müssen bedacht seyn, weil es bei dem hohen Preise des Silbers schwer halten wird, sich so viel zu verschaffen, als die Staatskassen angewiesen sind in Steuern zu empfangen. Man wird also von selbst auf Einrichtungen in der Verwaltung und in der Rechtsfindung kommen, die wohlfeiler sind, als die bisherigen; man wird geneigt seyn, diese Leistungen durch die Meistbeerbten in natura zu stellen, statt sie durch Beamten machen zu lassen, die man bezahlen muß.

Die große Wohlfeilheit des Silbers, welche von 1789 bis 1819 statt gefunden, ist sehr einladend gewesen zu städtischem Leben und zu städtischen Genüssen. Dieses hat sich jetzt geändert, und sehr viele Familien, die Vermögen besitzen, werden durch die Verhältnisse der Zeit genöthigt seyn, den wohlfeilen Aufenthalt auf dem Lande dem theuren in den Städten den Vorzug zu geben. Sie werden also ihre Verhältnisse mit den Städten abbrechen und ganz auf's Land zurückkehren. Zu diesen kommen noch andere Familien, die dadurch Landbewohner werden, daß sie gedrungen sind, ihre Capitalien zu

retten, die sie auf Güter geliehen haben. Die Güter fallen nehmlich in demselben Preise, wie die Getreidepreise und wie die Pächte fallen, und man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß die Durchschnittspreise der Güter in 10 Jahren ebenfalls von 160 auf 100 werden gefallen seyn. In einem Lande, wo das Hypotheken-Wesen eine große Sicherheit giebt, tritt gewöhnlich eine große Verschuldung ein, und man kann die Privat-Verschuldung in den östlichen Provinzen wohl auf 230 Mill. Thaler annehmen. So wie aber die Güter im Preise fallen, werden die Gläubiger für ihre Kapitalien besorgt, und sie sind sehr geneigt, nur um diese zu sichern, entweder das ganze oder einen Theil des verpfändeten Grundeigenthums für ihre Kapital-Forderungen zu übernehmen. Hierdurch entsteht eine neue Art von Gutsbesitzern, die nun ebenfalls aus der Stadt aufs Land zieht, weil sie berechnet, wie viel sie an Miethe und an sonstigen Ausgaben erspart, wenn sie auf dem Lande wohnt. Sie rechnet sich diese Ersparungen als Zinsen von ihrem Kapital an.

Indem sich nun auf diese Weise die Anzahl der gebildeten und angesehenen Familien auf dem Lande vermehrt, wird das Land stärker; denn die politische Stärke wohnt immer in der Aristokratie der vermögenden und gebildeten Familien. Und so wie diese Familien sich vermehren, und die intensive Stärke der Landschaft zunimmt, so wollen diese auch frei und unabhängig leben, und sich nicht von jedem reisenden Beamten in ihre Verhältnisse reden lassen. Alles dieses wirkt dahin, Bestrebungen in den Provinzen hervorzurufen, deren

Tendenz auf aristokratische Einrichtungen geht, sowohl in der Rechtsfindung wie in der Verwaltung. — Das Grundeigenthum wird sich theilen, da es nach der neuern Gesetzgebung sich frei bewegen kann; die Bevölkerung wird dichter werden; es wird eine Menge kleiner Acker-besitzer entstehen: allein es wird immer eine bedeutende Anzahl von angesehenen und wohlhabenden Familien seyn, welche die eigentliche Aristokratie der Provinz bilden. — Der Boden theilt sich nie bis ins Unendliche. Die, welche dieses glauben, haben die Geschichte des deutschen Ackerbodens nicht gekannt. Am Rhein, wo der Boden immer frei gewesen und nie in Gutsnexus verstrickt war, hat er sich getheilt und wieder zusammengelegt, und jetzt findet sich, nach 1000 Jahren, in den Grundeigenthümern noch eine hinlängliche Anzahl wohlhabender und gebildeter Familien, um die Gemeine-Verwaltung, die Kreis-Verwaltung und die Provinzial-Verwaltung in ihre Hände legen zu können, so wie die gesammte Rechtsfindung *).

*) Im Regierungsbezirk Aachen, der auf 66 Quadr.-Meilen 320,000 Seelen hat, also auf jeder etwas über 4,800, findet folgende Vertheilung des Ackerbodens Statt:

53,435 Grundbesitzer, die unter 25 Köllnische Morgen haben. Dieser kleingetheilte Boden ist die Scheidemünze in der Landschaft.

3128 Grundbesitzer, die zwischen 25 und 50 Morgen besitzen, und ordentliche Höfe haben.

1502 Grundbesitzer, die zwischen 50 und 100 Morgen besitzen, und also große Höfe haben.

517 Gutsbesitzer, die zwischen 100 und 200 Morgen haben, und also sehr große Höfe besitzen.

Gerade die Ersparungen, zu denen die niedrigen Fruchtpreise und die hohen Silberpreise nöthigen, und bei denen weder den einzelnen Familien, noch dem Staate die Wahl bleibt, ob man sie machen will oder nicht — diese Ersparungen werden in der Lebensweise der Familien und in der Lebensweise des Staates zu solchen Veränderungen führen, welche uns den Verhältnissen der früheren wieder näheren werden, nämlich deren, welche vor 40 und 50 Jahren Statt gefunden. Man wird den Lohn des Gesindes wieder niedriger stellen, und man wird diesen zum größten Theile wieder in Naturalien entrichten. Man wird wieder Schuhe, Strümpfe, Leinewand und Tuch aus selbstgezogenen Stoffen für das ganze Hauswesen machen lassen, und hierin sich und das Gesinde kleiden, jegliches in seiner Art. Im Staatshaushalte wird man die Gehalte heruntersetzen, und sie nach den gegenwärtigen Silberpreisen berechnen; man wird die ersten Bedürfnisse des Lebens den Beamten zwar nicht mehr wie früher in Natura reichen, aber man wird sie ihnen nach den mittleren Marktpreisen berechnen und bezahlen. Man wird endlich eine große Menge Leistungen durch die Meistbeerbten in

---

138 Grundbesitzer, die zwischen 200 und 300 Morgen haben, und

80 Grundbesitzer, die über 300 Morgen besitzen.

Die Morgen sind Köllnische, deren 3 ungefähr 4 Magdeburger sind. Nach den hohen Preisen des Ackerbodens am Rheine gehören die beiden letzteren Abtheilungen schon zu den bedeutenden Gutsbesitzern, und diese und die vorigen 517 bilden die Aristokratie, aus denen die Landstände und die Geschwornen genommen werden.

Natura entrichten lassen, und hiedurch eine bedeutende Anzahl von Beamten ersparen. — Dieses System liegt schon der Kriegseinrichtung zu Grunde, worauf das ganze Landwehr-System basirt ist. Hier hat es sich als praktisch erwiesen, da hierdurch die Kriegseinrichtung wohlfeiler geworden, als sie es vor 100 Jahren unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war, wo jede Million der Bevölkerung für die Kriegseinrichtung mehr an Steuern aufbringen mußte, als jetzt. Dieses System wird in alle Staatseinrichtungen übergehen, und zwar wird die Noth, diese große Lehrmeisterin der Menschen, es einführen. Denn die, welche glauben, daß die gegenwärtige beklemmte Lage der Grundeigenthümer schnell vorübergehen werde, da die jetzige Wohlfeilheit nur in einigen reichen Erndten ihren Grund habe, diese irren sich. Die jetzige Wohlfeilheit hat ihren Grund in den hohen Silberpreisen, und diese rühren von den geringen Vorräthen her, die sich auf den europäischen Geldmärkten befinden. Die Ursachen, die diesen Mißwachs im Silber hervorgebracht haben, sind aber anhaltend, und deswegen werden diese hohen Silberpreise auch fortdauern. Das Einziehen des Papiergeldes in England, Oestreich und Rußland, und dann die Abnahme des Amerikanischen Bergbaues, haben diesen Mangel an Silber hervorgebracht, wie solches in einem früheren Aufsatze gezeigt worden. Wenn man von wohlfeilen Preisen redet, so redet man von Mittelpreisen, und nicht von einzelnen Jahren. In sieben Jahren sind zwei gute Weinjahre, zwei mittlere, zwei schlechte und ein ganz schlechtes. Nimmt man den Durchschnitt von ei-

ner siebenjährigen Crescenz, so wird man immer so ziemlich gleich-viel Wein bekommen. Eben so mit dem Getreide. Der mittlere Preis hängt nicht von fruchtbaren oder unfruchtbaren Jahren ab; denn diese folgen in gleichen Zeitabschnitten ungefähr in gleichen Entfernungen aufeinander; sondern in dem Verhältnisse, welches zwischen der vorräthigen Frucht und dem vorräthigen Silber auf dem Markte Statt findet. Dieses Verhältniß hat sich aber überall geändert, auch in England, obgleich dort alle Einfuhr verboten, und der englische Markt bloß auf die eigene Crescenz beschränkt ist. Auf dem englischen Markte ist das Silber ebenfalls selten geworden, und daher theuer, und die Gutsbesitzer haben den Grund davon ganz richtig in dem Einziehen des Papiergeldes und in der Herstellung der Baarbezahlungen der Bank gefunden, welche nun genöthigt war, ungeheure Ankäufe von Gold und Silber zu machen. Die Getreidepreise stehen daher auch dort so niedrig, daß die Pächter die Pachtungen nicht mehr aufbringen können, und daß die Gutsbesitzer 20, 30 und 40 p. Ct. von den Pachtungen nachlassen müssen *). Alles dieses wird nicht vorübergehend seyn, sondern von Dauer, weil die Ursachen fortdauern, die diese hohen Silberpreise und diese niedrigen Fruchtpreise hervorgebracht haben. — Viele hofften eine Veränderung in den Fruchtpreisen

*) Im Januar schrieb man aus London: seit langer Zeit war es hier nicht so wohlfeil als jetzt. Das
Rindfleisch schlechter Sorte kostet 2 gGr., das beste 3 gGr.
Hammelfleisch = = = 2 = 2 Pf. = = 3 = 2 Pf.
Kalbfleisch = = = 3 = 8 = = = 5 = 8 =
Schweinefleisch = = 2 = 4 = = = 4 = 4 =

von einem etwa ausbrechenden Kriege. Allein alle Regierungen sind aufs Eifrigste bedacht, den so schwer errungenen Frieden zu erhalten; und da unter allen Fürsten von Europa keiner ist, der den Krieg so liebt, wie Napoleon ihn liebte: so wird keiner ihn beginnen, wenn er nur irgend auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen zu vermeiden ist, wozu alle benachbarte Staaten immer die Hände bieten, da sie befürchten, daß ein Krieg, der klein begönne, leicht zu einer Flamme auflodern könnte, die, bei dem aufgeregten Zustand der Völker, endlich über ganz Europa gehen würde.

Wenn man von Institutionen spricht, die so tief in den gesellschaftlichen Zustand der Völker eingreifen, (wozu unstreitig die Institution der Geschwornen gehört, bei der das Richteramt, wie in alter Zeit, aus den Händen studierter Juristen in die Hände der Meistbeerbten der Gemeine gelegt wird): so kann man nicht umhin, den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft in seinen Hauptverhältnissen zu berühren. Man muß dieses, wenn man zeigen will, was der Institution günstig oder was ihr ungünstig ist; — das, was sie fördert, und das, was sie zurückhält.

* * *

Die, welche 1813 glaubten, daß die Geschwornen eine französische Erfindung wären, waren offenbar in Irrthum. Allein im Jahr 1813 wurden sie dafür gehalten und auf dem rechten Rheinufer abgeschafft. Man kann sich dieses nur aus den geringen Kenntnissen erklä-

ren, welche damals über die gesellschaftlichen Einrichtungen unter den gebildeten Ständen in Umlauf waren. Die französische Revolution hatte ganz wo anders geendet, als man erwartet: anstatt der Freiheit hatte sie eine Despotie gegründet, wie sie früher fast nie gewesen. Hierüber war man nun ganz verdrießlich geworden, und hatte in seinem Unmuthe auf alles Studium der politischen Einrichtungen Verzicht gethan. Es hat mir immer geschienen, daß dieses die wahre Ursache von der glänzenden politischen Unwissenheit war, welche damals neben sehr vielem politischen Enthusiasmus und neben sehr löblicher Gesinnung unter den gebildeten Ständen angetroffen wurde. Auch war man im Jahr 1814 bei dem General-Gouvernement in Aachen der Meinung, daß die Assisen, die damals gehalten wurden, wohl die letzten seyn könnten; man müsse sich daher die Sache noch einmal ansehen.

Daß die Geschwornengerichte deutschen Ursprunges sind, wissen alle diejenigen, welche Möser studiert haben. Allein am Rheine weiß man dieses auch noch aus neueren Zeiten; denn dort hatten sie sich in den Schöffengerichten erhalten, zu denen der Landesherr den Richter ernannte, in denen aber die Schöffen das Urtheil fanden, welches der Richter nur zu vollziehen hatte. In diesen Schöffengerichten wurde auf Leben und Tod erkannt, gerade wie bei unseren Geschwornen, und ohne Revision des Urtheils und ohne Instanzenzug.

Der Instanzenzug hat sich in historischer Weise auf folgende Art gebildet. Wenn die Schöffen nicht einig werden konnten, oder, nach dem damaligen Ausdruck,

wenn sie nicht wyß werden konnten, so sandten sie zwei aus ihrer Mitte zu einem benachbarten Schöffenstuhl, welche dort die Sache vortrugen, und um die Meinung der dortigen Schöffen baten. Im Erzstifte Cölln wurde gewöhnlich der Schöffenstuhl von Neuß beschickt; im Herzogthume Jülich, der Schöffenstuhl von Düren. — Später, als die Schreiberei überall mehr Ausdehnung in den Gerichten erhalten, fand man es lästig, daß die Schöffen selber hingehen sollten, um die Sache vorzutragen. Man sandte nun statt ihrer die Akten, und ließ sich ein Responsum geben, welches dann bald sehr gelehrt abgefaßt und mit vielen Citaten und sonstiger juristischer Erudition verbrämt wurde.

Daß am Rheine ein freier Mann nicht anders als von seines Gleichen gerichtet werden konnte, und nicht von einem bezahlten Richter, der aus der Rechtsfindung für sich eine Brodwinnung gemacht hatte, davon finden sich in den Urkunden noch überall die deutlichsten Spuren. Das sogenannte Privilegium nobilium Derer von Cleve, nach welchem einer, der zur Cleyer Dienstmannschaft gehörte, nur von seines Gleichen konnte gerichtet werden, war hieraus hervorgegangen.

Die, welche glauben, daß die Privilegien des Adels Usurpationen wären, sind sehr im Irrthum. Es sind die ursprünglichen Rechte des deutschen, freien und gesessenen Mannes, welche diese Familien aber länger erhalten haben, als die anderen, bis sie sie dann in neueren Zeiten ebenfalls verloren. Daß diese Familien sie länger erhalten haben, als die anderen, davon lag der Grund in der Ministerialität. Die, welche in die

edle Dienstmannschaft eines Grafen oder Herzogs oder Bischofs gegangen, waren verpflichtet, zu den Sprachen (Placitis) in der Hofburg zu erscheinen (in curia domini). Die anderen Eingesessenen, welche nicht unter die Dienstmannschaft gegangen, konnten kommen oder wegbleiben. Sie blieben nun vielfach weg, die Kosten bedenkend; und indem nun jene immer hinkamen, so hielten sie sich zusammen, sprachen mit einander, und bedachten ihren Vortheil. Sie erhielten sich ihre Freiheiten, und ließen sich solche vom Landesherrn verbriefen. Hieraus entstanden die Privilegia der edlen Dienstmannschaft, welche später unter dem Namen Privilegia nobilium bekannt wurden. — Im Zusammenkommen der Beerbten, welche zu der edlen Dienstmannschaft gehörten, lag das ganze Geheimniß. Sobald die Erben nicht mehr zusammen kamen, und Sprachen und Erbentage hielten, und sich über das Gemeinsame beredeten, mußten ihre Freiheiten verloren gehen. — Nur das Lebendige kann diese am Leben erhalten.

Die jetzige Einrichtung der Geschwornengerichte hat große Vorzüge vor den ehemaligen Schöffengerichten. Weil die Geschwornen aus einem größern Gerichtssprengel gewählt werden, so können sie immer aus den bedeutenden Familien genommen werden. Die Schöffengerichte hatten einen zu kleinen Sprengel, und konnten schon der Kleinheit wegen sich gegen die Unbedeutenheit nicht retten. Dann bleiben die Geschwornengerichte immer jung und frisch, weil jede Assise immer aufs neue zusammengesetzt wird, und aus neuen Personen besteht.

Die Schöffen hingegen wurden auf Lebenszeit gewählt und bestanden dann immer zum Theil aus alten und abgelebten Männern. Auch waren sie vielfach unvollzählig, weil, wenn einer gestorben war, es kein anderer werden wollte, woher denn die Stellen lange unbesetzt blieben. — Bei den Geschwornen hingegen ist man stets vollständig, da den Ausbleibenden eine Strafe von 500 Franken trifft. Schon zu Karls des Großen Zeiten hatte man geklagt, daß die Beerbten und die Schöffen sehr nachlässig im Besuchen der Gerichtssitzungen wären, und es scheint fast, als wenn ohne ein solches compelle intrare von 500 Franken die Zahl der Anwesenden beim Gerichte nicht vollzählig zu erhalten sei.

* * *

Unsere jetzigen Geschwornengerichte sind indeß noch verschiedener Verbesserungen fähig, die aber mehr von Außen kommen müssen, als aus dem Innern. Die Hauptverbesserung liegt, wie schon oben bemerkt worden, im Gesetzbuche selbst. Wenn dieses einmal mit dem natürlichen Billigkeitsgefühl in Uebereinstimmung gebracht ist, das in der Brust eines jeden unverdorbenen Menschen wohnt: so werden die Geschwornen sich nicht mehr, wie jetzt, in einem beständigen Conflict zwischen ihrer Ueberzeugung und ihrem Gefühle befinden. Auch in England wird man endlich dahin kommen, daß man im neunzehnten Jahrhundert ein Gesetzbuch für's neunzehnte Jahrhundert macht.

Dann wird die Verbesserung der Gefängnisse eben-

falls einen großen Einfluß auf die Urtheile der Geschwornen haben. Diese sind jetzt öfters geneigt, junge Leute loszusprechen, um sie nur nicht ins Gefängniß zu bringen, wo sie für die Gesellschaft völlig verdorben werden. Man hört öfter die Geschwornen sagen: „gethan hat er es; allein, wenn wir Schuldig sagen, kommt erauf fünf Jahre zu sitzen, und dann wird er ein ausgemachter Dieb.“ — Das Zusammensitzen der Gefangenen trägt freilich viel zu den Annehmlichkeiten der Gefängnisse bei; aber es verdirbt die Gefangenen auch ungemein. Was sie noch nicht wissen, das lernen sie von den andern, und sie verlassen das Gefängniß, das sie bessern sollte, als ausgemachte Bösewichter. Welch eine treffliche Bildungsanstalt die Gefängnisse sind, das sieht man bei den Assisen. Die, welche schon lange gesessen, benehmen sich mit einer solchen Gewandtheit, daß ihnen gar nicht beizukommen ist. Den Code penal kennen sie vollkommen. Im Clever Arresthause halten sie des Sonntags selbst Assise. Sie haben dann ihren Präsidenten, ihre Richter, ihre Geschwornen und ihre Advokaten, die gegen einander plaidiren, und diese ehrbare Gesellschaft kennt das öffentliche Verfahren besser, als die meisten Schriftsteller, welche in Deutschland darüber geschrieben haben.

Alle unsere Gefängnisse befinden sich in *alten Gebäuden*, in Klöstern und Schlössern, die zu dem Zwecke gar nicht eingerichtet sind, zu dem sie nun gebraucht werden. Dieses wird nicht eher anders, als bis man einmal neue Gefängnisse baut, so wie man neue Kasernen baut, nemlich Gebäude, welche zu dem Zwecke eingerichtet sind, zu dem man sie bestimmt. Diese Gefäng-

nisse müssen lauter kleine Zimmer oder Zellen haben, in denen jeder Gefangene allein sitzt. Die Einsamkeit ist die härteste Strafe, und man kann dann die Strafzeiten sehr abkürzen. Statt daß jetzt auf einen Diebstahl mit Einbruch fünf Jahre steht, werden dann fünf Monate hinreichen. Der Verbrecher verläßt dann das Gefängniß vielleicht gebessert, und auf jeden Fall doch nicht verschlimmert.

Einer dritten Verbesserung ist aber die Geschwornenanstalt noch fähig, welche in ihr selber liegt, und die leicht einzuführen ist. — Die Geschwornen werden durchs Loos gezogen, und wer zuerst gezogen wird, ist Präsident der Geschwornen. Dieser kann zwar nachher auf seine Stelle Verzicht thun, und es kann dann ein neuer gewählt werden; allein das geschieht nie. Von der einen Seite hindert gewöhnlich eine kleine Eitelkeit, auf die Stelle Verzicht zu thun, auch wenn das Unvermögen dazu gefühlt wird; und von der andern Seite hindert die Delikatesse die übrigen elf, davon zu reden, auch wenn sie sehen, daß der Präsident nicht sonderlich ausgefallen ist. Es giebt Fälle, die so einfach und klar sind, daß sie bloß vor die Assise geschickt werden, um ein rechtsgültiges Urtheil zu haben. In diesen ist es völlig einerlei, wer Präsident ist; denn die Entscheidung findet sich gewöhnlich ohne alle weitere Berathung. Allein es giebt andere Fälle, die sehr zusammengesetzt sind, über die sich die Geschwornen oft lange mit einander berathen. In solchen Fällen ist es wünschenswerth, daß der Angesehenste unter den Geschwornen zugleich der Präsident sei, weil dieser am leichtesten die Bera-

thung wird leiten und ordnen können, so daß ein Punkt nach dem andern gehörig in Erwägung gezogen wird, und kein Durcheinanderreden entsteht. — Der, welcher durch's Loos Präsident wird, ist nun nicht jedes Mal der Beste, — man kann 11 gegen 1 wetten, daß er es nicht ist, so wie man auch 11 gegen 1 wetten kann, daß er nicht der Schlechteste ist. — Oefter trifft nun das Loos einen alten Mann, der bei Licht nicht gut sehen kann, und der nun gleich von der Angst befallen wird, wie es ihm ergehen soll, wenn er den Ausspruch der Geschwornen nachher in öffentlicher Audienz vor dem Hofe ablesen soll, wie er dann stottern, und wie er sich verwirren und stecken bleiben wird. Seine ganze Aufmerksamkeit ist nun auf das Mechanische der Redaktion gerichtet, vorzüglich darauf, daß die Antworten leserlich geschrieben werden. Um den Gang der Verhandlungen kümmert er sich aber gar nicht. Ich habe Präsidenten gesehen, denen der Angstschweiß auf der Stirne stand, und denen viel übler zu Muthe war, als dem Beklagten.

Diesem Uebelstande würde abgeholfen werden, wenn das Gesetz bestimmte, daß die Geschwornen, so wie sie durch's Loos gezogen sind, gleich ins Berathungszimmer gingen, um sich ihren Präsidenten und ihren Sekretär zu wählen, welche dann den Vorsitz hätten. Daß dieses vor der Sitzung geschehe, ist auch deswegen zweckmäßig, weil der Präsident doch besonders verpflichtet ist, den Verhandlungen genau zu folgen, welches er auch am besten kann, da er den Richtern, den Zeugen und den Beklagten am nächsten sitzt, und daher die größte Leichtigkeit im Fragen hat.

* * *

In dem Berathungszimmer der Geschwornen hängt eine Tafel, auf der die Pflichten der Geschwornen verzeichnet sind. Auf dieser heißt es, daß sie nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich sind, daß sie ohne Haß und ohne Furcht reden sollen, daß sie Niemanden über ihr Urtheil Rechenschaft schuldig sind, auch daß sie nicht genöthigt sind, sich an diese oder jene Art des Beweises zu binden, sondern daß sie nur nach ihrer innigsten Ueberzeugung zu sprechen haben.

Das letzte ist nicht leicht, besonders in Fällen, die sehr verwickelt sind, und in denen es der Staatsbehörde nicht gelungen ist, vollständige Beweise zu sammeln. Eine Klage kann so arm an Ueberzeugungsmitteln seyn, daß es sehr schwer ist, sich ein bestimmtes Urtheil über das Schuldig oder Unschuldig zu bilden. In diesem Falle werden die Geschwornen immer für die gelindere Meinung seyn; denn keiner will doch gern sein Gewissen mit dem Gedanken beschweren, daß er einen Unschuldigen habe verdammen helfen.

In dem Berathungszimmer der Geschwornen wird die Sache gewöhnlich nach ihren Hauptmomenten wieder durchgegangen; und nachdem man sich diese alle noch einmal in's Gedächtniß gerufen hat, schreibt jeder seine Meinung für sich auf, und wirft sie in einen Hut. Sind alle zwölf Zettel beisammen, so werden sie herausgenommen, und die Stimmen gezählt. Jede einzelne Meinung ist das Resultat einer gewissenhaften Abwägung der Gründe und Gegengründe, und die abgegebene Stimme zeigt an, nach welcher Seite hin bei jedem der Geschwornen der Ausschlag gewesen. Die Summe von

allen zwölf Meinungen zeigt aber an, nach welcher Seite der Ausschlag des Ganzen gegangen.

Das Berathungszimmer ist der eigentliche Mittelpunkt der Anstalt. Hier sieht man, wie zwölf Männer beschäftigt sind, sich eine Meinung zu bilden, wie einer den andern aufklärt, und wie hier dasjenige, was die Staatsbehörde, und das, was der Vertheidiger gesagt hat, wenig in Betracht kommt, sondern das, was jeder sich auf seine Weise gemerkt hat.

Daß die Stimmen ohne Furcht und ohne Haß gegeben werden, dies ist der leichteste Theil von den Pflichten der Geschwornen. Denn die Beklagten stehen in der Gesellschaft so weit von ihnen entfernt, und sie sind mit ihnen im Leben so wenig in Berührung gewesen, daß weder Zuneigung noch Abneigung möglich ist. Auch nehmen die Geschwornen nicht jene Herzenshärte an, die man öfters an ständigen Criminal-Gerichten will bemerkt haben, und die früher einem Gerichtshofe in Paris den Namen les bouchers de la Tournelle erworben. Die Geschwornen sind Bürger, und bleiben Bürger, und kehren, nachdem sie ihr Amt verrichtet, wieder ins Leben zurück. — Sie behalten daher jene menschliche Milde, die das Leben und die friedfertigen Beschäftigungen des Bürgers geben. — Es ist bekannt, daß in England kein Schlächter auf die Liste der Geschwornen gesetzt wird, weil man glaubt, daß diese Beschäftigung zur Grausamkeit geneigt mache.

Das ist die schönste Seite der Geschwornengerichte, daß sie immer aus der Nation hervorgehen, und daß sie also stets dieselbe Milde der Sitten und dieselbe Bil-

dung besitzen, die der Nation in jedem Jahrzehend und in jedem Jahrhundert eigen ist.

* * *

In der allgemeinen Zeitung wurde neulich, in einem Aufsatze über die Geschwornengerichte, der Clever Adresse erwähnt, worin der König um die Abstellung der Geschwornengerichte gebeten worden.

Die Sache wurde unrichtig erzählt, wie dieses den Zeitungsschreibern öfters begegnet, wenn sie versäumen, die Urkunden gehörig nachzulesen.

In der Clever Adresse wurde der König nicht um die Abschaffung, sondern um die Beibehaltung der Geschwornen gebeten. — Aber einige Honoratioren von Uedem und der Umgegend, nemlich der Schulmeister, einige Kossäten, Tagelöhner und Krämer, baten den König in einer andern Adresse um die Abschaffung der französischen Gerichtsverfassung; und diese ist es, welche die allgemeine Zeitung gemeint hat. Die Sache war nemlich folgende: als im Jahr 1818 die Arbeiten der Immediat-Justiz-Commission in Cleve sich ihrem Ende nahten, und in den Rheinlanden sich ein heftiger Streit über die Abschaffung oder Beibehaltung des französischen Gerichtsverfahrens entsponnen, fand ein ehemaliger Oberlandesgerichtsrath in Cleve es zweckmäßig, eine Adresse für die Abschaffung desselben zu entwerfen. Diese Adresse mußte unterzeichnet werden; aber von wem? — In Cleve selbst war wenig Aussicht dazu, weil die Honoratioren es würden abgelehnt haben, und weil die

unteren Volksklassen nicht leicht etwas unterschreiben, wenn die oberen nicht schon mit Unterzeichnen vorgegangen sind. In Uedem, einem kleinen Landstädtchen bei Cleve, fand sich indeß ein Arzt, der sich erbot, die Adresse herumzutragen und die Unterschriften zu besorgen. Dieser glaubte hierdurch einen Protector an dem Oberlandesgerichtsrathe zu finden, welcher ihm in seinem Anliegen nützlich seyn könnte. Er war nemlich in Cölln im Examen abgewiesen worden, und wünschte nun durch Fürsprache dahin zu gelangen, daß er in Münster wieder zum Examen zugelassen würde. Dieses gelang ihm auch. Allein in Münster hatte er das Unglück, zum zweiten Mal abgewiesen zu werden, und er hat darauf die Königlich Preußischen Staaten verlassen. — Dieser Arzt ging nun in Uedem zuerst zum Prediger, dem Superintendenten Termeer, und bat ihn, zu unterzeichnen. Dieser lehnte aber die Unterzeichnung ab. Darauf ging er zum Schulmeister, und zeigte dem die Stelle, wo der Prediger nach seiner Aussage unterzeichnen würde; und der Schulmeister unterzeichnete. Auf dieselbe Weise wurden nun etliche achtzig Unterschriften in Uedem und in den nächsten Dörfern um Uedem gesammelt, von denen die meisten aus Kossäten, Handwerkern und Tagelöhnern bestanden. — Dieses ist die Geschichte der Adresse, welche den Freunden des heimlichen und schriftlichen Verfahrens so viel Freude gemacht hat, und welche sie noch immer als ein Beweisstück anführen, daß das Volk gar nicht für das öffentliche und mündliche Verfahren sei. Ich habe sie so erzählt, wie sie Jemand erzählte, der in Uedem wohnt, und unter dessen Augen alles geschehen, da die

Unterzeichner zu seiner Gemeine gehörten. Es war dieses der reformirte Prediger von Uedem.

Die Adresse des Clever Stadtrathes ist vom 29. April 1818, und darf mit der Uedemer nicht verwechselt werden, da in ihr gerade das Gegentheil steht.

In dieser erklärt der Clever Stadtrath:

„Er fühle sich gedrungen, vor Sr. Majestät dem König die allerunterthänigste Erklärung abzulegen: daß er die Grundsätze, welche in der von den Städten Trier, Koblenz und Cölln an Se. Königliche Majestät gerichteten Adresse enthalten sind, mit voller Ueberzeugung adoptire und zu den seinigen mache.

„Daß er dem zu Folge Se. Königl. Majestät treugehorsamst bitte, den Einwohnern allerhöchstihrer Rheinprovinzen zu gewähren:

1) Eine Volksvertretung oder Reichsständische Verfassung;

2) Gleichheit in Vertheilung der Abgaben, ohne Rücksicht auf vormals privilegirte Stände;

3) Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze und Richter, und Ausschließung jedes eximirten Gerichtsstandes, als welcher dem Bildungszustand und dem Rechtsgefühl der europäischen Völker, und insbesondre der Rheinländer, nicht mehr zusagt.

4) Beibehaltung des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens;

5) Die Trennung der öffentlichen Gewalten und die Unabhängigkeit des Richteramts, und demnächst die Trennung der streitigen von der freiwilligen Gerichtsbarkeit, und der Verwaltungsbehörden von den gerichtlichen;

6) Endlich die Beibehaltung der Geschwornengerichte in Kriminal- und höhern Polizei-Sachen;

7) Entfernung alles Feudal-Wesens.

Da die Einwohner der Stadt und des Herzogthums Cleve schon in frühern Zeiten das Glück gehabt haben, unter der Herrschaft des preußischen Scepters zu stehen: so kennen sie bereits aus älterer Erfahrung die weisen und gerechten Grundsätze, auf welchen die Gesetzgebung und Verfassung des preußischen Staates beruht. Doch glauben sie, und wir sprechen hiermit deren Ueberzeugung aus, daß der gewaltige Umschwung der neueren Zeit manche Einrichtungen und Institute angegeben habe, die sich während mehr als zwanzig Jahren wenigstens über die preußischen Länder am Rheine als heilsam und wohlthätig erprobt haben*).

* *

Im Westphälischen Anzeiger wurde bei Gelegenheit, daß von der Clever Assise die Rede war, die Bemerkung

---

*) Ich habe diese Adresse in dem Werke über Provinzial-Verfassung mit besonderer Rücksicht auf die vier Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark aufs neue abdrucken lassen. Sie steht Seite 233 des zweiten Theils, welcher die Urkunden enthält, auf die ich mich im ersten bezogen. In diesem sind auch die Adressen der anderen Städte abgedruckt, so wie die der Ritterschaft, welche Dr. Schlosser entworfen, und die damals dem Fürsten-Staatskanzler in Engers übergeben wurde. Ebenfalls sind in dieser Urkundensammlung die älteren Freiheitsbriefe und Recesse abgedruckt, welche die Landschaft Cleve und Mark mit ihren ehemaligen Herzogen und mit den späteren Kurfürsten von Brandenburg errichtet, besonders der Hauptreceß des großen Kurfürsten von 1670.

gemacht, daß das Urtheil des Publikums in der Dinell. schen Sache vom Urtheile der Geschwornen verschieden gewesen. Dieser Fall ereignet sich öfter. Das Publikum, welches kommt und geht, und die Verhandlungen nur bruchstückweise hört, ist vielfach sehr unvollkommen unterrichtet, besonders wenn eine Verhandlung zwei Tage und eine halbe Nacht dauert, wie es bei dieser der Fall war. — Das, was im Anzeiger stand, löste sich daher in die Bemerkung auf: daß Leute, die von den Verhandlungen nur Bruchstücke kannten, anders geurtheilt, als die sie ganz kannten.

Das Urtheil der Geschwornen wird aus 12 Stimmen zusammengesetzt, und jede einzelne Stimme entsteht aus dem Abwägen der Gründe und Gegengründe, und zeigt an, nach welcher Seite bei jedem der Ausschlag gewesen. In so schwierigen Anklagen, wie die von Dinell, wo die Staatsbehörde nur so wenige Beweise zur Begründung der Anklage hat sammeln können, ist der Ausschlag bei dem einen nach dieser, und bei dem andern nach jener Seite. Eine völlige Uebereinstimmung findet dann nie unter den Geschwornen Statt. In der Dinellschen Sache sprachen 9 Stimmen Unschuldig, und 3 Stimmen Schuldig.

Bei diesem Abwägen der Gründe und Gegengründe kommt da, wo es sich um Leben und Tod handelt, das Ding sehr in Betracht, welches man Gewissen nennt. Niemand will etwas thun, was ihn auf dem Todbette beunruhigen könnte, und jeder sagt sich: besser zu milde, als zu strenge. Der Staat kommt ohnehin nicht dabei in Gefahr; denn die Verbrecher bilden bei der jetzi-

gen ruhigen Lage der Gesellschaft eine so kleine Fraktion der Bevölkerung, daß man es nicht bemerkt, wenn auch einer einmal irriger Weise von den Geschwornen frei gesprochen wird. — Bei Dinell war ohnehin weiter keine Gefahr, da er auf Zeitlebens zur Kettenstrafe verurtheilt ist.

Die Sache war schwer zu beurtheilen. Wäre ich an dem Tage mit unter den 12 Geschwornen gewesen, ich würde mich wahrscheinlich zu den drei Stimmen geschlagen haben, die das Schuldig aussprachen. Allein wie auch die Geschwornen an dem Tage zusammengesetzt seyn mochten: die Stimmen kamen nicht so zu stehen, daß 7 schuldig sagten und 5 unschuldig, und in diesem Falle wären erst die Richter hinzugetreten. — Selbst wenn die Geschwornen, welche an dem Tage bei den Zeugen saßen, und also eben so gut unterrichtet waren, wie die 12, welche zu sprechen hatten, abzustimmen gehabt hätten: so würden bei diesen die Stimmen auch nicht einförmig gewesen seyn. Aber vielleicht hätten sich bei diesen die Stimmen so gestellt, daß 8 für's Schuldig, und 4 für's Unschuldig gewesen wären.

Denn das, was man Gewissen nennt, kam bei diesen nicht in Betracht, da von ihrer Meinung nichts abgehangen hatte. Von der Meinung der Andern aber hing ein Menschenleben ab.

Die Verantwortlichkeit vor dem eigenen Gewissen und der Gedanke an die Stunde des Todes macht die 12 Geschwornen, welche sitzen, immer sehr behutsam; und indem dieses als eine beständige Größe in die 12 Wagschalen gelegt wird: so giebt dieses im Ganzen einen merklichen Ausschlag nach der andern Seite.

Hieran muß man sich bei jedem Geschwornen-Urtheile erinnern, und dann, daß dieses nie so einstimmig abgefaßt ist, als es bei der Verkündigung des Präsidenten erscheint. — Dieser verkündet das Urtheil, der gesetzlichen Mehrheit, und nur in dem Falle erfährt man, wie die Stimmen gestanden, wenn 7 für's Schuldig, und 5 für's Unschuldig sind, weil dann die Richter ebenfalls abstimmen müssen. Denn 6 gegen 6 ist unschuldig, und 7 gegen 5 ist Stimmengleichheit. — Man hat bemerkt, daß wenn die Richter stimmen, diese sich gewöhnlich für's Schuldig erklären. — Die Ursache hiervon liegt in der Art, wie die Stimmen zusammengezählt werden, und nicht darin, daß der Hof anders urtheilt als die Geschwornen. — Von den 5 Stimmen der Richter müssen 4 für Unschuldig seyn und nur 1 für Schuldig, wenn der Beklagte frei kommen soll; denn 5 und 4 macht 9, und 7 und 1 macht 8. Stimmen aber 3 Richter für Unschuldig und 2 für Schuldig, so wird er verurtheilt. Denn 5 und 3 macht 8, und 7 und 2 macht 9.

Diese Art, die Stimmen zu zählen, gilt noch am Rheine. In Frankreich ist sie unter der sehr milden Regierung des legitimen Königs abgeschafft worden, indem im vorigen Jahre ein Gesetz durch beide Kammern gegangen, des Inhalts, daß auch bei den Stimmen der Richter die Pluralität erforderlich ist, um das Schuldig auszusprechen. 8 Stimmen für's Unschuldig und 9 Stimmen für's Schuldig spricht jetzt dort eben so frei, als wenn in den Geschwornen 6 Stimmen gegen 6 stehen.

Benzenberg.

Giebt es einen specifischen Unterschied zwischen Royalisten und Liberalen?

Benennungen haben bisweilen die Kraft von Augu- laffers Ringe; denn so wie dieser, in der Darstellung des Dichters, sich jedem Finger anschmiegt, und den, der ihn einmal trägt, gegen Hieb und Stich befestigt: eben so bewähren jene ihre Magie dadurch, daß sie die Begriffe verwandeln, das Edle gemein, das Gemeine edel machen, und so in den Köpfen die größte Verwir- rung anrichten.

Nicht, als ob sie diese Kraft durch sich selbst hät- ten; denn wie wäre dies wohl möglich? Allein sie er- halten dieselbe durch die Umstände, und am sichersten durch jenen Partheigeist, dem es gar nicht darum zu thun ist, den Grund der Dinge zu erforschen, wohl aber aus den Dingen zu machen, was seinen Leidenschaften entspricht. Es sind daher immer nur die Nebenbegriffe, welche den Benennungen ihren currenten Werth erthei- len; und da nichts veränderlicher ist, als diese Neben- begriffe: so versteht sich schon von selbst, daß auch die Benennungen ihre Kraft verlieren, und wohl gar dahin gelangen, das Gegentheil von dem zu bezeichnen, was ursprünglich durch sie angedeutet wurde.

Was konnte in seinem ersten Ursprunge beschimpfen- der seyn, als die Benennungen von Tory und Whig;

und was ist gleichwohl im Verlauf der Zeit aus diesen Benennungen geworden! Tory, in seiner ursprünglichen Bedeutung, bezeichnete einen irischen Raubgesellen; Whig, in der seinigen, einen schottischen Presbyterianer, voll theologischer Grillen, über welche er keine Auskunft zu geben wußte. So schanten sich in England unter den Regierungen Karls des Zweiten und Jacobs des Zweiten die Royalisten und die Liberalen an; gerade als ob sie nur vorhanden gewesen wären, sich gegenseitig zu beschimpfen. Dies änderte sich zuerst unter den Regierungen Wilhelms des Dritten und der Königin Anna: Regierungen, unter welchen die Whigs zu Ehren kamen, weil diese Fürsten fühlten, daß sie es mehr mit der Nation im Ganzen, als mit einer einzelnen Klasse derselben halten müßten, wenn sie etwas bedeuten wollten. Späterhin, unter den Fürsten des braunschweigischen Hauses, erkannte man ein Land- und ein Geld-Interesse, von welchem Tory's und Whigs die natürlichen Vertreter wären; und indem die Begriffe sich immer mehr reinigten, gelangte man dahin, sagen zu dürfen: „in einer constitutionellen Monarchie sei eine Oppositionspartei so nothwendig, daß man sie erfaufen müßte, wenn sie nicht durch sich selbst vorhanden wäre.“ So veredelten sich in England zwei Benennungen, welche in ihrem ersten Ursprunge bloße Schimpfnamen waren.

In Frankreich scheint der Partheikampf zwischen den Royalisten und den Liberalen einen ähnlichen Ausgang nehmen zu wollen. Schon darin liegt eine gewisse Gewähr für die Richtigkeit dieser Vermuthung, daß man bei allem Hasse, welcher Partheien eigen ist, nicht mit

Schimpf-

Schimpfnamen begonnen; denn dies beweiset, daß man der gegenseitigen Achtung wenigstens nicht ganz entsagt hat. Bildet sich nun, wie es höchst wahrscheinlich ist, die constitutionelle Monarchie immmer weiter aus: so wird man bald die Entdeckung machen, daß eine Oppositionspartei zur Erhaltung des politischen Lebens eben so nothwendig ist, wie ein Schlagadern-System zur Erhaltung des physischen. In Wahrheit, was wäre das für eine Kammer, welche gar keinen Widerstand leistete, und jeden Gesetzvorschlag, auch wenn er noch so sehr zum Verderben des Volkes abzweckte, blindlings annähme! Weit vortheilhafter würde es seyn, gar keine Kammer zu haben, als eine bloße Anhäufung von nickenden Pagoden, die, mit Verzichtleistung auf eigene Beurtheilung, nur die erhabene Weisheit der königlichen Minister zu bewundern sich aufgelegt fühlten. Nach einer Umwälzung, wie die französische, ist nichts natürlicher, als daß Mißverständnisse aller Art, und neben denselben Verdacht und Argwohn, fortwirken. Doch weder jene, noch diese, können sich ins Unendliche ausspinnen. Nach und nach kommt jede Parthei über sich selbst zur Besinnung; und indem man sich gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren läßt, stellt sich alles dasjenige fest, was die Natur einer constitutionellen Monarchie mit sich bringt. So ist es immer gewesen, und so muß es vorzüglich in einer Zeit kommen, welche Einsicht genug vereinigt, um zu wissen, daß das, was seit drei Jahrhunderten den gesellschaftlichen Zustand in allen europäischen Reichen verändert hat, nicht ohne Einfluß auf die Formen der Regierung bleiben konnte.

Man dürfte daher leicht berechtigt seyn, die Aengstlichkeit zu belächeln, womit in Frankreich, bei den letzten Wahlen, die Liberalen gezählt worden sind. Die Furcht, daß sie in der Kammer der Abgeordneten das Uebergewicht erhalten könnten — worauf gründet sie sich zuletzt? Ich wenigstens bin unfähig, einen anderen Grund zu erkennen, als die Besorgniß, daß das Ministerium der von den Liberalen herrührenden Opposition nicht gewachsen seyn dürfte. Um diese Besorgniß zu vertuschen, macht man die Liberalen zu etwas, das sie, als solche, nicht sind, und niemals werden können: zu Ausbünden von Schlauheit und List, zu Feinden des regierenden Hauses, zu Republikanern in dem gemeinen Sinne des Worts, zu Nivellisten, kurz, zu allem, was der Argwohn wahrscheinlich findet. Trauriger Behelf! Mit dem französischen Ministerium sind seit der Restauration die größten Veränderungen vorgegangen, ohne daß man mit Wahrheit sagen kann, sie seien durch den Liberalismus der Deputirten-Kammer herbeigeführt worden. Selbst die letzte Veränderung — war sie nicht das Werk der rechten Seite, das heißt, der entschiedensten Gegner des Liberalismus? Man sieht hieraus, daß in dem Verhältniß einer Deputirten-Kammer zu einem Ministerium die offene Opposition nicht das Einzige ist, was gefürchtet werden muß. Ja, sie ist, an und für sich, ganz und gar nicht furchtbar; denn, da sie von der Beschaffenheit der Dinge nie so vollständig unterrichtet ist, wie das Ministerium: so ist es auch gar nicht schwer, sie zum Schweigen zu bringen, vorausgesetzt nur, daß den Ministern die Fähigkeit beiwohnt, alles das geltend

zu machen, was sich zum Vortheil ihrer Gesetzvorschläge sagen läßt. Die also, welche sich der Minister ganz unbedingt gegen ihre Gegner annehmen, indem sie die letzteren zum Voraus verunglimpfen, vergessen auf eine höchst naive Weise, daß sie etwas wollen, das naturwidrig ist, nämlich die Unterordnung des größeren Talents unter das kleinere; mit einem anderen Worte: sie vergessen, daß sie eine indirecte Klage über die Unfähigkeit der Minister erheben.

Die constitutionelle Monarchie hat nun einmal das Eigenthümliche, daß man in ihr nicht unter denselben Bedingungen Minister ist, wie in der nicht-constitutionellen. In jener muß man sich von einem Tage zum andern bewähren, was immer nur durch sehr viel Geistesgegenwart und durch eine Fülle von richtigen Einsichten und großartigen Gesinnungen möglich ist. Wer diese Grundbedingung aufzuheben trachtet, zerstört, so viel an ihm ist, die constitutionelle Monarchie, die nur mit derselben fortdauern kann. Man kann Persönlichkeiten ehren; aber daraus folgt keinesweges, daß jeder achtbare Mann den Beruf habe, die Rolle eines Ministers in einer constitutionellen Monarchie zu übernehmen. Hätten die Chatham und Pitt sich jemals über diesen Punkt erklärt: so würde die Welt Bekenntnisse vernommen haben, welche sehr viele Urtheile der gegenwärtigen Zeit zurückgedrängt hätten. Sie, welche keine Opposition fürchteten, weil sie über jeder Opposition erhaben waren, würden — so scheint es uns — kein Bedenken getragen haben, zu bekennen, daß man dem Liberalismus am sichersten dadurch gebietet, daß man ihn überflügelt.

In Wahrheit, die einzige und nie versiegende Quelle des Liberalismus ist — die Monarchie. Man denke diese weg, und jener verliert sich ganz von selbst; denn, vollauf mit der eigenen Erhaltung beschäftigt, büßt man selbst die Fähigkeit, für Andere zu denken — eine Fähigkeit, die man als die Wurzel des Liberalismus betrachten kann — unwiederbringlich ein. Der Menschenstaat ist von dem Bienenstaate nicht so verschieden, daß das, was ein römischer Dichter über den letzteren bemerkt hat, nicht auch von dem ersteren gelten sollte; nämlich

Rege incolumi, mens omnibus una;
Amisso, perdidere fidem —

Was in der Gesellschaft Sicherheit des Eigenthums und der Personen gewährt, dasselbe gewährt auch Freiheit und Gemeingeist; und wer diese ohne die Monarchie hervorrufen will, wird sich ewig in den Mitteln vergreifen. Erst muß für eine große, alle gesellschaftliche Verhältnisse umfassende Autorität gesorgt seyn, ehe von Cultur, Aufklärung und allen den Vorzügen, welche die Zeit gewähret, die Rede seyn kann.

Es läßt sich bezweifeln, ob die Monarchie zu den menschlichen Erfindungen gehöre; sie scheint vielmehr ein Product des allgemeinsten Naturgesetzes zu seyn, das auch in der menschlichen Gesellschaft waltet. Was sich aber nicht bezweifeln läßt, ist die ihr eigene Vervollkommnungsfähigkeit. Sie ist von allen Regierungsformen gerade die, welche sich am leichtesten mit Verbesserungen verträgt; und dies verdankt sie der großartigen Idee, die ihr zum Grunde liegt: der Idee, einen Einzigen so mächtig zu machen, daß er, wo möglich, gar

nicht in die Versuchung gerathen könne, die ihm anvertraute Gewalt zu mißbrauchen. Allerdings hat die Monarchie nicht in allen Ländern und zu allen Zeiten denselben Charakter gehabt: sie ist bisweilen bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden, und am meisten ist dies während des Mittelalters der Fall gewesen. Allein, wo sie jemals in irgend einer Reinheit vorhanden war, da konnte sie nur wohlthätig wirken; und wo die Gesellschaft aufgeklärt genug war, ihr Verhältniß zu ihr zu finden, da ist sie immer als das Theuerste geachtet und geehrt worden; da hat es nie an Bereitwilligkeit gefehlt, ihr jedes Opfer zu bringen, das sie fordern konnte.

Versteht man also unter einem Royalisten Denjenigen, der, von der Nothwendigkeit der Monarchie für die Erhaltung der Gesellschaft durchdrungen, diese Regierungsform jeder anderen vorzieht: so dürfte es in der That in jeder Nation unter den Aufgeklärteren nur Wenige geben, die nicht gute Royalisten wären, also, daß der Royalismus zu einer Tugend wird, auf welche man sich nur wenig zu Gute thun kann.

Wenn man nun gleichwohl in unseren Zeiten beinahe auf jedem Schritt Leute entdeckt, welche ihre Liebe für das Königthum zur Schau tragen: so weiß man in der That nicht, was man von ihnen denken und wie man über sie urtheilen soll; und man weiß dies um so weniger, wenn sie in der Verwegenheit so weit gehen, das Königthum als in Gefahr und sich selbst als die Paladine desselben darzustellen. Wahrlich, wenn dem wirklich so wäre, so würde eine an und für sich gute Sache sehr schlechten Vertheidigern in die Hände gegeben seyn.

Denn welche Mittel wenden jene an, um das, ihrem Vorgeben nach so gefährdete, Königthum zu sichern? Sie machen es nicht besser, als die Priester der Vorzeit, die, um den Menschen ihre Beziehung zum höchsten Wesen gegenwärtig zu erhalten, den Gott in einen Götzen verwandelten. Anstatt ihre Zeitgenossen über das Wesen des Königthums aufzuklären, was einzig dadurch geschehen kann, daß man seine absolute Nützlichkeit und Verdienstlichkeit nachweiset, reden sie nur von Suveränetät und Rechtmäßigkeit, und hüllen diese Begriffe in ein so geheimnißvolles Dunkel, daß aus einem Gegenstande natürlicher Verehrung nur ein Gegenstand des Aberglaubens werden kann, woraus denn ganz von selbst folgt, daß es nur gewisser Umstände bedarf, damit der von ihnen aufgestellte Götze jedem Schicksal Preis gegeben werde. Dies ließe sich indeß verzeihen, indem man der Gesinnung zu Gute rechnete, was dem Verstande an Einsicht abgeht. Allein diese Klasse von Royalisten geht viel weiter. Indem sie sich der Gegenwart zu bemächtigen strebt, beabsichtiget sie nichts Anderes, als Wiedereroberung der Vergangenheit; und gerade hierin zeigt sich ihr Unverstand am auffallendsten. Denn, nichts davon zu sagen, wie unmöglich es ist, die Vergangenheit wieder zu erobern: was hatte es denn auf sich mit dem Königthum früherer Jahrhunderte? War es wirklich die, alle gesellschaftlichen Verhältnisse umfassende Autorität, ohne welche der Staat keinen Augenblick fortdauern kann? war es nicht vielmehr das Unsicherste und Schwankendste, was es in der Gesellschaft gab? Man befrage die Geschichte aller europäischen Länder, und man wird zu

der Ueberzeugung gelangen, daß nichts verabscheuungswürdiger ist, als die Rückkehr jener Jahrhunderte, wo das Gesetz mit der Degenspitze geschrieben, und mit dem Degenknopfe besiegelt wurde. Man kann durch eine verständige Behandlung der Gegenwart die Zukunft sichern; will man sich aber durch die Gegenwart der Vergangenheit wieder bemächtigen: so gleicht man aufs Vollständigste dem horazischen Bauer, der das Ablaufen des Flusses abwartet, während dieser — labitur, et labetur in omne volubilis aevum. Gerade diese Verkehrtheit bringt alsdann mit sich, daß man die Aufklärung anklagt, daß man sich zum Gegner aller nützlichen Künste und Wissenschaften aufwirft, und daß man nicht aufhört, eine Strenge zu empfehlen, welche eben so gefährlich für den Thron, als verderblich für das Volk ist.

Nein! der wahre Royalist des neunzehnten Jahrhunderts darf weder ein Obscurant noch ein Barbar seyn; und in so fern er nur weder das Eine noch das Andere ist, wird ihm der Liberalismus wenigstens in dem Grade beiwohnen, daß er sich nicht zum Gegner desselben aufwirft.

Was ist denn aller Liberalismus, so fern er noch mehr in sich schließt, als was die Gegenpartei in ihm sieht?

Unstreitig giebt es einen unechten Liberalismus, und dies würde unbedingt derjenige seyn, der Chimären nachhängt und etwas verwirklichen will, was eben so sehr der Natur der Dinge, so weit sie sich in der Gesellschaft offenbart, als den Erfahrungen aller Länder und Zeiten widerspricht; ein solcher kann nur verlacht werden, und gehört, seinem Wesen nach, ins Narrenhaus. Allein von

diesem ist hier nicht die Rede. Wir haben es nur mit dem echten zu thun, d. h. mit demjenigen, der, eingedenk der Fortschritte, welche die europäische Welt seit etwa drei Jahrhunderten in der Aufklärung gemacht hat, nur das will, was diesen Fortschritten entspricht; der die Civilisation nicht bloß benutzen, sondern auch theilen will; der die Nothwendigkeit guter Gesetze anerkennt, weil die allgemeine Freiheit ohne solche unmöglich ist; der in dem Königthum, so wie es sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet hat, die erste und letzte Bedingung aller gesetzlichen Freiheit erblickt und es eben deswegen über alles ehrt; der, endlich, zu der Anschauung gelangt ist, die Gesellschaft bedürfe für ihre Fortdauer eines Schwerpunkts, den sie nur im Königthum und in allen den Anordnungen, wodurch dasselbe gestützt wird, finden könne.

Dieser Liberalismus ist so wenig ein Ideal, daß man sagen kann, er sei seit dem achtzehnten Jahrhundert an der Tagesordnung. Nichts davon zu sagen, daß alle ausgezeichnete Fürsten der eben bezeichneten Periode auf eine unverkennbare Weise Liberale gewesen sind: welcher ausgezeichnete Staatsmann ist es nicht auch gewesen! und welcher nicht ausgezeichnete würde sich nicht der Benennung eines Illiberalen von ganzem Herzen schämen, als derjenigen, wodurch seine Unfähigkeit zu dem ihm gewordenen Posten am sichersten bezeichnet würde!

Wie sehr also auch der unechte Liberalismus verachtet, oder, wenn es nöthig seyn sollte, bekämpft werden möge: so ist doch gegen den echten nichts einzuwen-

den, und seine Identität mit dem echten Royalismus ist eine so erwiesene Sache, daß Alle, welche sich Royalisten nennen, um zu beweisen, daß sie weder von Haß, noch von Hochmuth, noch von einem stinkenden Eigennutz getrieben werden, nichts Besseres thun können, als der Anfeindung des Liberalismus Einmal für allemal zu entsagen; denn, wenn der Liberalismus unecht seyn sollte, so würde er höchstens ihr Mitleid, ihr Bedauern verdienen, und wenn er echt wäre, so müßten sie ihr alter Ego in ihm finden und ihn folglich lieben.

Nie hat daher der Mißverstand einen einfältigeren Antagonismus herbeigeführt, als den zwischen Liberalismus und Royalismus. Beide sind Brüder, und müssen sich über kurz oder lang als solche erkennen. Die Spanier, indem sie den Servilismus zum Gegensatz des Liberalismus machten, haben bei weitem mehr Verstand bewiesen, als die Franzosen; denn das Servile ist ein natürlicher Gegensatz des Liberalen, nicht das Royalistische. Eben deswegen kann der Antagonismus, der in Frankreich sich bekämpfenden Partheien von keiner Dauer seyn, während er in Spanien so lange vorhalten wird, bis das wahre Königthum zum Vorschein gekommen ist. In Frankreich bemerkt man schon gegenwärtig eine Annäherung, sollte sie vorläufig auch nur darin bestehen, daß man den Eigensüchtigen, welche das Königthum zu ihrem ausschließenden Vortheil zu benutzen trachten, die Benennung von Royalisten versagt, und daß auf der Widerseite von Leuten die Rede ist, welche sich vorzugsweise Liberale nennen. Wo so etwas Statt findet, da kann man mit großer Sicherheit darauf rechnen, daß

die Fehde ihrem Ende nahe ist. Das Journal des Debats hat sich darein gefunden, in dem Könige von Frankreich einen constitutionellen König zu sehen, und von einer Vernichtung der Charta ist nicht mehr die Rede. Frankreich verdankt diese Bekehrung keinem Umstande so sehr, als dem, daß zu Anfange dieses Jahres das Ministerium aus lauter Mitgliedern der rechten Seite zusammengesetzt werden mußte: denn, was diese Männer vor ihrem Eintritt in das Ministerium auch für möglich gehalten haben mochten, so konnten sie sich, nach demselben, doch nicht länger gegen das verblenden, was ihr neuer Beruf von ihnen forderte; in der Natur der Sache aber lag, daß ihre Bekehrung auf Andere überging. Etwas Aehnliches könnte mit der Zeit den Liberalen begegnen; und dann würde mit ihnen dieselbe Verwandlung vorgehn, welche in England Statt gefunden hat, so oft Mitglieder der Oppositionsparthei ins Ministerium traten.

Mit Einem Wort: der ganze Unterschied zwischen Liberalen und Royalisten ist durchaus nichtig, und er ist es aus keinem anderen Grunde, als weil das Königthum im neunzehnten Jahrhundert, seinem ganzen Wesen nach, wo nicht der Liberalismus selbst, doch die Quelle aller der Gesinnungen und Gedanken ist, vermöge deren jeder Privat-Vortheil auf Kosten der Gesellschaft zu einer Abgeschmacktheit wird, die nicht länger ertragen werden kann.

Was übrigens die Liberalen als Oppositions-Parthei sowohl in der Deputirten- als in der Pair-Kammer betrifft: so ist zu wünschen, daß diese Benennung ihnen

auch dann bleiben möge, wenn alles, was gegenwärtig einen Gegenstand des Streits zwischen ihnen und ihren Gegnern bildet, ausgeglichen und ohne Interesse seyn wird. Schwerlich giebt es für eine Oppositions-Parthei eine ehrenvollere und zugleich angemessenere Benennung; denn während die Verwaltung, ihrer Natur nach, dahin strebt, die Dinge unveränderlichen Formen zu unterwerfen und stereotypisch zu machen, muß etwas da seyn, wodurch dies verhindert wird, und die Kraft, welche dies bewirkt, führt mit Recht die Benennung einer liberalen, weil sie es ist, was die Verwandlung der Idee in einen bloßen Begriff hintertreibt, und den Staat in seiner wichtigsten Function, in der Gesetzgebung, lebendig erhält. Es könnte demnach wohl der Fall seyn, daß in der Benennung „liberal" bei weitem mehr gegeben wäre, als Diejenigen glauben mochten, von denen sie herrührte; dergleichen ist öfter geschehen. Eine gesetzmäßige Opposition ist auf dem europäischen Festlande noch viel zu neu, als daß sie Denen, die sie zu überwinden haben, nicht unbequem und lästig seyn sollte; allein es läßt sich nicht leugnen, daß sie in der constitutionellen Monarchie das Lebensprincip bildet, und je mehr die Verwaltungsbehörden sich gewöhnen, ein freimüthiges Wort zu vernehmen, desto mehr müssen ihre Einsichten an Umfang, ihr Verfahren an Sicherheit gewinnen. Ist dies erkannt und der Glaube an die eigene Untrüglichkeit aufgegeben, so hat der Haß gegen die Opposition sein Ende erreicht.

An den Herausgeber.

Indem ich Ihnen, mein werther Freund, wenn gleich etwas spät, das neueste Werk des Herrn Staatsraths v. Jacob zu Halle:

Die Finanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt,

zurücksende, sage ich Ihnen für die gütige Mittheilung desselben meinen verbindlichsten Dank.

Gewiß verdient dies Werk von Finanz-Beamten, wie von Lehrern dieser Wissenschaft, gleich sehr gelesen und beherzigt zu werden: von den erstern, weil es, in einer überaus klaren und faßlichen Darstellung, das Gesagte mit vielen unterrichtenden Thatsachen belegt, die der Verfasser zum Theil aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatte; von den letztern, weil es nicht bloß eine Zusammenstellung des bereits auch von andern Lehrern der Staats- und Finanzwissenschaft Vorgetragenen enthält, sondern durch so manche neue Ansichten vielfachen Stoff zur Weiterförderung dieser Wissenschaft darbietet.

Welch ein Sprung, wenn man den gegenwärtigen Standpunkt dieser Wissenschaft mit jenem vergleicht, wo ein von Justi vor mehr als funfzig Jahren es unternahm, seine Zeitgenossen über Gegenstände der Cameral- und Finanz-Wissenschaft zu unterrichten!

Und doch, welche Schritte bleiben noch zu thun übrig, ehe diese Wissenschaft in Verbindung mit einer vollendeten Statistik ihr letztes Ziel erreicht haben, und, von Experimentir-Künsten gänzlich befreit, den Finanzier nicht mehr über die von ihm zu wählenden Mittel in Ungewißheit lassen wird!

Unstreitig hat sich Herr v. Jacob auch dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er von neuem auf die Blößen des sogenannten physiokratischen Systems aufmerksam gemacht und dadurch nicht wenig zur immer größern Vergeistigung, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, der Finanz-Wissenschaft beigetragen hat.

Wie man nemlich auch Dasjenige definiren mag, was die Regierung eines Staats unter dem Namen von Steuern und Abgaben von den einzelnen Staatsbürgern erhebt: so ist dasselbe zuletzt, seinem ersten Ursprunge nach, doch rein geistiger Natur.

Muß nemlich die ganze Menschenmasse, die in einem Staat zusammen geflossen ist, in ihrer Einheit gedacht, als ein geistiger Verein, gleichsam als eine geistige Krystallisation, betrachtet werden, dem von der Natur in Grund und Boden, mit allem, was sich in und auf demselben befindet, in Feuer, Luft und allen übrigen Elementen eine Menge Kräfte und Stoffe zum weitern Gebrauch und zur Benutzung übergeben sind: so folgt daraus, daß alles, was jener Geistesverein wirkt und schafft, und sollte es theilweise auch noch so einfach und auf noch so mechanische Weise zu Stande gebracht erscheinen, geistigen Ursprungs

ist. Es müssen also auch alle diejenigen gesellschaftlichen Arbeiten, ihrem Entstehen nach, als etwas Geistiges betrachtet werden, die sich die Regierung von dem allgemeinen Produkt jener Geisteskraft in Natura oder in der Gestalt ihres Symbols, des Geldes, aneignet, weil sie derselben nöthig zu haben glaubt, um ihre Bestimmung, das Ganze zu leiten und zu ordnen, erfüllen zu können.

Man kann daher in Wahrheit sagen, es sei zuletzt nur Geist, dessen die Regierung zur Ausübung ihrer Functionen bedarf; wiewohl der Geist, welchen sie in der Gestalt von Geld- oder Natural-Diensten und Produkten sich aneignet, in ihrer Hand wieder zum Stoff wird, durch den sie die ihr obliegenden Arbeiten oder Functionen vollführt.

Entsteht aber, nachdem zuvor berechnet ist, wie viel Kraft die Regierung überhaupt zu Ausübung ihrer Functionen bedarf, die Frage, welcher Maßstab angelegt werden solle, um auszumitteln, wie viel nun jeder einzelne Staatsbürger von seiner individuellen Geisteskraft zur Regierungskraft beitragen müsse: so lehrt ein geringes Nachdenken, daß hier ein absolutes Prüfungs-Princip nicht möglich ist, eben weil die Menschenkraft, als etwas Geistiges, und mithin Unsichtbares und Unendliches, einem sichtbaren und endlichen Maßstabe nicht unterworfen werden kann. Es bleibt also nichts anderes übrig, als hier dasjenige als Maßstab der Kraft in Anspruch zu nehmen, worin sie sich bei Jedem sichtbar zeigt, d. i. das vorzugsweise sogenannte Vermögen, oder diejenigen Erzeugnisse im weitesten Sinne des Worts,

die ein jeder einzelne Staatsbürger durch seine in ihm liegende Geisteskraft entweder selbst zu Stande gebracht oder auf irgend eine andere Weise erworben hat. Aber auch hierbei ist ein fester, absoluter Maßstab nicht möglich, da das Vermögen, als Resultat von etwas, was einer steten Veränderung unterworfen ist (der Geisteskraft) der Veränderung unterliegt, und überdies, da es zuletzt nur durch Einwirkung des Geistes auf Naturstoffe erworben werden kann, allen Zufälligkeiten unterworfen ist, denen diese ausgesetzt sind.

Es ist also in obiger Beziehung überall nur Annäherung möglich, und alle diejenigen Systeme der Staatswirthschaft, die z. B. in der Abschätzung von Grund und Boden ein untrügliches Steuer-Princip gefunden haben wollen, beruhen auf Irrthum und Täuschung. Denn auch Grund und Boden mit den in ihm liegenden Naturkräften ist ja zuletzt nur Stoff, dessen sich der menschliche Geist bedient, um seine Kraft darauf einwirken zu lassen, und in jeder Beziehung etwas eben so wenig unwandelbar Feststehendes, und hinsichtlich der Einwirkung des menschlichen Geistes für alle Zeiten und unter allen Umständen Unveränderliches, als das Schiff, das der Kaufmann, mit Waaren aller Art beladen, unter Leitung des Steuermanns, dem Ocean anvertraut. Grund und Boden ist den Einwirkungen der Elemente ausgesetzt, und das Schiff auf dem Wasser nicht minder; die Fruchtbarkeit von jenem hängt nicht weniger von der verständigen Bearbeitung des Besitzers ab, als der Lauf des Schiffes von der Einsicht des Steuermannes.

Also welche Art der Besteuerung gewählt werden

mag, so ist überall nur Annäherung möglich. Prüft man aber die verschiedenen Methoden, nach welchen Steuern erhoben wurden, welchen Namen auch dieselben führen mögen, Grund- und Bodensteuer, Viehsteuer, Häuser-Taxen, eigentliche Vermögenssteuer, Gewerbe- und Nahrungssteuer, Klassensteuer, Stempelsteuer, oder Consumtions-Steuer und Zölle: so findet man, daß insgesammt, sehr vielen Gesetzgebern unbewußt, folgende Schlüsse dabei zum Grunde lagen.

Entweder man schloß: weil N.N. in seinem Gewerbe (als Producent, Fabrikant oder Kaufmann, diese Beschäftigungen in ihrer weitesten Bedeutung genommen) so und so viel Mittel (Stoff) in Bewegung zu setzen oder zu benutzen Willens ist, so ist er wahrscheinlich im Stande, so und so viel Vermögen zu erringen; es muß also sein Beitrag von diesem zu erwerbenden Vermögen, zu dem für den Regierungsbedarf erforderlichen Vermögen auf so und so hoch veranschlagt werden.

Oder so: weil N.N. so und so viel verzehrt, muß er so und so viel Vermögen durch Anwendung seiner Kraft bereits erworben haben; folglich ist er verpflichtet, von diesem bereits erworbenen Vermögen so und so viel zum Bedarf der Regierung beizutragen.

Wie gesagt: welche Methode oder Steuerberechnung und Erhebung angewandt werden mag, so basirt sie sich in ihren letzten Elementen auf einen von diesen beiden Schlüssen; und in so fern theilen sich alle Steuern nur in Gewerbe- und Consumtions-Steuern, und auch die in neueren Zeiten so viel besprochene und von den Physiokraten allein für natürlich ausgegebene Steuer reducirt

sich

sich zuletzt auf eine bloße Gewerbsteuer. Denn, wie ich schon vorhin bemerkt habe, auch Grund und Boden ist mit den in ihm liegenden Kräften, gleich dem Feuer und dem Sonnenstrahl und unzähligen anderen Dingen für den menschlichen Geist nur Stoff, und der Ackerbau nichts weiter als ein chemischer Proceß im Großem, mithin der Ausspruch Mirabeau's: que l'agriculture est aussi une manufacture, in dieser Beziehung ein ewig wahrer, wie wenig ein großer Theil unserer Gutsbesitzer auch einzusehen geneigt ist, daß er, besonders nachdem alle Leibeigenschaft immer mehr ihrem Ende sich naht, ganz eigentlich zur Klasse der Fabrikanten gehört.

Doch, mein Freund, ich muß hier abbrechen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, selbst ein Buch über Finanz-Wissenschaft und Finanz-Verwaltung zu schreiben. Sie kennen überdies längst meine Ideen über beide, und wissen, was meiner Ansicht nach aus beiden werden müßte, wenn erstlich die Statistik aufgehört hätte, das trockne Gerippe von großentheils unsichern Zahlen zu seyn, das sie in der Regel noch immer darstellt, und eine viel innigere Verbindung mit jenen beiden eingegangen wäre, und — wenn unsere Geistlichkeit das dritte Glied in der Kette ausmachte.

Ein Dritter möchte hier vielleicht hoch aufhorchen. Aber wo giebt es, nächst dem Moses, geplagtere Männer von allem Volk, als die Finanz-Minister unserer Tage, und aus welchem anderen Grunde mit, als weil ihnen der Aaron fehlt, der jenem, da er selbst einer schweren Sprache und Zunge sich anklagte, zur Seite stand, und ihn mit seiner Beredsamkeit beim Pharao unterstützte?

Die Zeiten sind vorüber, wo es ein französischer Finanz-Minister vor der Revolution wagen durfte, zu dem (nachherigen) Preussischen Minister von der Horst zu sagen: On a de la peine, à s'imaginer, combien c'est une affaire facile, que le maniement des finances. J'ai mon sécrétaire; celui-ci a ses commis, c'est bien une centaine; ils lui font leurs rapports, il en fait des extraits et me les présente: c'est alors l'affaire d'une demi-heure.

Was soll man aber von unsern Finanz-Gesetzen sagen, so lange ihnen, dem Geiste des Judenthums gemäß, das kein Gesetz zu geben wußte, ohne die Strafe der Uebertretung hinzuzufügen, der Fluch, so zu sagen, zur Seite steht, nicht, dem Geiste des Christenthums gemäß, das freie und willige Befolgung des Gesetzes aus inniger Ueberzeugung verlangt, Liebe zu Fürst und Vaterland ihre Ausübung bedingt!

Wohl mag es eine herrliche Aufgabe seyn, Bürger für den Himmel zu erziehen. Aber wenn das himmlische Bürgerthum sich nur erlangen ließe, ohne dem irdischen Bürgerthum, und allen Pflichten, die dasselbe von jedem Staatsbürger fordert, volle Genüge geleistet zu haben; und wenn hinwiederum die Pflichten desselben sich mit Lust und Freude erfüllen ließen, ohne den Werth des staatsbürgerlichen Lebens und die Vortheile, die uns dasselbe verschafft, ja wie wir ohne dasselbe in gesitteter menschlicher Weise gar nicht zu existiren vermöchten, in ihrem ganzen Umfange erkannt zu haben?

Wo wird aber solches dem Volke gelehrt? Wer unterrichtet dasselbe von dem Wesen des Staates? Wer

bringt die Vortheile bei ihm zur vollen Anschauung, die es dem staatsbürgerlichen Leben verdankt, und erweckt bei ihm auf solche Weise die wahren Tugenden der Dankbarkeit, Liebe und Gerechtigkeit gegen Regierung und Mitbürger?

Und doch klagt man über schlechte Finanz-Wirthschaft in vielen Staaten, und tadelt den Finanz-Minister, wenn er, von einer vollkommenen Landes-Statistik eben so entblößt, als der moralischen Triebfedern und Hülfsmittel beraubt, isolirt dasteht, und fortdauernd den Kampf mit der List und Unredlichkeit der eigenen, wie der fremden Staatsbürger bestehen muß, die nur zu oft die allervollkommensten Finanz-Berechnungen zu Schanden machen!

Was die vielen Theorieen und Lehrbücher der Finanz-Wissenschaft anbetrifft, so ist es um dieselben gewiß eine herrliche Sache; wenigstens verdient das Bestreben immer mehr Licht und Klarheit in diesen Gegenstand zu bringen, alles Lob. Aber zuletzt leisten sie für die Ausführung ungefähr eben das, was die vielen Systeme und Lehrbücher der Moral mit allen in ihnen vorgetragenen theoretischen Tugenden des Aristoteles und allen Cardinal-Tugenden des heil. Thomas von Aquinum in ihrem Gefolge. Jedermann liest sie, und ist von den herrlichen Lehren und Vorschriften erbaut, die sie geben; Niemand aber ist im Stande, sie zu befolgen und zur Ausübung zu bringen, sei es, daß die vorhandene Schwäche der menschlichen Natur überhaupt, oder Mangel an Selbstkenntniß und unzählige äußere Hindernisse, im Wege stehen.

So sind in der Regel die in den Lehrbüchern der Finanz-Wissenschaft aufgestellten Theorieen und Lehrsätze

gar anmuthig zu lesen; nur daß sich ohne Ausnahme in jedem Staate eine Menge Hindernisse finden, welche der Ausführung dieser Theorieen sich entgegenstellen, und daß nur zu oft die größten Uebelstände herbeigeführt werden würden, wenn dennoch ein Finanz-Minister es irgendwo unternehmen wollte, sie ohne weiteres in Anwendung zu bringen; so daß hierbei in der Regel gilt, was, wenn ich nicht irre, der berühmte Burke dem nicht minder berühmten Adam Smith zur Antwort gab: „Doctor, tragt eure Wissenschaft auf dem Katheder vor, so viel ihr wollt; nur seid uns Staatsmännern nicht anmuthen, sie sofort zu verwirklichen."

Welchen unendlichen Nutzen müßte es gewähren, wenn wir, statt der vielen Lehrbücher, nur erst von einem halben Dutzend der bedeutendern Staaten, neben einer genügenden Darstellung der in ihnen in den verschiedenen Zeiträumen vorhanden gewesenen geistigen und physischen Staatskräfte, eine vollständige Geschichte ihrer Finanz-Verwaltung besäßen! Das würde in der That ein mächtiges Förderungsmittel für die Theorie abgeben, bei der noch immer die Praxis den sonst unumstößlichen Satz nur zu oft zu Schanden macht, daß 2 mal 2 gleich 4 sei; so wie sich zuletzt aus einem halben Dutzend mit Wahrheit abgefaßten Biographieen eine vollständigere Kenntniß der menschlichen Natur erlangen läßt, als aus allen den vielen a priori entworfenen Lehrbüchern der Moral, worin der Mensch dargestellt ist, wie er nach den Ideen des Studiertisches seyn sollte, ohne daß die Wirklichkeit ihm, diesen Ideen gemäß zu leben, verstattet.

Ich wiederhole nochmals, daß ich es als einen ganz besondern Vorzug des von Jacob'schen Werks anerkenne, daß sich in demselben überall so viel Beispiele aus der Wirklichkeit beigebracht finden, und überhaupt nicht sowohl irgend ein vorgefaßtes System, als vielmehr Erfahrung, die Grundlage desselben ausmacht. Vale et fave.

A. W.

Berichtigungen
für das sechste Heft dieses Jahrganges.

S. 138. Z. 8. v. o. lies, statt Nessers, Nassers. — S. 164. Z. 10. v. u. lies, statt 1157, 1175. — S. 201. Z. 1. v. u. lies, statt das Episcopat, der Episcopat.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ueber die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines kürzeren Weges nach Ostindien.

Wer das Vorstehende mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Eroberung von Constantinopel durch die Türken, so wie die Bildung desjenigen Reichs, welches seitdem die europäische Türkei genannt worden ist, im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts durchaus nicht zu verhindern war. Verdampft war jene Begeisterung, welche die Päbste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts benutzt hatten, um den Antrieb zu den Kreuzzügen zu geben; verloren das Ansehn, nach welchem sie der europäischen Welt als Statthalter Gottes auf Erden, als rechtmäßige Universal-Monarchen, erschienen. Es hatte sich während des vierzehnten Jahrhunderts die Ueberzeugung gebildet, daß rein-kirchliche Institutionen nicht hinreichen zur Feststellung der gesellschaftlichen Ordnung; und die Aufgabe war von diesem Augenblick an, das her-

beizuführen, wodurch die Gesellschaft unabhängig wird von Orakel-Sprüchen und von allen den Betrügereien, welche keinen anderen Endzweck haben, als sie in einer ewigen Blindheit über sich selbst zu erhalten. Das stärkste Hinderniß, das hierbei überwunden werden mußte, war der innige Zusammenhang, worin Priesterschaft und Adel durch die Feudalität mit einander standen. Diesen Zusammenhang aufzuheben, waren Könige und Völker gleich sehr beflissen: jene, weil ihr Ansehn, diese, weil ihre Freiheit auf der Vernichtung der Feudalität beruhete. Beide machten gemeinschaftliche Sache; allein die Fortschritte konnten nur langsam seyn, weil das, was unterdrückend in ihrer Mitte stand, nicht aufhörte, seine Usurpationen als Rechte zu vertheidigen. Am heftigsten war der Kampf in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, sowohl in England, als in Frankreich und in Deutschland; und darum wurde es einem asiatischen Volke leicht, sich in Europa einzudrängen, wo es in keiner Beziehung paßte.

Durch das Daseyn der europäischen Türkei war eine bleibende Scheidewand gezogen zwischen Europa und Asien. Jerusalem, das ganze Mittelalter hindurch der Schwerpunkt für alles Kirchliche, der Herd für alles Ideelle, woburch man die düstere Gegenwart durch eine strahlende Zukunft erhellet — Jerusalem trat allmählig so sehr in den Hintergrund zurück, daß die Entfernung unüberwindlich schien: derselbe Ort, welcher in früheren Jahrhunderten das Ziel einer Sommerreise gewesen war, wurde, nach und nach, so entlegen gedacht, daß er mit Peking auf Einer Linie zu stehen

kam; und wie hätte dies wohl geschehen mögen, ohne einen großen Theil von derjenigen Gesinnung zu zerstören, welche die Stärke der kirchlichen Regierung ausmachte! Aehnliches widerfuhr den übrigen großen Städten West-Asiens. Mahomed der Zweite war nicht so sehr Barbar, daß er die vortheilhafte Lage Constantinopels für den Handel übersehen hätte; die Anlegung eines Dardanellen-Schlosses auf europäischem Grund und Boden, durch welche Scheingründe er dieselbe auch bei dem letzten Kaiser des paläologischen Geschlechts rechtfertigen mochte, hatte von seiner Seite keinen anderen Zweck, als den ganzen Handel, den Europa bisher durch die Venetianer, Genueser, Pisaner und Florentiner nach dem schwarzen Meere geführt hatte, in seine Hände zu bekommen, und folglich ganz West-Europa in dieser Beziehung von sich abhängig zu machen. Die Schiffe der eben genannten Nationen verschwanden aus der Propontis; Alexandrien blieb der einzige Punkt, in welchem Europa und Asien sich fernerhin berührten. Indeß war dadurch sehr wenig gewonnen; denn, indem alle Handels-Concurrenz wegfiel, weil die Mamelucken-Regierung nur mit den Venetianern zu thun haben wollte, entstand ein monopolistischer Verkehr, wie Europa ihn bis dahin nie kennen gelernt hatte. Dies ist die glänzendste Periode der Republik Venedig, wo sich die Reichthümer Europa's anhäuften, während die Staats-Inquisition mit einem Aufwand von Geist, der in einer rein-despotischen Regierung schwerlich jemals seines Gleichen gefunden hat, gewissenhaft dafür sorgte, daß die errungenen Vorzüge gesichert blieben. Wir werden weiter unten sehen,

zu welchen Krisen dies führte. Jetzt verfolgen wir den Gang der europäischen Begebenheiten, um zu zeigen, auf welche Weise die Verlegenheit, die durch Mohamed den Zweiten herbeigeführt war, zuerst vermindert wurde. — Wollte man sich in eine umständlichere Vergleichung des Eindringens der Türken in den Süd-Osten von Europa, mit dem Eindringen der Westgothen in den Süden der pyrenäischen Halbinsel einlassen: so würde daraus, bei aller Verschiedenheit, eine auffallende Aehnlichkeit hervorgehen. Beide Völker brauchten Jahrhunderte, ehe sie ihren Zweck erreichten; das Schicksal selbst warf ihnen große Hindernisse in den Weg. Wenn die Türken durch die Erscheinung Dschingisthans im dreizehnten, und durch die Erscheinung Timurs im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts aufgehalten wurden: so sahen die Westgothen sich durch eine Vielherrschaft gehemmt, welche Reibungen nach sich zog, die nur sehr allmählig überwunden werden konnten. Im Uebrigen erreichten beide Völker ihr Ziel in einem und demselben Zeitraume; denn die Eroberung von Granada ist von der Eroberung Constantinopels nur durch vierzig Jahre geschieden. Das Resultat dieser beiden Begebenheiten dagegen kann in seiner Verschiedenheit nicht groß genug gedacht werden: denn die Eroberung von Constantinopel hemmte die freie Mittheilung zwischen Europa und Asien, indem sie das schwarze Meer verschloß; die Eroberung von Granada hingegen setzte Europa in Verbindung mit den sämmtlichen Bewohnern des Erdballs, indem sie den atlantischen Ocean, dieses von den Europäern bis dahin gefürchtete Weltmeer, zum Wesen eines Binnensee's herabdrückte. In dieser

Beziehung giebt es keine größere Begebenheit für die europäische Welt, als die Eroberung Granada's durch die vereinigte Kraft der Königreiche Aragon und Castilien.

Vorbereitet war dies Resultat durch alles, was seit dem Schlusse des zwölften Jahrhunderts den Gesichtskreis der Europäer erweitert hatte; hauptsächlich durch die drei großen Erfindungen des Mittelalters, von welchen oben die Rede gewesen ist. In Kraft der Magnetnadel und des kühneren Geistes, den diese unscheinbare Erfindung hervorrief, hatten die Spanier gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die canarischen Inseln entdeckt, und Clemens der Sechste, vermöge des Obereigenthums welches die Päbste, als angebliche Welt-Hierarchen, über alle von kirchlich Ungläubigen bewohnten Länder behaupteten, dem vertriebenen Enkel Alfonso's des Zehnten, Ludwig von la Cerda, jene Inseln gegen einen jährlichen Tribut von 400 Goldgulden geschenkt. Dieser Prinz war zwar nicht so glücklich, den Beistand der Könige von Castilien und Portugal zu finden, auf welche der Pabst ihn angewiesen hatte; er gelangte also nicht zum Besitz der canarischen Inseln. Aber diese behielten ihre Freiheit nur bis im Jahre 1427, wo ein normannischer Ritter, Namens Johann von Bethencourt, den Heinrich der Dritte mit jenen Inseln belehnt hatte, die Eroberung derselben vollbrachte, und sie seinen Erben als castilianisches Lehn hinterließ.

Bethencourts Unternehmungen erweckten die Eifersucht Johanns des Ersten, Königs von Portugal. Den Königen kleinerer Länder ist größere Thatkraft eigen, weil ihr Verhältniß zu mächtigen Nachbarn sie unablässig zur

Entwickelung neuer Gedanken und Entschließungen auf-
fordert. Johann der Erste hatte einen Bürgerkrieg been-
digt, und einen ruhmvollen Frieden mit Castilien ge-
schlossen, als er, bei der Unmöglichkeit, seinen von Na-
tur höchst lebhaften und unternehmenden Unterthanen zu
Lande einen freien Spielraum zu verschaffen, auf den
Gedanken gerieth, ihnen auf dem offenen Weltmeer ei-
nen Tummelplatz zu eröffnen. Eine zahlreiche Flotte ver-
ließ den Hafen von Lissabon, und während die Haupt-
stärke derselben gegen die Küste der Barbarei gerichtet
war, hatten einzelne Schiffe den Befehl, längs der West-
küste von Afrika hin zu segeln und die daselbst gelegenen
unbekannten Länder und Inseln aufzusuchen. Diese wag-
ten sich, mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit, über
das Cap Non hinaus bis zum Cap Bajador. Ein so
glücklicher Versuch reizte zu noch kühneren Unternehmungen;
und indem Heinrich, Herzog von Viseu, ein Bruder des
Königs, voll Geist und Kenntnisse, sich an die Spitze
derselben stellte, war die Entdeckung und Eroberung der
Inseln Porto Santo und Madeira die nächste Frucht
dieser Anstrengungen. Die römischen Päbste dieser Zeit,
auf Concilien geängstigt, und für die Fortdauer ihres
universal-monarchischen Ansehns nur allzu besorgt, er-
mangelten nicht, diese Fahrten zu begünstigen, und Eu-
genius der Vierte verlieh, aus der wunderbaren Fülle
apostolischer Gewalt, den Portugiesen das Recht, von
dem Vorgebirge Bajador bis zu den äußersten Gränzen
des östlichen Indiens Eroberungen zu machen: so frei-
gebig ist die Unwissenheit, wenn Habsucht und Ehrgeiz
ihr zur Seite stehen. Dieselbe Bulle, welche die Ent-

würfe des Prinzen Heinrich heiligte, sicherte den Gottseligen, welche auf diesen Seefahrten das Leben einbüßen würden, die vollkommenste Erlassung ihrer Sündenstrafen im Namen Gottes zu. Das Zeitalter selbst war lange noch nicht aufgeklärt genug, dergleichen Gaukeleien zu verschmähen. Es strömten also aus allen Ländern Europa's Abenteurer nach Portugal, um am Bord portugiesischer Schiffe den Vortheil neuer Eroberungen und Entdeckungen zu theilen. Die Inseln des grünen Vorgebirges, und bald darauf die azorischen, belohnten den Muth, womit man sie aufgesucht hatte, auch durch vermehrte Geschicklichkeit und erweiterte Kenntniß, indeß der portugiesische Name durch ganz Europa wiederhallte. Der Tod des Prinzen Heinrich verminderte zwar den Schwung der Portugiesen, und noch mehr erschlaffte ihre Begierde nach neuen Entdeckungen, als Alfonso der Fünfte, beschäftigt mit seinen Feldzügen in Afrika, dem Lissaboner Kaufherrn, Fernando Gomez, das ausschließende Recht des Handels an den Küsten von Guinea verliehen hatte; doch die Bahn war einmal gebrochen, und indem es nicht an Einzelnen fehlte, die sie auf eigene Kosten verlängerten, gelangte man dahin, das stürmische Vorgebirge jenseits der Linie zu entdecken, dem man, in Erwartung größerer Entdeckungen, die Benennung des **Vorgebirges der guten Hoffnung** gab.

Ein einziger Gedanke beschäftigte in den letzten dreißig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts die west-europäische Welt; und dieser war kein anderer, als daß es möglich sei, sich mit Asien auf einem anderen Wege in Verbindung zu setzen, als der bisherige gewesen war.

Die Eroberung von Constantinopel durch die Türken, und der Monopol-Geist der Venetianer hatten diesen Gedanken ins Leben gerufen. Durch Marco Polo's Nachrichten über den ungeheuren Umfang der asiatischen Reiche belehrt, und durch die Sicherheit, welche die Magnet-Nadel allen Unternehmungen zur See gab, gestärkt, durfte man nicht daran verzweifeln, die große Entdeckung zu machen, welche Unabhängigkeit von Constantinopel und Alexandrien gewährte. Mehr zu wünschen, fiel schwerlich den kühnsten Geistern ein. Die wahre Beschaffenheit der Erde in Ansehung des Verhältnisses des Flüssigen zu dem Festen war etwas, worüber keine Theorie belehren konnte; dies mußte durch die Erfahrung erworben werden, und eben deswegen dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß selbst die einsichtsvollsten Männer dieser Zeit zu Voraussetzungen hinneigten, von welchen keine gegründet war.

So oft im Gebiete der Wissenschaft die Ahnung sich an die Wahrheit anreihet, entstehet eine muthvolle Unruhe, die sich nicht beschwichtigen läßt; man will alsdann, es koste, was es wolle, in das Heiligthum der Erkenntniß eindringen, um verwirklicht zu sehen, was man als wirklich gedacht hat. Dies gerade war die Stimmung einzelner Gemüther in den letzten zwanzig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts. Niemand aber unterlag ihr mehr, als Christoph Colon, ein Genueser, der, von Jugend auf zum Seedienst gebildet, unter Gefahren aller Art jenen Heldensinn erworben hatte, für welchen selbst das Größte nur das eben Rechte ist. Colon hatte eine Zeit lang in Diensten Ludwigs XI., Königs

von Frankreich, gestanden, als er, nach einer Reihe von Seefahrten, an Portugals Küste geschleudert, die Aufnahme fand, die für Männer von Talent allein befriedigend ist. Durch seine Vermählung mit der Tochter Perestrello's, des Entdeckers von Madeira, kam er in den Besitz der Tagebücher und Seekarten seines bereits verstorbenen Schwiegervaters; und es ist zu glauben, daß dadurch in ihm alle die Gedanken angeregt wurden, die ihn zum Entdecker eines bis dahin unbekannten Welttheils machten. Gewohnt, mit seinem tiefsinnigen, ideenreichen Geist über Bekanntes und Vorhandenes hinaus zu gehen, errieth er schnell, was frühere Seefahrer gewollt hatten, und wie das von ihnen erstrebte Ziel auf einem kürzeren Wege zu erreichen sei. Daß der große Ocean unbekannte Länder umfasse, stand als Heischesatz unerschütterlich in seiner Seele fest; und wenn er bei sich selbst annahm, daß er, westlich segelnd, nach Indien gelangen würde: so rührte dies daher, daß er sich dies Land in einer solchen Ausdehnung dachte, daß die westliche Halbkugel damit ausgefüllt würde. Unstreitig war diese Voraussetzung irrig: aber dieser Irrthum war sogar nothwendig; und indem er mehr auf Namen, als auf der Sache selbst beruhete, mußte er zu einer so großen Entdeckung führen, wie die der neuen Welt war.

Seinen Schlüssen und der darauf gebauten inneren Anschauung vertrauend, eröffnete er, voll Vaterlandsliebe, seinen Entdeckungsplan der genuesischen Regierung, als ein unfehlbares Mittel, sie für alle die Verluste zu entschädigen, welche sie, seit der Eroberung von Constantinopel durch die Türken, gelitten hatte — als das Mit-

tel, jenen wichtigen Handel, den die Venetianer über Aegypten und den arabischen Meerbusen unterhielten, in ihre Gewalt zu bringen. Allein die Regierung Genua's hatte keinen Sinn für diesen Vorschlag, es sei nun, weil sie ihn in dem Lichte einer Schwärmerei betrachtete, oder weil sie vernünftig genug war, sich selbst zu sagen, daß ihre Kräfte zur Umfassung eines so großen Zieles nicht hinreichten, und daß Genua sich wesentlich auf bloßen Zwischenhandel beschränken müsse. Hier zurückgewiesen, wendete Colon sich an den König von Portugal; doch Juan der Zweite, der eigenen Einsicht mißtrauend, übertrug die Beurtheilung des eingereichten Entwurfs drei vertrauten Räthen, und diese, entweder aus Eifersucht oder aus Kurzsichtigkeit, berichteten so unvortheilhaft, daß der König den Entdeckungsplan, der ihn über alle Könige der europäischen Welt erheben sollte, sogleich fallen ließ. Genöthigt, mit seinem guten Willen Könige zu bereichern, in der Luft zu schweben, ging Colon nach Spanien. Hier fand er bei Ferdinand und Isabella zwar Eingang; doch stellten sich bald Hindernisse anderer Art ein. Die wichtigste Angelegenheit für Spaniens Könige war um eben diese Zeit — die Eroberung des Königreichs Granada: eine Angelegenheit, die ihre Kräfte so in Anspruch nahm, daß jede andere weichen mußte. Es kam dazu, daß Ferdinand von Talavera, der Beichtiger der Königin, entscheiden sollte, und daß dieser Schul-Theolog in den Nebelwolken kirchlicher Heiligkeit unbekümmert geblieben war um alle die Fortschritte, welche ein Jahrhundert in der Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner gemacht hatte. Ferdinand

von Talavera rief zwar gelehrte Männer zu Hülfe, so gut er sie finden konnte; doch so ausschließend herrschte die Metaphysik in den Köpfen dieser Zeit, daß des Beichtigers Freunde nicht einmal die ersten Gründe faßten, worauf Colon seine Behauptungen und Entwürfe stützte. Und so konnte es nicht fehlen, daß der entschlossene Mann den Bescheid erhielt: „der Hof trage Bedenken, sich während des Krieges in neue, gewagte und kostspielige Unternehmungen einzulassen, die höchstens eine Hoffnung gewährten.“ Colon's Unternehmen war im Grunde weder neu, noch gewagt, noch kostspielig; aber das bringt die Natur der Höfe mit sich, daß sie ihre Beschlüsse selbst auf Kosten handgreiflicher Wahrheit geltend machen. Eigentlich hatte Colon von Glück zu sagen, daß man seinen Antrag nicht gotteslästerlich fand: so unumschränkt herrschte die Theologie in Isabella's Nähe.

Innigst durchdrungen von der Größe des Gegenstandes, auf welchen seine Geisteskraft sich einmal geworfen hatte, sendete er, weil die Beendigung des granadischen Krieges sich nicht absehen ließ, seinen Bruder Bartolomeo an Heinrich den Siebenten, König von England; doch dieser Glücksbote wurde unterweges von Seeräubern geplündert, und mußte nach seiner Ankunft in England erst durch Landkarten-Zeichnen so viel erwerben, daß er sich dem Könige vorstellen konnte. Die Zeit, welche darüber verstrich, war nur allzu peinlich für den ungeduldigen Colon. Schlecht unterrichtet von dem Schicksal des Bruders, ließ er nicht ab, in Spanien Diejenigen aufzusuchen, die er für seinen Entwurf zu be-

geistern hoffen durfte; und wirklich gelang es ihm, außer Alfonso de Quintanella, Oberaufseher der Finanzen im Königreich Castilien, und Luis de Santangel, Einnehmer der geistlichen Einkünfte im Königreiche Aragon, den Prior des Klosters Rabida bei Palos für sich zu gewinnen. Als nun, gegen alle Erwartung, der granadische Krieg im Anfange des Jahres 1492 beendigt war, traten die beiden erstgenannten Männer vor die Königin Isabella, und äußerten ihre Verwunderung darüber, daß sie, als hochherzige Beförderin aller kühnen Bestrebungen des menschlichen Geistes, den herrlichsten Entwurf, der jemals einem Monarchen vorgelegt worden, zurückweisen könne. Sie führten zugleich an, daß Colon in Begriff stehe, nach England zu gehen; und gerade dies führte die Entscheidung herbei. Colon, nach Santa Fe, der von Isabella in Granada neu angelegten Stadt berufen, erhielt das Versprechen, daß ihm jede Unterstützung zu Theil werden sollte, welche die Umstände zuließen. So entschlossen war Isabella, in dieser Sache für sich selbst zu handeln, daß sie sogar ihren Schmuck verpfänden wollte. Dieser Unannehmlichkeit überhob sie Santangel, indem er sich erbot, die zur Unternehmung nöthige Summe vorzuschießen. Es wurde nun ein förmlicher Vertrag mit Colon geschlossen: ein Vertrag, nach welchem er zum Groß-Admiral in allen Meeren, und zugleich zum Vice-König auf den Inseln und festen Ländern, die er erobern würde, ernannt wurde. Ihm und seinen Erben wurde der Zehnte von dem reinen Gewinn der entdeckten Länder zugesichert; und da er ein Achtel zur Ausrüstung beizutragen sich anheischig gemacht

hatte, so sollte er in eben diesem Verhältniß an dem Gewinne des Seezuges Theil nehmen. Man sieht hieraus, welchen mäßigen Begriff die Contrahirenden von dem Erfolge ihres Unternehmens hatten.

Die Ausrüstungskosten betrugen etwa 24,000 Thlr. Das dem Groß-Admiral übergebene Geschwader bestand aus drei kleinen Schiffen, welche zu nichts weniger gebauet waren, als zu einer langen Reise auf hoher unbekannter See. Neunzig Mann, größten Theils Matrosen, sollten Inseln und Länder erobern. Den Groß-Admiral begleiteten außerdem etwa hundert Abenteurer, welche daran verzweifelten, ihr Glück in Spanien zu machen. Der 3. Aug. des J. 1492 wurde zum Tag der Abreise bestimmt, und diese sollte von Palos aus Statt finden. Den Tag vorher verrichtete Colon mit seinen Gefährten in dem Kloster Rabida seine Andacht. Begleitet von einer Menge Volkes, das den glücklichen Erfolg des kühnen Unternehmens mehr wünschte, als hoffte, ging der Groß-Admiral an Bord seines kleinen Geschwaders.

Der erste Anfang war erwünscht; doch gleich am zweiten Tage zerbrach ein Steuerruder, und die Abweichung der Magnet-Nadel, dieses untrügliche Zeichen nahender Gefahr, erfüllte die Gemüther des Schiffsvolkes mit Angst und Entsetzen. Die Stimmung wurde in eben dem Maße mürrischer, worin man sich in den Ocean verlor, bis endlich die Nothwendigkeit des Vordringens die innere Freiheit zurückgab. Von Gomera, einer der canarischen Inseln, ging Colon am 6. September westwärts in das Weltmeer. Jeden Augenblick glaubten die Unwissenden das Ziel ihrer Bestrebungen erreichen zu kön-

nen, und immer sahen sie sich getäuscht. So verstrich der Zeitraum vom 6. Sept. bis zum 12. Oct., nicht ohne mancherlei Beschwerden für den Groß-Admiral, indem seine ungeduldigen Gefährten nicht selten zur Empörung überzugehen droheten, wenn sie auf größere Hindernisse stießen.

Es ist das Vorrecht selbstständiger Geister, daß sie die beherrschen, welche es weniger sind. Gerade vermöge dieses Vorrechts beschwichtigte Colon jede Unzufriedenheit, die gegen ihn im Gange war. Als gegen den 12. October die Empörung am heftigsten wüthete, sprach er mit göttlicher Zuversicht: „nach drei Tagen sehet ihr Land und Gold;" und plötzlich entstand eine Ruhe, als ob die Gottheit selbst geboten hätte. Wirklich landete er am dritten Morgen an einer lucayischen Insel, in der Landessprache Guanahani genannt; es war dieselbe Insel, welche, von Colon San Salvador genannt, noch jetzt diesen Namen führt. Ohne auch nur zu ahnen, daß es eine bloße Insel sei, entdeckte er hierauf Cuba; und da die Einwohner von Guanahani auf die Frage, woher das Metall käme, das sie auf ihren Nasen führten, nach Süden hingezeigt hatten: so eilte er ohne Rast von Cuba nach Haiti, wo er eine längere Zeit verweilte.

Noch immer lebte der Gedanke in ihm, daß er Asiens Westküste gefunden habe; und nichts vermochte ihn aus diesem Irrthum zu reißen. Ueberall sammelte er, außer dem Golde, die Erzeugnisse des Landes, welche Gegenstände des Handels werden konnten. Als er sich damit reichlich genug beladen hatte, kehrte er von seiner

ersten Entdeckungsreise nach Spanien zurück, zufrieden, daß er etwas aufweisen konnte, was zu einer größeren Unternehmung einlud. Auf Haiti, von ihm Hispaniola genannt, einige Mannschaft zurücklassend, kam er, nach unsäglichen Beschwerden, den 15. März 1493 wieder in Palos an.

Da der Hof sich gerade in Barcellona befand, so durchzog er Spanien der Länge nach, um vor dem Throne Isabella's und Ferdinands mündlichen Bericht von seinen Entdeckungen abzustatten. Mit welchem Vergnügen er empfangen wurde, läßt sich schwerlich sagen. Beim Anblick des edlen Goldes, der bunten Vögel und der grotesk geschmückten Menschen, die er aus der neuen Welt mitgebracht hatte, vergaß der Hof, daß er den jetzt so gefeierten Mann noch vor neun Monaten für einen Träumer und eitlen Projectmacher gehalten hatte. Was man sah, was man hörte, was man zu erwarten sich berechtigt glaubte — alles setzte in Erstaunen und Spannung; und indem von nun alle Gemüther für Colons Unternehmen gewonnen waren, fehlte es nicht an Kräften zur Unterstützung desselben: so sehr entscheiden die Leidenschaften über alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, so plötzlich verwandelt sich bisweilen die Schwäche in Stärke. Die Kunde von Colons Entdeckungen ging schnell über Europa hin, und schwerlich gab es am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts ein Reich auf diesem Erdtheile, wo man Spaniens Könige nicht beneidet hätte. Das Zeitalter war noch allzu barbarisch, die Natur der Gesellschaft noch allzu wenig erforscht, als daß man in der Entdeckung der neuen Welt die

Ursache großer Leiden, den Keim fürchterlicher Umwälzungen hätte ahnen sollen.

Ferdinand und Isabella, erfreut von dem Zuwachse, den ihre Macht erhalten hatte, noch mehr erfreut von den Aussichten, die sich ihnen darboten, versagten nichts von dem, was ihr Groß-Admiral fordern mochte. Auf seinen Rath wurde ein Geschwader von achtzehn Schiffen ausgerüstet, und nicht weniger als funfzehn hundert Mann gingen dies Mal an Bord derselben. Unter ihnen befanden sich mehrere Edelleute, welche in ansehnlichen Aemtern gedient hatten; ihre Bestimmung war, in dem neu entdeckten Lande zu bleiben, und eine spanische Colonie gründen zu helfen. Es kam also auf nichts Geringeres an, als die gemachten Entdeckungen in Eroberungen, d. h. in Eigenthum zu verwandeln; und gerade hierin offenbarte sich der Geist des Jahrhunderts, dem jede Ahnung von Freiheit und bloß freundschaftlichem Verkehr unter entfernten Nationen durchaus fremd war. Eben deswegen eilten auch Spaniens Monarchen, sich in dem Besitze der in der neuen Welt entweder schon gemachten oder noch zu machenden Erwerbungen bestätigen zu lassen; und Alexander der Sechste war es, der diese Handlung universal-monarchischen Ansehns mit der vollen Großmuth eines Mannes vollzog, der über fremdes Eigenthum verfügt. Dieser merkwürdige Pabst, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird, hatte kein anderes Bedenken, als daß er durch allzu große Nachgiebigkeit gegen seine Landsleute, die Spanier, den Portugiesen schaden könnte. Unbekümmert, ob die Erde eine Kugel oder eine platte Scheibe sei, durchschnitt

er

er sie ungefähr in der Mitte zwischen den Entdeckungen der Portugiesen und denen der Spanier, und gab Jedem eine gleich große Hälfte: er zog nämlich von einem Pol zum andern der Länge nach eine Linie, welche hundert Seemeilen von den azorischen Inseln westwärts vorbei ging, und bestimmte, daß alles, was dieser Linie westlich läge, zu Castilien, hingegen, was ihr östlich läge, zu Portugal gehören sollte. Man nannte dies die Marcations-Linie. Wie lächerlich dies Verfahren auch war, so zeigte doch König Johann der Zweite von Portugal sehr ernstliche Unzufriedenheit mit dem, was er die Partheilichkeit des Pabstes für Spanien nannte; und um auf seiner Eroberungsbahn weniger gestört zu werden, bewilligte Spanien im Vertrage von Tordesillas (1494) den Portugiesen 360 Seemeilen. So entstand die sogenannte Demarcations-Linie, welche von anderen Völkern in Ehren gehalten wurde, so lange man glaubte, daß der Pabst Gottes Statthalter auf Erden sei. Die Reformation der Kirche und die Entdeckung von Amerika haben, wie alles, was den Zustand der Gesellschaft angeht, sich, wo nicht gleich Anfangs, doch in ihren Resultaten gegenseitig bestimmt; und wenn seit etwa drei Jahrhunderten alle gesellschaftliche Verhältnisse in Europa verändert worden sind: so muß man, um irgend einen Causal-Zusammenhang in dieser Veränderung wahrzunehmen, auf den Umstand zurückgehen, daß die Reformation zu einer Zeit losbrach, wo die Eroberung des festen Landes von Amerika in vollem Gange war. Habsucht und Golddurst waren ganz unstreitig die wahren Triebfedern jener großen Unternehmungen, welche damit

endigten, daß Amerika ein Bestandtheil der europäischen Welt wurde. Doch der Mensch hat zu allen Zeiten seine Gebrechen hinter glänzenden Vorwänden zu verbergen geliebt. Ausbreitung des kirchlichen Glaubens und Verherrlichung des Namens Jesu wurden also als die vorzüglichsten Beweggründe zu jenen Abenteuern angegeben, welche am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts Europa's Blicke auf die pyrenäische Halbinsel richteten. Die Heuchelei, welche dabei obwaltete, fand ihre volle Widerlegung in dem barbarischen Verfahren Derer, denen das Eroberungsgeschäft übertragen war; und indem diese Grausamen sich zuletzt nur dadurch retten konnten, daß sie rund um sich her eine Wüste bildeten, gaben sie den vollständigsten Beweis, daß ein Kirchenthum, das sich auf eine die Menschlichkeit so empörende Weise mißbrauchen läßt, ohne Werth ist. So arbeitete die Entdeckung von Amerika der Reformation in die Hände; und diese ermangelte nicht, die Grausamkeit der ersten Entdecker dadurch zu bestrafen, daß sie das Fundament ihres Rechtes erschütterte, und so Veränderungen herbeiführte, welche, nach und nach, die Ehre der Menschheit gerettet haben.

Doch wir kehren zu Colons zweiter Entdeckungsreise zurück.

Entdecken, erobern und organisiren sind drei so verschiedene Verrichtungen, daß jede ihren besonderen Mann erfordert, daß man sich also nicht darüber wundern darf, wenn ein Einzelner ihnen nicht in gleichem Grade gewachsen ist. Die, welche, voll Mitleids gegen Colons Schicksale, eine Art von Heiligem in ihm gesehen haben,

dessen Verdienst nie erkannt worden sei, befinden sich wenigstens in so fern in Irrthum, als sich durchaus nicht leugnen läßt, daß dieser Mann sich in der Nothwendigkeit befand, große Fehlgriffe zu machen. Seine eigentliche Bestimmung war das Entdecken; was darüber hinausging, oder vielmehr hinausgehen mußte, weil Ferdinand und Isabella befriedigt seyn wollten, hätte nie ein Gegenstand von Anforderungen an ihn seyn sollen; und zwar um so weniger, weil er im Gebrauch seiner Mittel so ungemein beschränkt war. Bei der ersten Eroberung Amerika's mußte es sehr tumultuarisch hergehen; dies leuchtet ein, sobald man erwägt, daß der zu erobernde Gegenstand unbekannt war, daß man folglich mit keiner Art von Methode zu Werke gehen konnte. Es kam dazu, daß die Spanier in ihrer Unbekanntschaft mit der Sprache, den Sitten, den Gewohnheiten der Urbewohner nur Gewalt da üben konnten, wo sie die Gemüther hätten gewinnen sollen. In Sagen dieser Art führt jeder Schritt zur Grausamkeit. Da nämlich eine Vereinigung der Kraft mit der Gegenkraft unmöglich ist, weil alle Bedingungen der Vermittelung wegfallen: so denkt man gegenseitig nur auf Vernichtung, und vollzieht diese, so gut man kann. Dies ist der wahre Grund, weshalb die meisten Eroberungen sich in Zerstörungen aufgelöset haben. Wie menschlich die Anführer auch denken mochten, so waren sie doch nie in Stande, die Forderungen auf beiden Seiten zu befriedigen.

Als Colon auf seiner zweiten Fahrt bei Hispaniola anlangte, fand er keine Spur von der Besatzung, die er auf dieser Insel zurückgelassen hatte; die Einwoh-

ner hatten sie vertilgt, um sich wegen der Gewalt und Frevelthaten zu rächen, deren Gegenstände sie gewesen wären. Ein solches Ereigniß war allzu natürlich, um — zu befremden. Um ein ähnliches für die Zukunft zu verhüten, gründete Colon die Stadt Isabella auf der Nordküste. Doch wie hätte der Bau derselben vorrücken können? Nicht um zu arbeiten, nicht um Ländereien urbar zu machen, nicht um das Eigenthum der Urbewohner in Ehren zu halten, waren seine Gefährten ihm in eine so ferne Gegend gefolgt, wohl aber um sich plötzlich zu bereichern, um zu plündern, um, mit fremdem Gute beladen, so bald wie möglich nach Spanien zurückzukehren. Vielleicht bewiesen sie dem Anführer Anfangs einigen Gehorsam; als sich aber allmählig unter dem Einflusse eines heiß-feuchten Klima's die Schwierigkeiten häuften, gaben sie das angefangene Werk wieder auf, und durchstreiften die Insel auf Raubzügen, welche ihren Erwartungen besser entsprachen. Colon, welcher inzwischen auf neue Entdeckungen ausgelaufen war, um das rechte Indien, das er noch immer suchte, zu finden — Colon fand bei seiner Zurückkunft von Jamaika alle Eingebornen in Aufruhr gegen Eingedrungene, welche ihren Frieden störten, ohne daß sie je erfahren konnten, weßhalb man ihnen also mitspielte. Wie gut oder wie schlecht er den Frieden wiederherstellte, läßt sich nicht wohl bestimmen; aber in der Natur der Sache lag, daß er erst Waffen gebrauchte, und dann die Ueberlegenheit, welche die Spanier durch Kriegsfertigkeit, Pferde und Hunde hatten, zur Erzwingung ordentlicher Abgaben an Goldkörnern und Baumwolle — diesen für den

Hof einzig nutzbaren Erzeugnissen der Insel — gebrauchte.

Es war im Jahre 1495, wo Amerika den Europäern die erste Abgabe entrichtete: eine Abgabe, woran der freie Wille keinen Antheil hatte. In den Herzen der Haitier wüthete eine Verzweiflung, die zu Selbstmord und zu Vereinzelung in Gebirgen trieb; in den Herzen der Spanier hatte die Reue ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Getäuscht in ihren Erwartungen, erhoben Die, welche nach Europa zurückkamen, laute Beschwerden gegen den Groß-Admiral, als einen Habsüchtigen, der nur für sich allein einscharren wolle. Diese Beschwerden bestimmten Ferdinand und Isabella, den Kammerjunker Aguada nach Hispaniola zu senden, um die Verwaltung und das Verfahren des Vice-Königs zu untersuchen. Aguada überzeugte sich leicht, daß in Colons Lage nichts schwieriger sei, als Denen genug zu thun, welche in getäuschten Erwartungen den Stoff zu einem unendlichen Mißvergnügen fanden. Indeß verlangte er, in Folge der ihm gewordenen Vollmacht, daß der Groß-Admiral in den Angelegenheiten der Insel nichts ohne seine Einwilligung verfügen sollte; und da Colon diese Unterordnung, bei welcher der mit ihm abgeschlossene Vertrag gänzlich aus den Augen gesetzt war, verschmähete: so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich selbst nach Spanien einzuschiffen, um sich vor Ferdinand und Isabella persönlich zu rechtfertigen.

Das Gold, die Perlen, die Baumwolle und die übrigen kostbaren Güter, welche er mitbrachte, bestimmten den Hof leicht zur Anerkennung seiner Unschuld; wie

schwer war es an und für sich, über Verhältnisse zu erkennen, deren erster Charakter die Gewaltthätigkeit war! Es wurde eine ansehnliche Flotte zu neuen Unternehmungen versprochen; aber die Ausrüstung derselben unterblieb, nicht weil der Bischof von Badajoz, Minister der jetzt so genannten westindischen Angelegenheiten, Colons Feind war, sondern weil Spanien, wegen des Besitzes von Sicilien und Sardinien, nicht ruhiger Zuschauer der Bewegungen bleiben konnte, welche die italiänische Halbinsel in allen ihren Theilen zu verändern droheten. Erst im Jahre Jahre 1498 trat Colon seine dritte Reise an; und da die Begeisterung der Spanier für Unternehmungen dieser Art sehr nachgelassen hatte: so war er genöthigt, die Gefängnisse zu leeren und Verbrecher zu Bürgern der neuen Welt zu machen. Eine furchtbare Wendung, welche die Entdeckung Amerika's nach so wenigen Jahren genommen hatte! Mit sechs Fahrzeugen langte er am acht und zwanzigsten Tage seiner überaus glücklichen Fahrt am unteren Rande des mexikanischen Meerbusens an, entdeckte die Insel Trinidad und das feste Land am Oronoko-Strom, segelte mit großer Gefahr an Paria und Comana hin, und richtete hierauf, von eigener Kränklichkeit, von der Unzufriedenheit des Schiffsvolks, und von dem Mangel an Lebensmitteln genöthigt, seinen Lauf nach Hispaniola. Hier fand er wieder alles in der größten Verwirrung: die zurückgelassene Besatzung hatte sich von der Nordküste nach dem Süden der Insel gezogen, die Stadt St. Domingo angelegt, und unter einem selbstgewählten Anführer die armen Haitier aufs Schrecklichste gemißhandelt. Colons Erscheinung brachte

zwar das bisherige Verfahren zum Stillstand; allein was er an dessen Stelle setzte, verbesserte keinesweges die Lage der Unglücklichen, welche man in nützliche Unterthanen zu verwandeln gedachte. Die Insel wurde von ihm in Bezirke getheilt, die er Spaniern, nach Maßgabe ihres Ranges, zueignete. Dies war der erste Anfang des Encomiendas und Repartimientos, welche so viel Elend über die neue Welt gebracht haben. Von jetzt an entschied das Verhältniß des Herrn zum Sklaven, ohne daß irgend etwas zwischen beiden in der Mitte stand; und zerstörend wurde dies Verhältniß hauptsächlich durch die schweren Arbeiten, zu denen die Haitier sich verurtheilt sahen, um die Habsucht spanischer Abenteurer zu befriedigen. Die ursprüngliche Bevölkerung von Hispaniola ist, nicht unglaubwürdig, auf eine Million angegeben worden. Diese war nach wenigen Jahren durch den von den Spaniern auf dieser Insel eingeführten Bergbau bis auf 60,000 vermindert, und selbst diese schwanden in dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts auf 40,000 zusammen: so sehr war die Erscheinung der Spanier in diesen Gegenden der Pest gleichzusetzen.

Colons Einrichtungen, wie nothwendig sie auch seyn mochten, wenn Hispaniola als spanisches Eigenthum benutzt werden sollte, mußten selbst seinen Gefährten mißfallen: denn, was diese dabei gewannen, blieb immer nur eine Kleinigkeit, verglichen mit ihren Anforderungen; und wo die Ergebnisse gewisser Anordnungen nur auf Zerstörung hindeuten, da erwacht unfehlbar das Mitleid. Diese Gefährten fuhren also fort,

sich über den Groß-Admiral zu beklagen; und je auffallender die Thatsachen waren, die sie gegen ihn anführen konnten, desto mehr mußten Ferdinand und Isabella sich bewogen fühlen, ins Mittel zu treten. Franz von Bobadilla, Ritter des Calatrava-Ordens, wurde demnach abgesendet, Colons Verfahren streng zu untersuchen, ihn, wenn seine Schuld erwiesen werden könnte, ohne Weiteres abzusetzen, und die Regierung der Insel zu übernehmen. Allerdings war bei diesem Auftrage der Vortheil des Richters an die Verurtheilung des Beklagten gebunden; allein in Lagen dieser Art kommt es weniger darauf an, daß das Gerechte geschehe, als daß eine Veränderung bewirkt werde. Vielleicht getraute der Calatrava-Ritter sich, bessere Einrichtungen zu treffen; die Eigenliebe ist reich an Vorspiegelungen dieser Art. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Franz von Bobadilla ließ den Entdecker der neuen Welt in Ketten legen, und nach Spanien abführen; und so war Colon der erste Europäer, der die Fahrt aus Amerika nach Europa in Ketten und Banden machte. Aus Achtung für seine Verdienste wollte der Schiffs-Capitän ihn derselben entledigen; er weigerte sich aber, diese Erleichterung anzunehmen. Als er in Spanien angelangt war, rechtfertigte er sein Betragen in einer freimüthigen Rede vor Ferdinand und Isabella, welche Einsicht genug besaßen, die besondere Nothwendigkeit, worin er sich als ihr Statthalter befunden hatte, zu fassen; allein, wiewohl Bobadilla zurückgerufen wurde, erhielt Colon doch das einmal verschwundene Vertrauen nicht wieder. An seiner Stelle wurde Nicolaus de Ovando, Ritter des Alcantara-

Ordens, als Statthalter nach Hispaniola gesendet: dies forderten die Verhältnisse des Hofes; dies forderte, vor allem, die Politik der Könige, die, so oft etwas mißrathen ist, das Ansehn gewinnen müssen, als ob es gegen ihre Absicht geschehen sei.

Von diesem Augenblick an war Colon um alle die Vortheile betrogen, welche der zu Santa Fe abgeschlossene Vertrag ihm auf eine so unzweideutige Weise verhieß. Zum Ruhme dieses außerordentlichen Mannes muß bemerkt werden, daß sein Eifer hierdurch wenig vermindert wurde. Die Zukunft ahnend, und seinen unvergänglichen Ruhm als Entdecker einer neuen Welt höher achtend, als alle Vortheile des Augenblicks, ließ er nicht ab, eine neue Ausrüstung zu betreiben, und wirklich brachte er es dahin, daß ihm ein Geschwader von vier Schiffen anvertrauet wurde. Es waren nicht die besten, die ihm zu Theil werden konnten; aber gewohnt, jeder Gefahr Trotz zu bieten, jeder Verlegenheit durch die Herrschaft seines Geistes zu entrinnen, ging er muthig an Bord. Er steuerte auf Terra firma zu, und in dieser Richtung entdeckte er die Insel Guanaia, die Erdenge Darien, und die ganze Küste des festen Landes von dem Cap Gracias a Dios bis an einen Hafen, den er wegen seiner Sicherheit und Anmuth Porto bello nannte. In diesen Gegenden ging eins von seinen Schiffen zu Grunde, und ein zweites mußte verlassen werden, weil es gänzlich unbrauchbar geworden war. Er wollte nach Hispaniola gehen, als ein Sturm ihn von Cuba's Küste nach Jamaika verschlug, wo er im Juni 1503 auf den Strand laufen mußte. Ein ganzes Jahr hindurch hatte

er hier mit Widerwärtigkeiten gekämpft, als er endlich von dem Statthalter auf Hispaniola so viel Hülfe erhielt, daß er noch an die Rückkehr nach Spanien denken konnte. Auf dem Wege dahin erfuhr er den Tod der Königin Isabella in dem Hafen von San Lucar. Bei seiner Ankunft in Spanien fand er den König Ferdinand in Streit mit Philipp von Oesterreich, dem Gemahl seiner Tochter, welcher, von dem castilianischen Adel unterstützt, Anspruch auf Isabella's Erbtheil machte. Von Mühseligkeiten und Drangsalen erschöpft, endigte Colon, unter den vorhandenen Umständen mehr übersehen, als vergessen, seine Laufbahn am 20. Mai 1506 zu Valladolid, und vier Monate darauf starb in der Blüthe seines Lebens Philipp von Oesterreich an einer Erhitzung.

Auf Colon läßt sich anwenden, was Tacitus in Beziehung auf Britannien von Julius Cäsar sagt: „daß er diese Insel der Nachwelt mehr gezeigt als überliefert habe" *). Man darf es sogar zweifelhaft finden, ob er sein ganzes Leben hindurch geglaubt habe, der Entdecker einer neuen Welt, d. h. eines vierten Erdtheils, gewesen zu seyn. Indien da suchend, wo es nicht zu finden war, hielt er, während der vierzehnjährigen Periode seiner Entdeckungen, immer den Gedanken fest, daß er es gefunden habe; und nichts war im Stande, ihn aus diesem Irrthum zu reißen, weil er seinen Entdeckungen

*) Primus omnium Romanorum D. Julius cum exercitu Britanniam ingressus, quamquam prospera pugna terruerit incolas ac littore potitus sit, potest videri ostendisse posteris, non tradidisse. Tac. vita Jul. Agric. c. 13.

nicht die Ausdehnung geben konnte, welche dazu erforderlich war. Groß ist unstreitig das Verdienst dieses Mannes; größer sogar (wenn die Erfolge seiner Bemühung in Anschlag gebracht werden), als irgend eine Feder es darzustellen vermag. Dennoch dürften Sie in Irrthum seyn, welche noch immer bedauern, daß der große Continent der westlichen Halbkugel nicht nach ihm Columbia, sondern, nach einem wenig bekannten Amerigo Vespucci, Amerika genannt worden ist. Ueber Dinge dieser Art entscheidet der Zufall; und so wie Vespucci's Verdienste dadurch nicht in helleres Licht getreten sind, daß die westliche Halbkugel seinen Vornamen führt, eben so wenig ist Colons Verdienst dadurch verdunkelt worden. Auch wissen wir nicht einmal, wie es zugegangen ist, daß Amerika diese und keine andere Benennung erhalten hat. Ursprünglich wurde Brasilien so bezeichnet; Spaniens Antheil an dem amerikanischen Festlande blieb ohne andere Benennung, als die von Indien oder Westindien, bis nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Vereinigung von Portugal mit Spanien, welche unter Philipp dem Zweiten zu Stande kam und unter andern auch die Folge hatte, daß Brasilien zu den spanischen Besitzungen des atlantischen Oceans gerechnet wurde, scheint zuerst die Veranlassung zu dem Gesammtnamen „Amerika" gegeben zu haben, damit das Ganze um so sicherer einen einzigen Nacht verbleiben möchte.

Als die Bahn gebrochen, als auf Hispaniola, Cuba und Jamaika die festen Punkte erworben waren, von welchen man ausgehen, und zu welchen man mit gleicher

Sicherheit zurückkehren konnte: da war die Eroberung des festen Landes von Amerika nicht länger mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, nur daß dieselbe wegen der Verwickelungen, worein Spanien während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit Frankreich, Deutschland und Italien gerathen war, mit keiner Ordnung und Methode durchgesetzt werden konnte. Das ganze Werk blieb Abenteurern überlassen. Solche waren Balboa, Almagro, Pizarro und der Priester Hernando de Luque für die südlichen Königreiche, und Ferdinand Cortez für das Königreich Mexiko. Ihr Verfahren ist allzu bekannt, als daß wir uns versucht fühlen könnten, dabei auch nur einen Augenblick zu verweilen. Die Eroberung der größten und bevölkertsten Länder durch eine Handvoll Abenteurer wird immer zum Beweise dienen, daß im Kampfe der Kräfte mit einander nicht die Zahl, sondern der Muth entscheidet. Die Ueberlegenheit der Spanier beruhte auf dem Gebrauche des Schießpulvers, der Pferde, der Hunde: lauter Dinge, welche den Bewohnern Amerika's Schrecken und Erstaunen einflößten, und sie zu dem Wahne bethörten, daß sie es nicht mit Menschen, sondern mit überirdischen Wesen zu thun hätten. Die Spanier selbst, ihre Schwäche fühlend, und fortdauernd die Zahl fürchtend, konnten sich nur durch Grausamkeiten zum Gefühl ihrer Sicherheit erheben. So geschah es, daß sie wie Pest und Erdbeben auf die unglücklichen Eingebornen einwirkten. Wären die Nachrichten von ihrem Verfahren genau, so würde man darin das Verabscheuungswürdigste sehen, was in dem Verhältniß des Menschen zum Menschen möglich ist. Der

achtungswerthe Bartolomeo de las Casas war nur ein schwaches Organ verletzter Menschlichkeit; und dies ist durch nichts so sehr bewiesen, als durch den Untergang der lebenvollen Welt, welche von Menschen zerstört wurden, die sich Christen nannten.

Wir verlassen jetzt Spanien, um die große Umwälzung aufzufassen, welche durch die Entdeckung eines nähern Weges nach Ostindien in allen europäischen Verhältnissen herbei geführt wurde.

Bekanntlich ging diese Entdeckung von Portugal aus, wo sie durch frühere Versuche vorbereitet war. Bei ihren ersten Entdeckungsreisen hatten die Portugiesen schwerlich eine andere Absicht, als die Theile der afrikanischen Küste, die zunächst an ihrem Lande lagen, genauer zu erforschen. Doch Unternehmungsgeist, einmal geweckt und in Bewegung gesetzt, geht immer weiter; und die Portugiesen, wie vorsichtig und langsam auch ihre Operationen seyn mochten, fühlten sich nach und nach bewogen, längs der afrikanischen Westküste weit über den Punkt hinaus zu segeln, den die alte Erdkunde als die äußerste Gränze der Seefahrt bezeichnet hatte. Im Alterthum betrachtete man die heiße Zone für unbewohnbar; und dies war auf die Autorität des Ptolemäus nur allzu allgemein angenommen worden. Die Portugiesen erstaunten also nicht wenig, als sie auf ihren Fahrten in der heißen Zone fruchtbare, von zahlreichen Völkern bewohnte Gegenden fanden. Den Behauptungen eben jenes Schriftstellers zufolge, dehnte das feste Land von Afrika sich in der Breite nach Westen aus. Auch hiervon entdeckten sie das gerade Gegentheil, indem

das feste Land im Westen sich vielmehr zusammen zu ziehen und nach Osten zu wenden schien. Die Aussichten, welche aus diesen Beobachtungen für sie entstanden, gewährten ihnen die Hoffnung, Indien erreichen zu können, wenn sie fortführen, eben den Lauf zu halten, den sie bis dahin verfolgt hatten.

Lebhafter als die Spanier, geriethen die Portugiesen in eine Art von Extase, als die ersten Wunderfahrten nach der neuen Welt ihren verhaßten Nebenbuhlern den Vorsprung zu geben schienen. Da sie unter Johanns des Zweiten Regierung bereits bis zum Cap vorgedrungen waren: so glaubten sie durch Stillsitzen alles einbüßen zu müssen. Ihrer Ungeduld nahm der König Emanuel sich an, sobald er seine Regierung gegen Georg, den natürlichen Sohn des vorigen Königs, gesichert hatte. Den 9. Juli 1497 lief eine kleine Flotte aus dem Tajo, welche, versehen mit allem, was die Vorsichtigkeit dieser Zeiten zusammenzubringen vermochte, die Bestimmung hatte, Indien auf einem den Spaniern bis dahin ganz unbekannt gebliebenen Wege aufzusuchen. An die Spitze dieser Expedition hatte Emanuel einen Mann gestellt, dessen Geschicklichkeit und Muth gleich ausgezeichnet waren. Vasco de Gama — dies war sein Name — hatte Anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil er weder die rechte Jahreszeit zur Abfahrt gewählt, noch sich mit der Eigenthümlichkeit des großen Oceans, durch welchen er steuern mußte, hinlänglich bekannt gemacht hatte; beides vereinigte sich, seine Reise lang und gefährlich zu machen. Indeß umschiffte er das Vorgebirge, das mehrere Jahre hindurch für seine

Landsleute ein Gegenstand der Furcht und Hoffnung gewesen war; und nachdem er die Abgeneigtheit der Einwohner von Mosambique und Mombage auf der süd-östlichen Küste von Afrika kennen gelernt hatte, langte er in dem Hafen von Melinda an, und hatte das Vergnügen, sowohl hier, als an anderen Orten, die er berührte, Völker zu finden, die von den rohen Bewohnern der Westküste gar sehr verschieden waren. Fortgeschritten in sittlicher Bildung, bekannt mit den Künsten des Lebens und mit allem, wodurch ein zusammengesetzter Gesellschaftszustand Kraft und Dauer gewinnt, standen sie selbst mit den entfernten Gegenden Asiens in Handelsverbindungen. Geführt nun von ihren Piloten, segelte Vasco de Gama über den indischen Ocean in der Richtung, welche sie als die nächste bezeichneten, nach Kalikut, und langte daselbst den 22. Mai 1498, zehn Monate und zwei Tage nach seiner Abfahrt aus dem Hafen von Lissabon, glücklich an. Ein Missethäter, deren man ihm einige zu gefährlichen Aufträgen mitgegeben hatte, stieg zuerst ans Land, um Kundschaft einzuholen. Ihn erkannte an der Kleidung ein Kaufmann aus Tunis; und indem beide sich verständigt hatten, machte der letztere sich anheischig, dem portugiesischen Anführer Gehör bei dem Samorin, oder Monarchen von Kalicut, zu verschaffen. Erstaunt über den unerwarteten Besuch eines Volkes, das in Gestalt, Waffen und Sitten so wenig Aehnlichkeit mit anderen Nationen hatte, nahm der Samorin die Portugiesen Anfangs mit der thörichten Bewunderung auf, welche sich nicht selten im Gefolge der Neuheit findet; sobald er aber zur Besinnung gekommen war, dachte er nur dar-

auf, wie er Vasco de Gama und seine Begleiter abschneiden und in seine Gewalt bringen wollte; es war, als hätte er alles das Unglück vorhergesehen, welches für Indien aus dieser ersten Erscheinung der Europäer in seinen Gewässern entstehen sollte. Doch der portugiesische Admiral zog sich mit unerschrockenem Muth und seltner Geistesgegenwart aus allen Gefahren, denen er, sei es in offenen Angriffen oder in geheimen Nachstellungen, ausgesetzt war, und beladen mit vielen von den reichen Erzeugnissen Indiens, ging er nach Lissabon zurück, wo er im Juni 1499, also zwei Jahre nach seiner Abfahrt, anlangte.

Seine Ankunft erregte in Portugal nicht geringere Freude, als Colons Rückkehr in Spanien Erstaunen erregt hatte. Der große Wurf war gelungen: der nähere Weg nach Ostindien entdeckt. Europa, seit vielen Jahrhunderten abhängig von Indien, hatte jetzt das Mittel gefunden, durch unmittelbare Berührung mit demselben der Vertheurung zu entgehen, welche für alle indische Waaren dadurch entstand, daß sie über Arabien nach Alexandrien geschafft wurden, von wo die Venetianer den europäischen Bedarf abholten, und theils im Mittelmeer absetzten, theils nach Brügge und anderen Seeplätzen mit großem Gewinne verführten. Wie groß auch das Erstaunen über die Entdeckung einer neuen Welt seyn mochte: so blieb man doch gleichgültig gegen die ersten Ergebnisse derselben, weil diese nicht von einer solchen Beschaffenheit waren, daß sie die Leidenschaften sogleich in Anspruch genommen hätten; denn in Beziehung auf Amerika mußte alles von der Zeit erwar-

wartet werden, und wo dies gefordert wird, da schweigt die Begierde. Dagegen waren alle Leute von Einsicht bekannt mit dem unermeßlichen Gewinne des indischen Handels, der, in alter wie in neuerer Zeit, jede Handel treibende Nation bereichert hatte; und so begriff man auf der Stelle, daß die Auffindung eines neuen Weges nach Osten nicht bloß in dem Gange des Handels, sondern auch in den politischen Verhältnissen Europa's die größten Veränderungen hervorbringen würde. Mit jenem Scharfblick, welcher dem Handelsgeiste von je her eigen gewesen ist, sahen die Venetianer die Vernichtung ihres gewinnreichsten Handelszweiges als eine unabtreibliche Folge von Gama's glücklicher Reise vorher; und ihre Besorgnisse waren unstreitig um so schmerzlicher, weil sich ihnen kein Mittel darbot, diese Wirkung zu verhindern, oder auch nur zu verzögern. Die Portugiesen ihrerseits glaubten in den Besitz der Weltherrschaft gelangt zu seyn. Schon sahen sie in ihrer Hauptstadt ein zweites Venedig, d. h. einen Stapelort orientalischer Waaren für ganz Europa, und (was dem entsprach) einen Mittelpunkt des Reichthums und der Macht. Der Eigennutz machte sie für den Augenblick zu den aufrichtigsten Katholiken in ganz Europa; denn, ob sie gleich nicht hoffen durften, in den Besitz der so eben von ihnen entdeckten Länder zu kommen, so rechneten sie doch darauf, daß, vermöge päbstlicher Privilegien, ihnen ein ausschließender Handel mit Indien bleiben würde.

Den errungenen Vorsprung zu benutzen, glaubte die portugiesische Regierung keinen Augenblick verlieren zu dürfen. Schon den 8. März 1500 ging Cabral mit ei-

ner Flotte von dreizehn Schiffen in See, welche keine andere Bestimmung hatten, als bleibende Verhältnisse mit Ost-Indien zu stiften. Ihn hatte Emanuel als einen Mann gewählt, auf dessen Tapferkeit und Klugheit er sich verlassen konnte. Ueberhaupt war dies die Periode portugiesischer Helden. Kann man dem eben genannten Könige das Zeugniß nicht versagen, daß er die umfassendsten Plane mit ruhiger, beinahe systematischer Weisheit entworfen, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ausgeführt habe: so muß man doch zugleich gestehen, daß das Glück ihm Männer zuführte, welche durch ihre militärische Talente und ihre scharfsichtige Politik, verbunden mit uneigennütziger Redlichkeit, mit Gemeingeist und Vaterlandsliebe, Anspruch darauf machen durften, unter Diejenigen gezählt zu werden, die in jedem Zeitalter oder unter jedem Volke durch Tugend und Geschicklichkeit am meisten hervorgeragt haben. Ein solches Zusammentreffen war unumgänglich nothwendig, wenn ein so kleines Königreich, wie Portugal, berühmt und groß werden sollte.

Cabral, es sei aus Unkunde des Weges oder weil er von Stürmen verschlagen wurde, entdeckte auf seiner Fahrt nach Ost-Indien jenes große Land, das in der Folge die Benennung Brasilien erhalten hat: eine Entdeckung, welche allein alle bisherige Fahrten bezahlte. Ohne sich dabei aufzuhalten, umschiffte er hierauf das Cap, und ankerte nach mehreren Unfällen an der süd-östlichen Küste von Afrika, schon am 13. August vor Kalikut. Sein Auftrag lautete dahin, daß er, wenn durch Güte sich nichts ausrichten ließe, Gewalt brauchen solle. Da nun seine Anträge keinen Eingang fanden;

da man sogar einen Theil seiner Kaufleute niedermachte: so trug er kein Bedenken, den Samorin in seiner eigenen Hauptstadt mit Kanonen zu beschießen, und sich der Schiffe, welche er vorfand, zu bemächtigen.

Die Verhältnisse des großen Landes, welches gemeiniglich Hindostan oder die Halbinsel diesseits des Ganges genannt wird, unterstützten so viel Verwegenheit. Abhängig von dem Samorin von Kalikut, und in dieser Abhängigkeit mit ihrem Schicksale unzufrieden, machten die Fürsten von Kochim und Komorin gemeinschaftliche Sache mit den Portugiesen, wahrscheinlich zu keinem anderen Endzweck, als um den Handel in ihr Gebiet zu ziehen. Noch mehr wurden die europäischen Abenteurer begünstigt von den Hindus in ihrem Verhältniß zu den Mohamedanern: ein Verhältniß, welches die größten Bedrückungen für die ersteren in sich schloß. Auch hier, wie in Amerika, war also alles zum Vortheil des europäischen Unternehmungsgeistes; die Herrschaft, welche die Portugiesen einzuführen gedachten, wurde ihnen gewissermaßen aufgedrungen.

Mit einer guten Ladung von indischen Waaren kehrte Cabral nach Portugal zurück; und Wünsche, Hoffnungen, Gewinnsucht — alles vereinigte sich, die Portugiesen zu neuen Anstrengungen geneigt zu machen. Mit einer Flotte von zwanzig Segeln lief Vasco de Gama im März des Jahres 1502 aufs Neue aus. Ihm folgten zwei kleinere Flotten unter Franz und Alfons Albuquerque. Gama machte unterweges Quiloa den Portugiesen zinsbar, und nach seiner Ankunft in Ost-Indien brauchte er Gewalt, um den Portugiesen Ach-

tung und besseren Kauf im Handel zu verschaffen. Das Glück begünstigte nur ihn mit einer reichen Beute an Gold, Perlen und Edelgesteinen, die er auf weggenommenen saracenischen Schiffen fand. Ueberflüssig für seine Fahrt belohnt, kehrte er nach Europa zurück, während die beiden Albuquerque in Ost-Indien zurückblieben, und den Beherrscher von Kochim gegen den Samorin von Kalikut vertheidigten.

Aufgebracht über den Beistand, den die Portugiesen in dem Beherrscher von Kochim gefunden hatten, war der Samorin in seinem Unwillen so weit gegangen, jenen aus seinem Gebiete zu vertreiben. Franz Albuquerque führte ihn dahin zurück; und theils aus Dankbarkeit, theils zu seinem eigenen Schutze, erlaubte der Zurückgekehrte den Portugiesen, ein kleines hölzernes Fort an seiner Küste zu erbauen. Sie faßten also festen Fuß auf ost-indischem Grund und Boden. Pacheco Pereira, ein Mann von hohem Muthe, erbot sich, dies Fort mit zwei kleinen Schiffen und hundert und funfzig Mann bis zur Ankunft einer neuen Flotte zu vertheidigen, und er hielt Wort. So wie die Sache gewöhnlich erzählt wird, gränzt sie freilich an das Unglaubliche; was aber, um Pereira's That zu verherrlichen, auch in der Angabe der Zahlen übertrieben seyn mag: immer ist so viel gewiß, daß die Portugiesen in dem Kampfe, welchen sie hier mit dem Heere und der Flotte des Samorin zu bestehen hatten, ihrer Ueberlegenheit über die Indianer inne wurden, und daß von diesem Augenblick an das Größte für sie das Angemessenste war. Fünf Monate hindurch hatte Pereira sich vertheidigt, als er endlich von Portugal Hülfe erhielt. Seine That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn, nach seiner Ankunft in Lissabon, in Procession nach der Dom-Kirche führte, wo der

Bischof von Visen ihm eine feierliche Lobrede hielt. Gleichwohl starb dieser Mann in der bittersten Armuth.

Franz von Almeida, welcher Pereira gerettet hatte, war der erste portugiesische Vice-König in Ostindien. Sein Verfahren zeigte, bis zu welchem Grade die Portugiesen sich für Herren des von ihnen zuerst entdeckten Landes hielten. Er legte Festungen an, ordnete Marktplätze, von welchen er die westlichen Mohamedaner gänzlich ausschloß, und bestimmte die Preise der Waaren. Die Küste Malabar und die Insel Ceylan, die er zuerst entdeckte, wurden durch Bündnisse an Portugal geknüpft; und hiermit noch nicht zufrieden, dachte Almeida auf Mittel, den arabischen und persischen Meerbusen zu verschließen, um alle Concurrenz im Keime zu ersticken. Darüber aber wurden die Portugiesen in Indien selbst angegriffen.

Den ersten Antrieb dazu gaben die Venetianer. Von den großen Erfolgen des portugiesischen Unternehmungsgeistes unterrichtet, erboten sie sich Anfangs, die Rückladungen im Ganzen an sich zu kaufen; da sie aber eine abschlägige Antwort erhielten: so dachten sie auf Mittel, die Macht der Portugiesen in den indischen Gewässern zu vernichten. Nicht ungern schloß der Sultan von Aegypten sich an sie an; denn die indischen Waaren zahlten beim Eingang in den Hafen von Alexandrien fünf p.Ct., und beim Ausgange aus demselben nicht weniger, als zehn. Durch die Portugiesen in seinem Einkommen geschwächt, und gleichwohl unfähig, sie in ihren Operationen zu hindern, wendete sich das Oberhaupt der Mamelucken an den allgemeinen Christenvater, den er aufforderte, die Portugiesen zurückzuhalten, wofern er

nicht Palästina gesperrt, und die heiligen Oerter der Christen in Aschenhaufen verwandelt sehen wollte. Eine solche Drohung konnte indeß einem Alexander dem Sechsten und einem Julius dem Zweiten nur wenig verschlagen; denn beide fühlten nur allzu sehr, wie wenig sie über den Aufschwung der Portugiesen vermochten. Die Venetianer, welche den Sultan zu diesem Schritte bewogen hatten — unstreitig, weil sie sich Anfangs nicht anders zu helfen wußten — die Venetianer machten bald Vorschläge anderer Art, und man einigte sich zuletzt dahin, die Portugiesen in Indien selbst anzugreifen. Auf dem arabischen Meerbusen wurden die Schiffe zusammengesetzt, zu welchen die Venetianer das Material hergegeben hatten; und nachdem diese Schiffe mit europäischen Seeleuten bemannt waren, segelte man nach Malabar, wo man sich mit der Flotte von Cambago vereinigte. Die Portugiesen waren zerstreut und durch Absendung von Rückflotten geschwächt, als sie sich ganz unerwartet überfallen sahen. Nichts war natürlicher, als daß sie unter diesen Umständen einige Niederlagen litten: Almeida der Jüngere wurde bei Chaul geschlagen und getödtet. Zwar rächte der Vice-König diesen Schimpf durch die Eroberung Dabuls und durch die Zerstreuung der vereinigten Flotte; allein er selbst blieb nun nicht länger in Indien, und indem er die Statthalterschaft an Alfons Albuquerque abtrat, nahmen die Dinge eine für Venedig sehr ungünstige Wendung.

Im Kampfe feindlicher Kräfte ist nichts gewöhnlicher, als daß die obsiegende weiter geführt wird, als es in ihren ersten Planen lag. Dieselben Portugiesen,

welche sich noch vor wenigen Jahren mit sehr bescheidenen Erwartungen in das indische Meer gewagt hatten, faßten unter Alfons Albuquerque den kühnen Entschluß, alle andere Nationen von der Theilnahme an dem Gewinne des Handels mit dem Orient auszuschließen. Zu Statten kam ihnen hierbei die bedenkliche Lage, worein die Republik Venedig durch die Liga von Cambray versetzt war: ein Gegenstand, den wir weiter unten ausführlicher behandeln werden. Wollten die Portugiesen jenen großen Zweck erreichen, so mußten sie in dem arabischen und persischen Meerbusen solche Stationen besitzen, wodurch sie die Schiffahrt auf diesen inländischen Meeren in ihre Gewalt bekamen. Um die Meerenge Babelmandeb zu sperren, nahmen sie die Insel Socotora, das Vaterland der besten Aloe, wobei sie zugleich auf alle arabische Schiffe in den indischen Gewässern Jagd machten. Alfons Albuquerque selbst zog mit einem abgesonderten Geschwader vor Ormus, und nahm diese Insel im Jahre 1507, nicht ohne den König, dessen Reich auf den Küsten Arabiens und Persiens gelegen war, zu einem zinsbaren Vasallen der portugiesischen Krone zu machen. In den Händen der Portugiesen war Ormus bald der große Markt, von dem das persische Reich und alle westlich von demselben gelegene Provinzen Asiens mit Indiens Erzeugnissen versehen wurden; und eine Stadt, die sie auf diesen unfruchtbaren, wasserlosen Salzfelsen baueten, bildete sich in Kurzem zu einem von den Hauptsitzen des Reichthums und des Glanzes der östlichen Welt aus. Minder glücklich waren Albuquerque's Unternehmungen im rothen Meere.

Ohne eine bedeutende Niederlassung zu Stande gebracht zu haben, sah er sich durch den Widerstand der arabischen Fürsten, deren Häfen er angriff, noch weit mehr aber durch die Beschädigungen, welche seine Flotte durch Sturm litt, zum Rückzug genöthigt; und so geschah es, daß die alte Handelsbahn über das rothe Meer den Aegyptern offen blieb. Ehe er sich dazu entschloß, bewegten ungeheure Entwürfe seinen Heldensinn: er wollte, mit Hülfe der Habessynier, deren Regent mit Portugal in Bunde war, den Aegyptern den Nil abgraben und nach dem arabischen Meerbusen führen lassen; er wollte auch Suez vertilgen. Jenes war kein Unternehmen für Habessynier; dieses unterblieb aus Unbekanntschaft mit den Schwierigkeiten des Locals.

Wenige Helden haben mit mehr Ueberblick gehandelt, als Albuquerque. Er fühlte die Nothwendigkeit eines festen Mittelpunkts für die portugiesische Macht in Indien; und daß er Goa dazu wählte, hatte seinen Grund in dem Umstande, daß er sein Augenmerk mehr auf die Feinde von Norden her richtete. Sehr richtig war sein Gedanke, daß es nur einer Behauptung der äußersten Posten bedürfe, um das Innere in seine Gewalt zu bekommen. Er nahm daher auf die reiche Küste Coromandel, so wie auf die Länder des Ganges, fürs Erste gar keine Rücksicht. Auch um seiner Lage willen verdiente Goa den Vorzug vor jeder anderen Stadt: oberhalb der Mündung eines schiffbaren Flusses auf einer Insel gelegen, hatte diese Stadt den schönsten Hafen von der Welt, und um sich her ein fruchtbares Gefilde. Die Erwerbung eines solchen Punktes war in einem so

bevölkerten Lande, wie Hindostan, nothwendig mit Schwierigkeiten verbunden; sobald diese aber besiegt waren, bewarben sich alle Fürsten diesseits des Ganges um die Freundschaft der Portugiesen, und selbst Kalikut erkannte 1514 die Hoheit des Königs von Portugal, und schickte Gesandten dahin ab. Man darf sagen, daß von jetzt an den unternehmenden Portugiesen alles leicht wurde, obwohl ihre Macht, der Zahl nach, immer gering blieb; denn niemals überstieg sie die von 2000 Soldaten. Sie bemächtigten sich zunächst des Handels der Insel Ceylan, und schon im Jahre 1511 des auf der Südspitze der Halbinsel jenseits des Ganges gelegenen wichtigen Handelsplatzes Malacca. Nach diesem Hafen, der beinahe in gleicher Entfernung von den östlichen und westlichen Gegenden dieser Länder liegt, und die Straße beherrscht, durch welche sie sich befreundeten, kamen von Osten her die Kaufleute aus China, Japan und den sämmtlichen Inseln des östlichen Archipelagus, von Westen her aber die aus Malabar, Ceylan, Coromandel und Bengalen. Die Entdeckung der Molucken konnte nun nicht ausbleiben; an die Entdeckung aber knüpfte sich sogleich die Eroberung.

Sonach beherrschten die Portugiesen bis zum Jahre 1515, wo Albuquerque erkrankte und auf dem Meer im Angesicht von Goa starb, ausschließlich: 1) die Westküste von Afrika vom grünen Vorgebirge bis zum Cap; 2) die süd-östliche Küste in den Staaten von Mosambique, Mombaja, Melinda und Quilon; 3) den arabischen und persischen Meerbusen; 4) Hindostan von der Mündung des Indus bis zum Cap Komorin; 5) die

Insel Ceylan und die Molucken. Nie ist in weiterer Entfernung eine größere Herrschaft in kürzerer Zeit erworben und befestigt worden: die ganze Erscheinung gränzt an ein Wunder, so lange man sich nicht daran erinnert, daß sie vorbereitet war durch die großen Erfindungen des Mittelalters, welche allein Vertrauen und Sicherheit in Seeunternehmungen bringen konnten. Emanuel, der den Grund zu diesem erstaunlichen Gebäude legte, hatte das Vergnügen, es beinahe ganz vollendet zu sehen: denn um das Jahr 1521, wo dieser König starb, versorgten die Portugiesen jeden Theil von Europa mit den Erzeugnissen des Orients; und wenn man eine unbeträchtliche Quantität davon, welche die Venetianer noch ferner auf den alten Wegen bezogen, ausnimmt: so hatte Europa mit Indien und den jenseits desselben liegenden Gegenden von Asien kein anderes Verkehr, als auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Ganz Europa war also in seinen feinsten Bedürfnissen von Portugal abhängig geworden, und diese an und für sich so unbedeutende Monarchie stand da, wie ein Mittelpunkt aller Reichthümer und alles Verstandes.

Vergleicht man die Portugiesen mit den Spaniern, so bietet sich ein Unterschied zum Vortheil der ersteren dar, den man nicht genug bemerken kann. Weder Colon, noch irgend einer von den späteren Entdeckern und Eroberern Amerika's reicht an Vasco de Gama, Francisco de Almeida und Alfons Albuquerque; am wenigsten an den letzteren, dessen umfassende Einsicht noch mehr als drei Jahrhunderten in Erstaunen setzt. Ver-

geblich würde man, um diesen Helden zu begreifen, auf Emanuel zurückgehen; denn wie sehr dieser König auch den Beinamen des Großen verdienen mochte, so konnte er doch das Genie nicht geben, wodurch Albuquerque, als Ordner einer ganz neuen Welt, an die Spitze der größten Staatsmänner aller Zeiten träte. Will man aber diesen großen Mann ganz kennen lernen, so muß man den Brief lesen, den er wenige Augenblicke vor seinem Ende an seinen König schrieb. „Dies ist, so schrieb er, der letzte Brief, den ich an Ew. Hoheit richte, nachdem ich in voller Kraft des Lebens so viel geschrieben habe, um es frei von Verwirrung in dieser letzten Stunde und fröhlich im Diensteifer zu erhalten. Ich habe im Königreiche einen Sohn; er nennt sich Blas de Albuquerque. Ich flehe Ew. Hoheit, ihn so groß zu machen, als meine Dienste es werth sind. Was Indien betrifft, so wird es für sich und mich sprechen.“ So konnte keiner von den Eroberern Mexiko's und Peru's an Karl den Fünften schreiben; denn allen diesen fehlte die Reinheit der Gesinnung, welche das Lebens-Element des wahren Genies ist. In Goa betrachtete man Albukerque's Ueberreste als ein Palladium, bis ein päbstlicher Befehl die Versetzung derselben nach Lissabon gebot; sein Grab aber blieb der Zufluchtsort der Eingebornen, die in späteren Zeiten ihre Leiden seinem Schatten klagten: so aufrichtig wird ein großer Mann auch nach seinem Tode verehrt. Gewiß hatten die portugiesischen Eroberer Ost-Indiens eben so viel Gelegenheit zur Selbstbereicherung, als ihre Nachfolger; und wenn sie gleichwohl einer solchen Versuchung widerstanden, und immer nur das Wohl des Vaterlandes

im Auge behielten: so kann der Grund schwerlich ein anderer seyn, als daß die Großmuth zu den natürlichen Tugenden derjenigen Reiche gehört, die noch im Werden sind, gerade wie sie das Erbtheil der Jugend ist.

Während die Spanier im Westen, und die Portugiesen im Osten Eroberungen auf Eroberungen häuften, betrat auch England diese Bahn. Heinrich der Siebente sendete einen in England ansäßigen Venetianer, Namens Johann Cabot, angeblich im Jahre 1496, mit vier Schiffen nach Gegenden, wohin die Spanier noch nicht gekommen waren; und dieser Cabot entdeckte Neufundland und die ganze Küste von Nord-Amerika, die er, wie man sagt, wegen der ungeheuren Menge Stockfische, welche ihn sogar im Segeln hinderten, Bacallaos, oder Stockfischland benannte. Ohne Besitz zu nehmen, untersuchte er die Küste bis Cap Florida, und kehrte alsdann nach England zurück, von wo er in castilianische Dienste ging. Seine Entdeckungen blieben lange unbenutzt, und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ließ Niemand sich träumen, daß gerade die von Cabot aufgefundenen Gegenden dereinst der Wohnsitz der Freiheit werden würden; noch weniger, daß, von nordamerikanischen Freistaaten aus, sich die Liebe zur Unabhängigkeit über den ganzen Continent von Amerika verbreiten werde. So wenig sind die Folgen menschlicher Handlungen zu berechnen!

Durch die Entdeckung von Amerika und durch die Auffindung eines nähern Weges nach Ost-Indien, war das alte Europa in allen seinen Theilen verändert, in allen seinen Beziehungen umgestaltet. Ein unermeßlicher

Raum hatte sich eröffnet, in welchen es einströmen konnte; und wie hartnäckig auch alte Benennungen beibehalten werden mochten: seitdem es ein spanisches Amerika und ein portugiesisches Indien gab, war Europa in diesen Erdtheilen eben so sehr zu Hause, wie bei sich selbst. Von allen Umwälzungen, welche die europäische Halbinsel erfahren konnte, war die von den Spaniern und Portugiesen herbeigeführte unstreitig die größte; auch ist sie seit drei Jahrhunderten die Mutter aller späteren Umwälzungen geblieben. In sich selbst unmöglich, so lange die Anwendung der Magnetnadel auf die Schiffahrt, und die Erfindung des Schießpulvers nicht Statt fanden, dienten die Entdeckung von Amerika und die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien zunächst zur Verherrlichung der Keime, aus welchen sie hervorgegangen waren; sie befruchteten aber zugleich alle übrigen Keime, welche bis zum sechzehnten Jahrhundert in der europäischen Gesellschaft geschlummert hatten. Ohne die große Bewegung, welche Spanien und Portugal veranlaßten, würden die Erfindung der Buchdruckerei, die Ankunft der griechischen Gelehrten in Italien nach der Eroberung von Constantinopel, und die astronomischen Bestrebungen eines Peurbach und eines Regiomontanus eben so erfolglos geblieben seyn, wie, in früheren Jahrhunderten, der nutzbare Theil der arabischen Litteratur, die Werke Dante's und Petrarca's, und die Erfindung des Schießpulvers und der Bussole. Jene Feudal-Anarchie, welche die Entwickelung des menschlichen Geistes durch die Unsicherheit störte, die sie in alle gesellschaftliche Verhältnisse brachte — wie hätte sie, allen Bemühungen der

Könige zum Troß, aufgehoben werden mögen, wofern sich die Gegenstände des Interesses nicht plötzlich verwandelt hätten! Die Kenntniß des Erdballs nach seinem ganzen Umfange, das Studium fremder Sitten und Gewohnheiten (nothwendig, um mit Erfolg zu verkehren), die Resultate, die man aus Vergleichungen zog — dies alles flößte Ekel gegen die scholastischen Spitzfindigkeiten ein, in welchen man bis dahin Wahrheit zu finden geglaubt hatte, und gab dem menschlichen Geist eine verstärkte Richtung nach Bekanntschaft mit der Natur und ihren ewigen Gesetzen. Die Geistlichkeit konnte von jetzt an nur in so fern ein Gegenstand unbedingter Verehrung bleiben, als sie der Vernunft nicht länger Hohn sprach, nicht länger auf der Grundlage übernatürlicher Lehren ein Gebäude unumschränkter Herrschaft stützte. Mitten im Laufe der Entdeckungen und Eroberungen, welche Spanier und Portugiesen machten, brach in Deutschland jene Umwälzung aus, welche sich mit einer Umbildung des Kirchenthums endigte; und dies war, wie wir weiter unten sehen werden, nichts weniger, als Zufall. Befreiet von so vielen Fesseln, welche ein künstlicher Aberglaube ihm angelegt hatte, konnte der menschliche Verstand nur von einer Entdeckung zur andern übergehen. Von dem unsterblichen Colon an, bis zum unvergleichlichen Cook haben Geographie, Naturgeschichte und alle die Erfahrungswissenschaften, welche, bei der Unendlichkeit der menschlichen Anlagen, die sichersten Stützen der Gesellschaft und ihrer Fortschritte zu einer immer größeren Civilisation sind, Erweiterungen erhalten, die in einer früheren Periode ganz unmöglich waren, weil

das menschliche Geschlecht minder mit sich selbst in Zusammenhang und Verbindung stand. Die Vergleichung früheren Wissens mit dem, was von einem Tage zum andern neu entdeckt wurde, konnte nicht verfehlen, die Litteratur mit neuen Werken zu bereichern. Jede bereits vorhandene Wissenschaft nahm eine neue Gestalt an; es kamen aber auch andere hinzu, von welchen die frühere Zeit sich wenig träumen ließ: die Algebra, die höhere Nautik, die Chemie, die Staatswissenschaft und so manche andre Disciplinen, welche entweder neu geschaffen, oder zu einer bis dahin unbekannten Sicherheit und Würde erhoben wurden.

Indem die Wissenschaft sich an das Leben anschloß, und die Gesellschaft allmählig zu einer Werkstätte machte, worin eine von sinnreicher Hand geschaffene Mechanik in anhaltender Bewegung auf sich selbst zurückwirkt, mußte nach und nach alles verändert werden: zunächst das See- und Kriegswesen, dann aber auch das Staatswesen, sowohl in seinem Aeußeren, als in seinem Innern. Die Monarchieen, welche sich schon in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu vergrößern angefangen hatten, konnten sich um so sicherer befestigen, da die Freiheit, welche sie gaben, ihre Machtmittel vermehrte; und was, so lange ein Reich in viele kleine Staaten zerfiel, die Politik unbeständig und streitlustig gemacht hatte, mußte einen anderen Charakter annehmen, sobald die Größe der Staaten Vorsichtigkeit und Mäßigung zugleich gebot. Daher der edlere Sinn und die höhere Würdigkeit, welche sich, vom sechzehnten Jahrhundert an, in dem Völkerverkehr offenbaren. Am wunderbarsten

wirkten die Entdeckung Amerika's und die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien auf das Verhältniß der christlichen Mächte zu jenen Osmanen zurück, die, seit der Eroberung von Constantinopel, tiefer in Europa eingedrungen waren, und von Griechenland aus Italien und die westlichen Königreiche bedroheten. Wären jene unterblieben, so würde, bei der politischen Schwäche, welche den westlichen Staaten im funfzehnten Jahrhundert eigen war, den Türken nichts leichter geworden seyn, als von Einer Eroberung zur andern fortzuschreiten, bis sie ihre Ansprüche auf allgemeine Herrschaft verwirklicht hätten. Die Auffindung eines näheren Weges nach Ostindien vereitelte zunächst den Plan Mohameds des Zweiten, Europa in seinen feineren Bedürfnissen durch eine gewaltsame Sperrung des Hellespont und des Bosporus von sich abhängig zu erhalten; und nicht minder wurden die Sultane von Aegypten in einer ähnlichen Erwartung betrogen. Als Herren der Meere und der ausgedehntesten Länder alles vereinigend, was Wissenschaft und Reichthum und Macht gewähren, hatten die christlichen Staaten es ganz in ihrer Gewalt, wie lange sie die Herrschaft der Osmanen an der Ostgränze von Europa dulden wollten; und wenn sie sich, nach und nach, an das Daseyn derselben gewöhnten, so geschah es nur im Gefühl der eigenen **Ueberlegenheit** und der osmanischen **Unschädlichkeit**. In dieselben Gränzen gebannet, wurden die Türken stätig, während das übrige Europa unter den allermannigfaltigsten Anstrengungen an Beweglichkeit, Civilisation und Einsicht mit jedem Tage gewann, und so den Zeit-

Zeitpunkt herbeiführte, wo die Frage von der Rechtmäßigkeit türkischer Herrschaft auf europäischem Grund und Boden auf's Neue der Erörterung unterworfen wurde — unterworfen werden mußte, weil im Laufe von drei Jahrhunderten in Amerika sich eine Welt gebildet hat, welche, den Gängelbändern des Mutterstaats entwachsen, sich nach eigener Einsicht bewegen will, und, um zur Freiheit zu gelangen, kein besseres Mittel kennt, als jeden zu bekämpfen, der ihr dieselbe streitig macht.

Nichts aber ist für die Civilisation Europa's, drei Jahrhunderte hindurch, von größerem Erfolge gewesen, als das Zusammentreffen der Entdeckungen, welche Colon im Westen, und Vasco de Gama im Osten zu gleicher Zeit zu machen vom Schicksal berufen waren. Man darf behaupten, die eine von diesen Entdeckungen habe die andere gedeckt und verwerthet.

Ost-Indien, dies Paradies der Erde, diese Wiege der Cultur, ist ein Land, dessen Bewohner zu allen Zeiten, sowohl in den Bedürfnissen als in den Annehmlichkeiten des Lebens, von dem Beistande anderer Völker am wenigsten abgehangen haben. Ein günstiges Klima und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich mit einem regen Gewerbfleiße, um dem Ost-Indier alles zu geben, was der Mensch zu wünschen berechtigt seyn kann, indeß Religion und Castengeist ihn verhindern, auf fremde Sitte und Gewohnheit einzugehen. Daher hat, so weit die Ueberlieferung reicht, der Handel mit Ost-Indien immer auf eine gleichmäßige Art getrieben werden müssen: zu allen Zeiten ist man genöthigt gewesen, gegen die von

ihm hervorragenden Natur= und Kunsterzeugnisse edle Metalle in den Tausch zu geben. Als nun die Verbindung mit Ost=Indien leichter ward, und als, vermöge derselben, die Nachfrage nach den Waaren des Orients bis zu einem bis dahin nicht gekannten Grade stieg: da würde Europa, wenn es das Gold und Silber, das in dem ost=indischen Handel so unumgänglich nöthig gebraucht wurde, aus seinen dürftigen Bergwerken hätte schöpfen sollen, sehr bald dahin gelangt seyn, den eben genannten Handel entweder ganz aufzugeben, oder zu seinem offenbaren Nachtheil zu führen; denn durch einen unaufhörlichen Abfluß der edlen Metalle, verbunden mit dem unvermeidlichen Verbrauch derselben in dem Umlaufe und in den Manufacturen, würde ihre Quantität sich so vermindert haben, und ihr Werth so hoch gestiegen seyn, daß sie in dem Verkehr beider Länder von keinem Nutzen gewesen wären. Doch ehe diese Wirkungen eintraten und zerstörend für die europäische Gesellschaft wurden, eröffnete Amerika seine Bergwerke, und ergoß in stärkeren Strömen, als das menschliche Geschlecht je gekannt hatte, seine Schätze über Spanien nach Europa. Zwar wurde alles aufgeboten, was der menschliche Witz erfinden konnte, dieses Ueberströmen zu verhindern; allein, was dazu aufforderte, war stärker, als die Kraft der spanischen Regierung, und nicht genug, daß sie ihren Unterthanen gestatten mußte, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse oder ihres Luxus, Amerika's Schätze nach Europa's Märkten zu bringen, wo diese Befriedigung allein zu finden war, mehrte sie selbst den Abfluß dieser Schätze durch die kostspieligen Kriege, die sie während des sechzehnten

und siebzehnten Jahrhunderts in dem Herzen von Europa zu führen genöthigt war.

Auf diese Weise wurde Europa's Verhältniß zu Ost-Indien aufrecht erhalten. Aber auch Afrika sah sich nur allzu bald in dasselbe verflochten. Als die Portugiesen mit ihren Entdeckungen bis jenseits des Senegal hinausgegangen waren, bemüheten sie sich, aus ihren daselbst zu Stande gebrachten Niederlassungen dadurch einigen Vortheil zu ziehen, daß sie Sklaven verkauften. Das Wiederaufleben dieses hassenswerthen Handels aber wurde durch mehrere Umstände begünstigt. Die Spanier fanden in jedem Theile von Amerika, den sie in Besitz nahmen, daß die Eingebornen, theils wegen ihres schwachen Körperbaues, theils wegen ihrer Indolenz, unfähig zu den Anstrengungen waren, die bei den Arbeiten in Bergwerken oder zum Landbau erforderlich sind. Voll von Begierde, stärkere Arme zu finden, wendeten sie sich an ihre Nachbarn, die Portugiesen, und kauften Neger-Sklaven. Eine kurze Erfahrung reichte zu der Entdekkung hin, daß ein Neger in gleicher Zeit so viel Arbeit verrichten könne, als vier Amerikaner; und mehr bedurfte es nicht, um einen Handel in Gang zu bringen, der einen bedeutenden Theil von Mexiko's und Peru's Schätzen auf Portugal ableitete. Afrika selbst strömte auf diese Weise in Amerika ein, und durch die Vermischung der Europäer mit den Amerikanern auf der einen, und mit den Afrikanern auf der andern Seite mußten Menschenarten entstehen, welche von allem, was die Erfahrung in dieser Hinsicht bewährt hatte, auffallend abwichen. Man unterschied seitdem in Amerika vier Hauptarten, nämlich: Chapetonen

(ursprüngliche Europäer, die sich nur eine Zeit lang in Amerika aufhalten), Creolen (Abkömmlinge von Europäern, die sich früher dort niedergelassen haben), Meßtizen (Abkömmlinge von Europäern und Landeseingebornen) und Mulatten (Abkömmlinge von Europäern und Negern). Zu diesen Hauptarten aber kommen die Unterarten, welche aus der Vermischung der Weißen mit Meßtizen und Mulatten entstehen, wobei man noch die Abkömmlinge von diesen Unterarten, Quarteron und Quinteron genannt, in Anschlag bringen muß. Denn ehe aus Indianern Weiße werden, sind drei Zeugungen erforderlich, und ehe die Negerfarbe sich erhellet, müssen fünf vorangehen; wird aber diese Ordnung unterbrochen, so tritt das alte Farbenverhältniß wieder ein, so standhaft ist die Natur in ihren Gesetzen.

Indem der Handelsgeist der Europäer die Bedürfnisse und Hülfsquellen der verschiedenen Erdabtheilungen auf diese Weise unterschied und benutzte, boten sich ihm Gegenstände der Thätigkeit dar, bei welchen die größte Schwierigkeit darin bestand, wie man sie festhalten und dauernd gestalten sollte. Eine weit stärkere Nebenbuhlerei unter den verschiedenen Völkern Europa's, als bis dahin Statt gefunden, war von nun an unvermeidlich; und in der engsten Verbindung mit ihr stand, daß die beweglichen Reichthümer den Vorzug vor den unbeweglichen erhielten. Was von früherer Cultur unter den Bewohnern dieses Erdtheils anzutreffen gewesen war, hatte seinen letzten Grund in den Verhältnissen gehabt, welche von dem Mittelmeere herrührten; denn durch dieses waren alle Vereinigungen, sie mochten freundlich oder feind-

licher Art gewesen seyn, zu Stande gekommen. Anders stand es um die Anregungen, sobald man den atlantischen Ocean mit größerer Sicherheit befuhr, als selbst die Küsten des Mittelmeers. Erweiterter Gesichtskreis und erweiterte Gesinnung entsprachen einander; und wenn die Vaterlandsliebe dem Kosmopolitismus wich: so läßt sich davon schwerlich ein anderer Grund angeben, als daß jene nicht bleiben konnte, was sie bis zur Entdeckung von Amerika, und bis zur Auffindung eines nähern Weges nach Ost-Indien gewesen war. Mit den Mitteln, die persönliche Freiheit zu behaupten, verstärkte sich der Wunsch nach bessern Verfassungen; und die Gewährung dieses Wunsches ward nothwendig durch das Bedürfniß, die Machtmittel zu vermehren. Durch die Erfindung der Magnet-Nadel und des Schießpulvers hatte also das Mittelalter sich selbst seine Gränze gesetzt, und wir werden nun sehen, wie nach der ersten großen Anwendung von beiden die Begebenheiten im Innern Europa's sich gestalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brandenburgischen Kurfürsten Joachim der Erste und Joachim der Zweite in ihren Verhältnissen zur Kirchenverbesserung.

In allen Jahrhunderten hat man den Zeitgeist gefürchtet, als wäre er das böse Princip, welches nur Umsturz und Verderben wolle; in allen Jahrhunderten aber hat der Erfolg bewiesen, daß dieser Pegasus Den, der sich seinen Flügeln vertraute, sanft und gefahrlos durch den Aether des Urbildlichen trug. Freilich gehört Entschlossenheit dazu, gewohnte Bahnen zu verlassen: allein, so wie der echte Muth seine Wurzel nur in der Idee hat, so fühlt er sich dieser auch mehr oder weniger verwandt; und daraus erklärt sich, warum beherzte Leute so vielen Gefahren entgehen, denen minder beherzte beim ersten Zusammenstoß unterliegen.

Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bildet eine Periode, deren Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Zeit sich nur von Denen verkennen läßt, welche, nach dem Ausspruch eines ägyptischen Priesters, nicht zu belehren sind, weil es für sie keine Vergangenheit giebt, in deren Anschauung sich der Kreis ihrer Erfahrungen erweitert. Es kam damals wahrlich nicht bloß auf eine Verbesserung des kirchlichen Lehrbegriffs, es kam vielmehr auf eine Abänderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse

an. Vier Jahrhunderte hindurch war es der Kirche gelungen, sich an die Stelle des Staats zu bringen; und wie nachtheilig die Wirkungen dieser Verkehrtheit auch seyn mochten: so ließ sich doch nicht absehen, durch welche Mittel man dieselben jemals aufheben wollte. Die Aufgabe war keine andere, als den Zusammenhang zu zerstören, worin Lehre und Hierarchie mit einander standen; dieser Zusammenhang aber wurde am hartnäkkigsten von Denen vertheidigt, die, weil sie einen hohen Platz in der Hierarchie einnahmen, die Lehre mit den Vortheilen verwechselten, die sie von derselben zogen.

In Wahrheit, wenn je irgend ein politisches System Anspruch auf Unerschütterlichkeit machen konnte: so war es das des funfzehnten Jahrhunderts. Die Idee des Staats hatte sich gänzlich in die Idee der Kirche verloren, und dies war hauptsächlich dadurch bewirkt worden, daß die Kirche, seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, zu einem Freihafen für die Nachgebornen des Adels geworden war. Geistlichkeit und Adel, früher aufs Mannichfaltigste geschieden, hatten sich auf diese Weise verbrüdert: beider Vortheil war zu einem einigen geworden, und die natürliche Folge davon war, daß sie diesen Vortheil gemeinschaftlich vertheidigten gegen alle Angriffe, welche auf das Gemisch von Staat und Kirche, das man in diesen Zeiten die gesellschaftliche Ordnung nannte, gemacht werden konnten. Es kam hinzu, daß selbst das Fürstenthum in das Interesse der Kirche verflochten war. Wurden die Bischofsstellen in der Regel nur den Abkömmlingen der ersten adeligen Geschlechter zu Theil: so wurden die Erz-

bisthümer gewöhnlich mit den Nachgebornen der angesehensten Fürstenhäuser besetzt, und die Pallien-Gelder, welche von ihnen in Rom entrichtet werden mußten, waren in der That nur eine Kleinigkeit, wenn man sie als Kapital betrachtet, das in seinen Zinsen standesmäßigen Unterhalt gewährt. Auf diese Weise verschwor sich also der ganze gesellschaftliche Organismus gegen jede Verbesserung der Staatsgesetzgebung.

Das Einzige, was den Neuerern des sechzehnten Jahrhunderts einiges Vertrauen einflößen konnte — war, daß der Staats-Organismus ihrer Zeit nicht leistete, was er leisten sollte. Die gesellschaftliche Ordnung, sein erster und letzter Zweck, war durch ihn so wenig beschützt, daß man ihn sogar als den einzigen Zerstörer derselben betrachten konnte. Vertheidigt durch die Kirche, glaubte der Adel sich alles erlauben zu dürfen; und indem er auch von seiner Seite die Kirche vertheidigte, verleitete er diese zu einer Lasterhaftigkeit, die um so verabscheuungswürdiger war, weil sie dem Princip der Sittlichkeit lauten Hohn sprach. In diesen Verhältnissen konnte nichts Gutes gedeihen; auch fühlte man dies so allgemein, daß man an aller Rettung verzweifelte. Das ganze funfzehnte Jahrhundert war im Kampf der Fürsten mit dem Adel verflossen, und erst am Schlusse desselben fühlte man die natürliche Endlosigkeit dieses Kampfes, wofern es nicht gelänge, solche Institutionen zu geben, denen alle Mitglieder der Gesellschaft sich unterwerfen müßten. Dieselbe Gestalt der Dinge wurde auf der ganzen Oberfläche von Europa angetroffen, weil das Kirchenthum überall dasselbe war;

und obgleich die Ursachen der Erscheinungen hier so, dort anders aufgefaßt wurden, und man aus übertriebener Achtung für das Kirchenthum sehr geneigt war, den Grund aller gesellschaftlichen Unordnung nur in der Anmaßung des Adels zu finden: so fehlte es doch nicht an Leuten, welche einsahen, daß, ehe die Ordnung in die Gesellschaft zurückgeführt werden könnte, das Princip der Sittlichkeit der Kirche wieder eigen werden müsse. Dies war, mit mehr oder weniger klarem Bewußtseyn verknüpft, der Zweck jener Umwälzung, die wir die Kirchenverbesserung zu nennen gewohnt sind. Eigentlich war es eine Staatsverbesserung negativer Art, indem sie sich auf die Wegräumung des größten Hindernisses gesellschaftlicher Ordnung, d. h. auf die Unterdrückung eines bis zur Unsittlichkeit verderbten Kirchenthums, beschränkte.

Der Leser erspart uns die Aufzählung der einzelnen Ursachen, welche, im Laufe der Jahrhunderte, das Pabstthum in Mißachtung gebracht hatten, so wie auch die Auseinandersetzung der Gründe, um derentwillen die große Umwälzung, von welcher hier die Rede ist, gerade in Deutschland begonnen wurde; von diesen Dingen ist bei anderen Gelegenheiten ausführlicher gehandelt worden. Wir bleiben hier bei der Kirchenverbesserung als bloßer Thatsache stehen, und wollen nur erklären, wie es kam, daß in der Kurmark zwei Fürsten über einen und denselben Gegenstand so verschieden urtheilen konnten, daß der Sohn das baare Gegentheil von dem that, was sein Vater, gewiß nicht ohne sehr triftige und gültige Gründe zu haben, vor ihm gethan hatte.

Das hohenzollersche Geschlecht hatte seit etwas mehr als einem Jahrhundert die Kurmark regiert, als aus der einsamen Zelle eines Augustinermönchs jener heftige Sturm losbrach, welcher das römische Kirchenthum in seiner Grundfeste erschütterte. Emporgetragen von der öffentlichen Meinung, wirkte Luther auf seine Zeitgenossen mit einer Unwiderstehlichkeit, gegen welche selbst die Macht der Fürsten nichts vermochte. Nichts kam dem kühnen Bekämpfer des Pabstthums so sehr zu Statten, als die Fortschritte, welche die Buchdruckerei seit etwa funfzig Jahren gemacht hatte. Seine Schriften, von Jedermann gelesen, zerstörten den Wahn, den man in Beziehung auf das Kirchenthum bis dahin unterhalten hatte, daß es nämlich ein Orakel der Wahrheit sei; man überzeugte sich vom Gegentheil, und fing an, mit Verachtung auf das herabzusehen, was man bisher abgöttisch verehrt hatte. Es war zunächst nur eine Umwälzung in Gesinnungen und Gedanken, was durch Luther bewirkt wurde; allein, da das katholische Kirchenthum alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchdrang, so mußten diese von der Umwälzung ergriffen und erschüttert werden, und die Frage konnte bald keine andere seyn, als: wo findet man die Gränze der Erschütterung? wo wird die Reformation ausruhen, wenn man ihr Raum giebt? Was wird stehen bleiben, wenn Das fällt, was bisher alles getragen hat?

Auf dem Thron der Kurmark waltete in einem Alter von zwei und dreißig Jahren Joachim der Erste, als das Werk der Kirchenverbesserung seinen ersten Anfang nahm. Dieser Fürst hatte, selbst als Jüngling, so auf-

fallende Beweise von Entschlossenheit gegeben, daß man glauben durfte, die Reformation der Kirche werde ihm vor allen Fürsten Deutschlands willkommen seyn, als das sicherste Mittel, seinem Staate das Maaß von Ordnung und Ruhe zu verleihen, das in seinen Wünschen lag, und das er bisher durch Hinrichtungen und andere Gewaltmittel hatte erzwingen müssen. Gleichwohl war dies nicht der Fall. Vielleicht durchschaute er nicht den Zusammenhang, worin die hohe Unsittlichkeit seines Adels mit einem Kirchenthume stand, das alle Vergehungen an der Gesellschaft verzieh, wofern es nur nicht an Bereitwilligkeit fehlte, diese Verzeihung durch größere oder kleinere Summen zu erkaufen; vielleicht hatte er auch nicht die entfernteste Ahnung davon, daß Kirchenthum und Religion zwei ganz verschiedene Dinge sind: Dinge, die, wenn sie anhaltend getrennt bleiben, sich sogar gegenseitig bekämpfen müssen. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: als Fürst glaubte er, nicht mit Unrecht, sich einer Neuerung versagen zu müssen, die nicht von ihm ausgegangen war, und die, als Selbsthülfe, eine Anklage von der beleidigendsten Art in sich schloß.

Es kamen aber noch viele andere Beweggründe hinzu. Mehr, als für andere Sterbliche, ist für Fürsten die Welt — nicht eine Welt der Ideen, sondern der Verhältnisse. Wie sehr die Wahrheit auch auf Luthers Seite seyn mochte: so sprach einen Kurfürsten von Brandenburg doch nichts von der Verbindlichkeit los, um sich zu schauen und genau zu beobachten, wie weit Deutschland, wie weit Europa geneigt sei, den Ausspru-

chen eines Neuerers zu folgen, der nichts Geringeres bezweckte, als den Zusammenhang aufzuheben, worin die europäische Welt durch ihr gleichförmiges Kirchenthum mit sich selbst stand. Hier war die höchste Vorsichtigkeit die erste aller Fürstenpflichten; vorzüglich für einen Regenten, der das, was er galt, der Verbindung verdankte, worin er mit den Fürsten-Deutschlands stand. Wie leicht konnte, durch Nachgiebigkeit gegen die Reformation der Kirche, der Glanz zerstört werden, zu welchem sich das hohenzollersche Geschlecht seit einem Jahrhundert erhoben hatte! Diese Befürchtung wurde durch Betrachtungen verstärkt, die man persönliche nennen möchte.

Der Kurfürst Joachim der Erste hatte seinen einzigen Bruder Albrecht beredet, nicht bloß in den geistlichen Stand zu treten, sondern auch die Priesterweihe anzunehmen. Die Reformation beförderen, und seinen Bruder von der Höhe herabstürzen, welche er, begünstigt von einem seltenen Glücke, als Erzbischof von Mainz und Reichs-Erzkanzler erstiegen hatte, war eins und dasselbe; woher aber den Muth nehmen, der erforderlich ist, um der Wahrheit zu huldigen, wenn so viel auf dem Spiele steht! Gewissermaßen hatte der Kurfürst Joachim selbst den Lärm herbeigeführt, welcher aus Luthers Opposition gegen Tezels Ablaßkrämerei entstand und so große Folgen hatte. Es kam nämlich darauf an, die 30,000 Dukaten — im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts eine ungeheure Summe — welche der Erzbischof von Mainz bei den Fuggers geborgt hatte, um die Pallien-Gelder in Rom berichtigen zu können, zurück zu zahlen; und da dies sehr weit aussehend war, wenn die

Zurückzahlung auf dem Wege der Ersparniß erfolgen sollte: so waren Leo der Zehnte und der Erzbischof von Mainz darüber einig geworden, durch die Verkündigung einer ungewöhnlichen Indulgenz die Leichtgläubigkeit der Deutschen in neue Contribution zu setzen. Was Tezel that, war nur die Wirkung dieses Abkommens zwischen dem Pabste und dem Kurfürsten von Mainz, und Joachim der Erste mußte damit eben so einverstanden seyn, wie man es in der Regel ist, wenn es sich nur darum handelt, Geld zusammen zu bringen. Luthers Lärm über den Tezelschen Ablaßkram erschien also diesem Fürsten leicht in dem Lichte einer Empörung gegen seinen Bruder und gegen ihn selbst; und was in dieser Hinsicht unverzeihlich war, gewann an Stärke, sobald sich die Kurfürsten nach Maximilians des Ersten Tode für dessen Enkel Karl als Nachfolger in der Kaiserwürde entschieden hatten.

Diese Wahl war unter den damals vorherrschenden Umständen so nothwendig, daß selbst Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, Luthers entschiedener Gönner, sie am eifrigsten beförderte. Ein deutscher Kaiser der zugleich König von Spanien und Neapel, und Herzog der Niederlande war, konnte nie der Freund einer Neuerung werden, welche die erste und sicherste Grundlage seiner Staaten erschütterte, und das einzige Band zerriß, wodurch sie zusammen gehalten wurden. Zwischen Karl dem Fünften und Martin Luther gestellt, hatte Joachim schwerlich eine andere Wahl, als sich von dem letzteren gänzlich abzuwenden, um dem ersteren nur mit einiger Aufrichtigkeit anzugehören. Nichts war da-

her natürlicher, als daß dieser Fürst in Worms nicht zu denen gehörte, die sich Luthers annahmen; und selbst wenn das Schicksal dieses kühnen Mannes, der durch sein: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" seine Richter gewiß in ein nicht geringes Erstaunen setzte, so traurig ausgefallen wäre, wie das des gewissenhaften Huß auf dem Concilium zu Costnitz: so ist doch zu glauben, daß Joachim der Erste davon sehr wenig würde getroffen worden seyn. So wenig erkennt der Mensch der Gegenwart, was die Zukunft in ihrem nachtumhüllten Schoße trägt; so geneigt sind besonders die Mächtigen der Erde, das, was ihnen als Uebel oder Hinderniß erscheint, um jeden Preis vernichtet zu sehen! Hätte irgend ein Prophet diesem Fürsten, nach seiner Zurückkunft von Worms, gesagt, daß nach etwa drei Jahrhunderten einer von seinen Nachfolgern, in dankbarer Zurückerinnerung an die wohlthätigen Folgen der Kirchenverbesserung, als König von Preußen, den Grundstein zu einem Ehrendenkmahl für den Doctor Martin Luther legen werde — wie hätte er vermeiden mögen, über eine so unsinnige Prophezeiung zu spotten!

Joachims des Ersten einziges Bestreben ging also nur dahin, die Reformation von seinen Staaten abzuhalten. Er verbot die Einfuhr von Luthers Schriften, und empfahl dagegen die seiner Gegner; er benutzte ferner die von ihm gestiftete Universität zu Frankfurt an der Oder, die Lehre des Neuerers bekämpfen zu lassen; er verband sich endlich nur mit solchen Fürsten, welche, so wie er, entschiedene Feinde des verbesserten Kirchenthumes waren.

Unstreitig glaubte er, daß dies hinreichen würde, die öffentliche Meinung über Luthers Beginnen in eine andere Bahn zu leiten; denn, vermöge der angebornen Milde seines Geschlechts, konnte er sich nie zur Verfolgung der Gewissen entschließen; und wie stark auch seine eigene Abneigung von allem, was die Selbsthülfe in sich schloß, seyn mochte, so hielt er sich doch nicht berechtigt, seinen Glauben Anderen aufzudrängen, um diese durch irgend eine Tyrannei zu sich herüber zu ziehen.

Hierin nun gerade lag es, daß die Kirchenverbesserung selbst in der Kurmark Fortschrittte machte, wenn gleich nur solche, die man vorbereitend nennen möchte. Luthers Schriften wurden, allen fürstlichen Verboten zum Trotz, eifrig gelesen, weil es bei der Nähe von Wittenberg an einem wirksamen Mittel fehlte, die Einfuhr derselben zu verhindern, und weil der menschliche Geist keiner Schranken achtet, so oft er von dem, was ihn am meisten anzieht, zurückgehalten wird; Luthers Ideen über Mönchsthum und katholisches Kirchenthum bemächtigten sich der Köpfe in so großer Allgemeinheit, daß die Bettelorden, verlassen von der Hülfe, die sie bis dahin in der Mildthätigkeit des Aberglaubens gefunden hatten, zuerst ihre Wohnsitze verließen, und entweder auswanderten oder zu Verrichtungen übergingen, wodurch sie die Gesellschaft mit sich selbst versöhnten. Selbst unter der Geistlichkeit höheren Ranges fehlte es nicht an Männern, welche zum Theil der Wahrheit die Ehre gaben, zum Theil, vom Ehrgeiz getrieben, die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung geltend machten, ohne dieselbe in ihren Folgen zu übersehen.

Am meisten aber wurde Joachim durch häusliche Verhältnisse gehindert, für die Aufrechthaltung des bisherigen Verhältnisses der Kirche zum Staate so viel zu leisten, als ihm sonst vielleicht gelungen seyn würde. Seine Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des dänischen Königs Johann, trennte sich von ihm durch eine heimliche Flucht, deren wahre Ursachen, bei dem Mangel an Oeffentlichkeit, welcher dem sechzehnten Jahrhunderte eigen war, nie so ins Klare gesetzt worden sind, daß man mit Bestimmtheit darüber urtheilen könnte. Was auch den ehelichen Zwist herbeigeführt haben mochte: das, was man in diesen Zeiten Religion nannte, hatte zum wenigsten seinen Antheil daran *). Die Kurfürstin liebte ihren Bruder, den aus Dänemark vertriebenen König Christian den Zweiten, dessen Verehrung für Luther keinem Zweifel unterlag. Zu eben diesem Bruder, der sich damals in Torgau aufhielt, begab sich die unglückliche Elisabeth, und begünstigt von dem sächsischen Kurfürsten, ließ sie sich zu Lichtenberg an der Elbe nieder, ganz in der Nähe Luthers, welchen sie öfters bei sich sah, und in dessen Hause sie einmal drei Monate verlebte. Joachim der Erste, dessen Ehre durch diese Flucht nicht wenig verletzt war, achtete die Beweggründe seiner Gemahlin wenigstens in so fern, als er diese auf keine Weise verfolgte; und da er seinen herangewachsenen Kindern er-

*) Mit voller Wahrheit sagt ein großer Dichter:
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

erlaubte, ihre Mutter von einer Zeit zur andern zu besuchen: so darf man annehmen, daß das Vertrauen, welches er, troz aller kirchlichen Antipathie, in die Tugend seiner Gemahlin sezte, nicht gering war.

Dies war aber nicht die einzige häusliche Begebenheit, die ihn duldsamer machte. Zwei Prinzen seines Hauses, die beiden regierenden Markgrafen Casimir und Georg, bekannten sich öffentlich zu Luthers Lehre, und gaben den Anhängern dieses Reformators der christlichen Kirche in ihren Ländern Schuz und Sicherheit. Der leztere von diesen Markgrafen, nachdem er im Jahre 1525 das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genommen, verbesserte die Kirche seines Landes nach Luthers Vorschlägen; und der erstere, obgleich in mannichfaltiger Verwickelung mit dem Erzhause Oesterreich, stand in Begriff, dasselbe zu thun, als er auf einem Feldzuge gegen die Türken im Jahre 1527 sein Leben einbüßte.

Noch wichtiger für die Bekehrung des kurfürstlichen Hauses war die Verwandlung des preußischen Ritterstaats in ein erbliches Herzogthum zum Vortheil des Brandenburgischen Hauses. Die Ritter hatten gewünscht, sich unabhängig von der Krone Polen zu machen, und zur Erreichung ihres Endzwecks den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen Neffen des polnischen Königs Sigismund, zu ihrem Hochmeister gewählt. Nun hatte Albrecht zwar alles gethan, was in seinen Kräften gestanden, seinen Oheim für den Wunsch der Ordensritter zu gewinnen; da aber Sigismund der Krone Polen nichts hatte vergeben wollen: so war daraus ein Krieg entstanden, worin Preußen, bis an die

Thore von Königsberg verwüstet, für den Orden in einem so hohen Grade verloren gegangen war, daß dieser sich glücklich schätzen mußte, eine Frist von vier Jahren zu gewinnen, innerhalb deren die Sache des Ordens durch den König Ludwig von Ungarn und den deutschen Kaiser sollte verglichen werden. Dieser Stillstand ging mit dem Jahre 1525 zu Ende; aber Hülfe vom Reiche wider Polen war nicht zu hoffen, und Preußen allzu erschöpft, als daß es einen neuen Krieg hätte beginnen können. Unter diesen Umständen nun war Sigismund zu einem dauerhaften Frieden geneigt, wenn gleich unter der ausschließenden Bedingung, daß der unruhige Ritterstaat aufhöre, und sich in ein weltliches Herzogthum verwandle, an dessen Spitze der Markgraf Albrecht träte. Diesem konnte nichts erwünschter seyn, als ein solcher Vorschlag. Die Sache war nicht ohne alle Schwierigkeiten, weil es der Einwilligung, nicht bloß des Ordens, sondern auch der Stände in Preußen, bedurfte. Doch Schwierigkeiten verschwinden, wo das Gefühl der Nothwendigkeit vorherrscht. Unter Vermittelung des Markgrafen Georg von Anspach und des Herzogs Friedrich von Liegnitz wurde am 8. April 1525 zu Krakau ein Vertrag geschlossen, nach welchem Markgraf Albrecht dem Orden und dem Hochmeisterthum entsagte, und dagegen den Titel eines Herzogs von Preußen annahm. Zwei Tage darauf erfolgte die feierliche Belehnung des Markgrafen für sich und seine Brüder, und einen Monat darauf kam der neue Landesherr zu Königsberg an, wo er sich huldigen ließ. Die meisten Comthure wurden Landesbeamte, und traten in den Ehestand. Der

neue Herzog blieb in Hinsicht des letzteren nicht lange hinter ihnen zurück, und indem er sich mit einer dänischen Prinzessin, Tochter Friedrichs I., vermählte, und das Lutherische Kirchenthum einführte, war dem brandenburgischen Hause eine bedeutende Provinz gewonnen, welche die allgemeine Kirche eingebüßt hatte.

Erfolge dieser Art waren allzu aufmunternd, als daß die ersten Repräsentanten des hohenzollernschen Geschlechtes, der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst von Mainz, nicht hätten von der Strenge nachlassen sollen, womit sie bis dahin die katholische Kirche gegen ihre Widersacher vertheidigt hatten. Von dem letzteren dieser Kurfürsten wird behauptet, daß er, vergnügt über den Zuwachs seines Hauses, geäußert habe: „daß, wäre er nur sicher, seine Stifter, und zum wenigsten Magdeburg und Halberstadt, zu behalten, er sich leicht entschließen würde, evangelisch zu werden und zu heirathen." Schwerlich dachte der Kurfürst von Brandenburg anders; denn als der neue Herzog von Preußen, wegen seines Abfalls von dem katholischen Glauben, von dem Kaiser in die Acht erklärt wurde, mißbilligte jener zwar das Verfahren seines nahen Verwandten öffentlich, hintertrieb aber im Geheimen die Vollziehung der Acht.

Das Schicksal selbst schien das brandenburgische Haus in den Protestantismus hineinzudrängen: so sehr waren alle Erfolge, die von der Reformation herrührten, zum Vortheil dieses Hauses, und so vergeblich alles, was von demselben geschah, die Reformation rückgängig zu machen. Da in Hessen, Braunschweig, Lüneburg, Magdeburg,

Sachsen und Pommern sich schon beinahe alles zur gereinigten Lehre bekannte, und da der Erzbischof von Mainz selbst seinen Halberstädtischen Ständen die freie Religions-Uebung gestattete: so blieb auch dem Kurfürsten von Brandenburg nichts anderes übrig, als durch die Finger zu sehen, und seine Consequenz dadurch zu retten, daß er den von ihm verbotnen neuen Gottesdienst auf Privat-Häuser beschränkte: eine Nachgiebigkeit, welche um so nothwendiger wurde, je weniger er seinen Adel an dieser Art von Opposition verhindern konnte.

Wahrlich, wenn Joachim der Erste die Reformation bei ihrer ersten Erscheinung in seinen Schutz genommen und aus allen Kräften gefördert hätte: so würde er ihr schwerlich einen so großen Dienst erwiesen haben, als der war, den sie durch seinen Widerstand erfuhr; denn gerade dieser Widerstand diente, ihr eine Kraft zu geben, welche sie ohne denselben nie erhalten haben würde.

Indeß hatte der Geist der Zeit sich zwischen den Kurfürsten und Diejenigen gestellt, welche ihm untergeordnet waren: ein Zustand der Dinge, welcher zum wenigsten die Harmonie verbannte, die das Staatsleben freudig macht. Am meisten litt dabei der Kurfürst selbst. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verflossen unter lauter häuslichen und öffentlichen Widerwärtigkeiten; und vielleicht ist man berechtigt, den frühen Tod dieses Fürsten auf die Rechnung des Widerspruchs zu setzen, worein er zu seinem Jahrhundert getreten war. Er starb in einem Alter von zwei und funfzig Jahren, unter den Kurfürsten seines Geschlechts vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß er die Landesgerichte in größere Achtung

brachte. Er war es, der die Organisation des Kammergerichts zu Berlin vollendete, so weit sie im sechzehnten Jahrhunderte zu vollenden war. Diese Institution war damals ein Gerichtshof für alle Diejenigen, die in den Marken diesseits der Elbe und Oder in erster Instanz keinen besonderen Richter hatten; und sie leistete Großes besonders dadurch, daß sie dem Faustrecht, so wie es bisher besonders unter den Edelleuten war geübt worden, ein schnelles Ende machte. In dieser Hinsicht wurde unter Joachim dem Ersten zu Stande gebracht, was seine Vorfahren vergeblich versucht hatten; und wenn vom Jahre 1516 an, wo das Kammergericht zuerst in Wirksamkeit trat, die öffentliche Ordnung minder gestört war: so hatte der Fürst selbst eine würdigere Stellung durch das Daseyn dieses Gerichtshofes gewonnen, so fern er der Nothwendigkeit entbunden war, persönlich als Richter hervorzutreten, und durch zahlreiche Hinrichtungen, die er veranstaltete, sich dem Verdachte der Grausamkeit auszusetzen. Joachim der Erste hatte sich beim Antritt seiner Regierung genöthigt gesehen, in einem einzigen Jahre siebzig, theils adelige, theils nicht adelige, Wegelagerer hinrichten zu lassen. Ein ähnliches Schicksal ersparte er seinem Nachfolger, und wohl darf man sagen, daß die höhere Cultur der Kurmark mit dem Kammergerichte zu Berlin, in Verbindung mit dem sittlicheren Geiste, den die Reformation verbreitete, ihren Anfang genommen habe.

Noch auf seinem Sterbelager ließ sich Joachim von seinen beiden Söhnen das Versprechen geben, daß sie dem Glauben ihrer Väter getreu bleiben wollten: so

sehr war er überzeugt, daß die Fortdauer und der Glanz seines Hauses von der Standhaftigkeit seiner Söhne in Bekämpfung des verbesserten Kirchenthums abhingen.

Diese Söhne waren Joachim und Johann: jener mild, wie seine Mutter, dieser streng und herrisch, wie sein Vater. Den testamentarischen Verfügungen des Sterbenden zufolge, sollte Joachim sein Nachfolger in der Kurmark, d. h. in der Alt-Mittel-Ukermark und Priegnitz werden, Johann dagegen die Neumark, Crossen und Cottbus erhalten. Beide Brüder liebten sich bei aller Verschiedenheit des Charakters; und auch das war ein Gewinn für den jungen Kurfürsten, daß er nicht, wie sein Vater, verpflichtet war, dem katholischen Kirchenthume anzuhangen, weil der Vortheil eines priesterlichen Bruders es also heischte.

Die Reformation hatte gegen das Jahr 1535, wo Joachim der Erste starb, so bedeutende Fortschritte gemacht, daß es für seinen Nachfolger zu einer sehr schwierigen Aufgabe wurde, die beiden Hauptzüge des Familien-Charakters, Sorge für die deutsche Verfassung und weise Benutzung des neuen Geistes der Zeit, mit einander zu vereinigen. Alle seine Nachbarn waren der evangelischen Lehre zugethan, und in seinen eigenen Staat drang der Geist der Kirchenverbesserung so unwiderstehlich ein, daß es kaum noch Mittel gab, ihn abzuhalten. Bestürmt von den immer kühneren Ideen, welche Luther von Wittenberg aus verbreitete, fingen die Bewohner der Kurmark an, gleichgültig zu werden gegen ein Kirchenthum, von welchem sie glaubten, daß es, aller Wahrheit entfremdet, nur dem Truge diene; die Kirchen wur-

den also verlassen, und die katholische Geistlichkeit fing an, ihre Bestimmung zu verlieren. So wie nun für diese der Katholicismus nie ein Gegenstand der Schwärmerei gewesen war: so fühlte sie sich auch geneigt, auf die neue Lehre einzugehen. Die Frage war zuletzt nur die: wie retten wir die staatsbürgerlichen Vortheile, welche bisher mit unsern Verrichtungen verbunden waren? Wer diesen Knoten lösete, hatte alles geleistet, was mit Billigkeit gefordert werden konnte.

Joachim der Zweite hatte beim Antritt seiner Regierung ein Alter von dreißig Jahren zurückgelegt, und galt für einen der vollendetsten Fürsten seiner Zeit. So groß war das Vertrauen zu seiner Tapferkeit und Einsicht, daß er zwei Mal für den besten Feldherrn erklärt wurde, den man den Türken entgegen stellen könnte. Die Politik seines Vaters ehrend, hatte er gleichwohl eine billige Meinung von den Absichten der ersten Reformatoren; und nicht wenig mochte dazu beigetragen haben, daß er durch seine Mutter in die persönliche Bekanntschaft mit Martin Luther und Philipp Melanchthon eingeführt war, von welchen er den letzteren sogar lieb gewonnen hatte. Er fühlte, was er als Kurfürst dem Reiche schuldig war; aber er fühlte zugleich, daß ein Fürst, der im Auslande gelten will, mit seinen Unterthanen nicht in Zwietracht leben, und am wenigsten einer einzelnen Klasse die ganze Gesellschaft aufopfern darf. In seiner Ansicht war die kaiserliche Majestät allerdings der Schwerpunkt des Reichs, doch nur so lange, als sie sich nicht auf Kosten der deutschen Verfassung geltend machen wolle; denn, sobald sie den Umsturz derselben

beabsichtigte, mußte sie, nach seiner Ueberzeugung, bekämpft, gelähmt werden. Frei von Leidenschaften und Uebertreibungen, liebte er nur das, was den Reiz des Lebens erhöht, ohne dem klaren Bewußtseyn Abbruch zu thun. Aufgeweckt, gesprächig und fröhlich, suchte und fand er den Umgang mit geistreichen Männern und Frauen; und seine Liebe für die Musik war so in seinem ganzen Wesen gegründet, daß sie ihm noch in einem höheren Alter beiwohnte.

Es mußte den beiden in Deutschland herrschenden Partheien sehr viel daran gelegen seyn, einen solchen Fürsten, so lange er sich noch nicht für die eine oder für die andere erklärt hatte, zu sich herüber zu ziehen. Am eifrigsten ging die katholische zu Werke, weil sie sich am meisten bedrohet glaubte. Ihr Werkzeug war der Herzog Georg von Sachsen, dieser große Feind Martin Luthers. Mit ihm stand der neue Kurfürst in dem Verhältniß eines Schwiegersohns zum Schwiegervater; und obgleich die erste Gemahlin des Kurfürsten bereits gestorben war, so dauerte doch ein gutes Vernehmen fort, welches zu freundlichen Rathgebungen auf Seiten des Herzogs berechtigte. Auf der anderen Seite sparte der Landgraf Philipp von Hessen keine Mühe, den neuen Kurfürsten für das Evangelium zu gewinnen; in einem weitläufigen Schreiben ermunterte er ihn zur Annahme und Einführung desselben. In Fällen dieser Art wird auf eine Vermählung ein besonderes Gewicht gelegt; und da Joachim sich im Jahre 1536 mit einer Tochter des polnischen Königs Sigismund des Ersten vermählte, und in den Ehe-Pacten bestimmt wurde, „daß der Kurfürst

mit ihr bei der alten Religion bleiben sollte: so glaubte die katholische Parthei den Sieg davon getragen zu haben. Dieser Sieg schien um so sicherer zu seyn, als der Kurfürst das schwarze Kloster zu Berlin in ein Domstift verwandelte, und dazu die päbstliche Bestätigung nachsuchte und erhielt. Nebenher gestattete freilich derselbe Kurfürst, daß evangelische Prediger sich in den vornehmsten Städten, und sogar in der Hauptstadt seines Machtgebiets niederließen; und anstatt dem Markgrafen Johann, welcher in seinem Domän der Kirchenverbesserung Thor und Thür öffnete, und selbst den Johanniter-Orden aufzuheben entschlossen war, im mindesten hinderlich zu seyn, ließ er ihn vielmehr auf das Freieste walten.

Joachim der Zweite befolgte hierin den Rath eines höchst besonnenen Mannes. Dieser war Eustachius von Schlieben: ein Edelmann, der den Geist der Zeit sehr wohl erkannte, und, indem er die Vergeblichkeit einer Opposition gegen die Kirchenverbesserung begriff, nur darauf drang, daß der Kurfürst sich nicht eher erklären sollte, als bis die Fortschritte der neuen Lehre in seinem Lande jeden Vorwurf von Zwang beseitigt haben würden. Dieser kluge Mann war zugleich der Meinung, daß nichts weiter erforderlich sei, als den Bischof von Brandenburg walten zu lassen. Wirklich hatte Matthias von Jagow — dies war der Name des eben bezeichneten Bischofs — bald nach Joachims des Ersten Tode, in seinem Sprengel den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt verordnet, die Priesterehe gestattet, und mehrere Ceremonien, die weder in

der Schrift noch in den Gesetzen der alten Kirche gegründet waren und zum Aberglauben führten, geradesweges, wenn gleich unter dem Widerspruch seines eigenen Dom-Kapitels, abgeschafft, und sich dadurch bei allen Vernünftigen in Achtung gesetzt. Die Bischöfe von Havelberg und Lebus, hiermit nicht einverstanden, suchten freilich alles hervor, was, in ihrer Ansicht, den alten Glauben befestigen konnte; sie ließen das Wunderblut in Wilsnack fließen, und veranstalteten Wallfahrten nach Göritz. Doch man ist immer im Nachtheil, wenn man etwas zu stützen sucht, das, wurmstichig oder zerbröckelt, in sich selbst zusammen fallen muß. Je mehr das, was die katholische Geistlichkeit dieser Zeit für heilig ausgab, stereotypisch geworden war, und auf bloßem Mechanismus beruhete, desto weniger konnte es die Achtung fesseln. Selbst der Eigensinn dieser Geistlichen rührte nicht von ihrer Ueberzeugung, sondern nur von ihrer Verlegenheit her: sie wußten nicht, was sie mit sich selbst anfangen, oder was aus ihnen werden sollte, wenn sie der bisherigen Beschäftigung entsagten, bei welcher ihr Herz eben so leer geblieben war, wie ihr Verstand; ihre Unfähigkeit zu einer edleren Beschäftigung war gerade so groß, als sie, nach langer Verwöhnung, zu seyn pflegt, so oft es einen Uebergang zu einer ungewohnten Verrichtung gilt. Hierauf beruhete in der That die größte Schwierigkeit der Kirchenverbesserung. Wittenberg, einen längeren Zeitraum hindurch die einzige Pflanzschule für Verkündiger der reinen Lehre, vermochte kaum, davon so viele zu liefern, als gefordert wurden; und so geschah es, daß das größte Geschenk, welches

deutsche Fürsten sich in diesen Zeiten unter einander machen konnten — ein tüchtiger Theolog aus Luthers und Melanchthons Schule war. Die Universität zu Frankfurt an der Oder zu heben, berief Joachim der Zweite den berühmt gewordenen Georg Sabinus, einen Schüler Melanchthons, an dieselbe; und mit großem Danke empfing er von seinem Bruder, dem Markgrafen Johann, jenen Georg Buchholzer, welcher der erste evangelische Probst bei der Nicolai-Kirche zu Berlin, und von seinem Vetter, dem Markgrafen Georg von Anspach, jenen Jakob Stratner, der Anfangs Hofprediger, und in der Folge der erste General-Superintendent der Mark war.

Nichts zu übereilen, nichts zu erzwingen: dies war die weise Maxime Joachims des Zweiten. Wohin er selbst neigte, konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben, wiewohl er sich noch immer nicht öffentlich erklärt hatte. Die katholische Parthei strengte ihre letzten Kräfte an, um ihn an sich zu fesseln; allein ihre Bemühungen waren um so vergeblicher, weil der Herzog Georg, des Kurfürsten erster Schwiegervater, mitten unter denselben starb, und sein Land an seinen Bruder Heinrich, einen eifrigen Lutheraner, überlassen mußte, welcher die Reformation so heftig betrieb, daß sie in dem kurzen Zeitraum von Ostern bis Pfingsten des Jahres 1539 zu Stande kam. Von dem polnischen Könige Sigismund gesandt, erschien am kurfürstlichen Hofe der Bischof von Posen, Lucas Gorka, um sich darüber zu beschweren, daß der Kurfürst, gegen den klaren Inhalt der Ehe-Pacten, seine Gemahlin zu einer neuen Religion verführen wolle; aber Joachims Antwort war: „nie werde er seine Ge-

mahlin zwingen, gegen ihr Gewissen zu handeln, und nie werde die Religion die Uebereinstimmung aufheben, worin er bisher mit ihr gelebt habe." Sigismund war mit dieser Antwort zufrieden. Des Kurfürsten Oheim, jener Erzbischof von Mainz, durch dessen Verhältniß zu Leo dem Zehnten der kirchliche Lärm zuerst entstanden war, wurde in eben dem Maße nachgiebiger, worin er im Alter vorrückte und die Vergeblichkeit alles Widerstandes begriff. So von seinen nächsten Verwandten entweder aufgemuntert, oder wenigstens nicht verhindert, faßte der Kurfürst den Entschluß, der ganzen Welt zu sagen, daß er die evangelische Lehre für die einzige wahre Lehre der christlichen Kirche halte.

Zur Ablegung dieses Bekenntnisses wurde der erste November des Jahres 1539 bestimmt, und Spandau als der Ort bezeichnet, wo jene erfolgen sollte. An dem genannten Tage nun versammelten sich, außer dem Hofe, die Landstände sammt mehreren angesehenen Verkündigern der verbesserten Lehre in der Schloßkirche zu Spandau; und hier empfing der Kurfürst zum ersten Male aus den Händen des Bischofs Matthias von Jagow das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt, nach ihm viele der anwesenden Räthe und Hofleute. Die Trennung von der römisch-katholischen Kirche war hierdurch ausgesprochen; und wie wenig man auch in diesen Zeiten übersehen mochte, wie viel damit zusammenhing: so war zum wenigsten der erste Grund zu einer ganz neuen Ordnung der Gesellschaft gelegt, zu einer Ordnung, worin der Fürst zum Mittelpunkte alles Vertrauens und aller Liebe wurde.

Rasch und glücklich war die Entwickelung, welche der kirchlichen Feierlichkeit zu Spandau folgte; denn gleich am folgenden Tage reichte der Bischof von Brandenburg das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt den beiden Raths-Collegien zu Berlin und Cölln, so wie einer großen Zahl von Bürgern beider Städte. Unmittelbar darauf erließ der Kurfürst den Befehl, daß im ganzen Lande der Gottesdienst in evangelischer Weise gehalten werden sollte; und so wie alles, was der menschlichen Brust in ihren lebhaftesten Rührungen entspricht, willigen Gehorsam findet, so zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß die Widersetzlichkeit der Unterthanen in den meisten Fällen nur von dem Zwange herrührt, den die Gesetze ihnen anthun. Da dieser Zwang wegfiel, und nur das geschehen war, was die große Mehrheit seit längerer Zeit gewünscht hatte: so beiferte sich Jeder, dem kurfürstlichen Befehl nachzukommen. Die Sache selbst war so gut vorbereitet, daß an einzelnen Orten der Mark die kirchliche Verwandlung zu einer Art von Zauberspiel wurde. In Gardeleben hatten katholische Priester Vormittags den Gottesdienst gehalten, als Nachmittags evangelische Prediger einwanderten, und jene für immer ablöseten. Viele Geistliche, welche bis dahin mit ihren kirchlichen Meinungen zurückgehalten hatten, bekannten sich jetzt für die Reformation; und wer dies nicht that, legte, im Gefühl der eigenen Untüchtigkeit, sein Amt nieder, und erklärte, gleich dem Pfarrer Palmus Mechow zu Perleberg: „daß er dasselbe aufgegeben, weil er in der Lehre des Evangeliums nicht so ganz läufig sei.“

Nie gab es eine Umwälzung, welche mit einem geringeren Aufwande von Kraft zu Stande gebracht wurde. Die Leichtigkeit, womit sie sich selbst machte, war indeß nicht sowohl das Werk Joachims des Zweiten, als des Widerstandes, den sie unter seinem Vater gefunden hatte. Nur allzu oft tritt der Fall ein, daß das, wodurch man verhindern will, befördert; und am sichersten geschieht dies, wenn die Dinge, in ihrem unbewachten Laufe, eine Höhe erreicht haben, von wo aus sie beherrschend geworden sind. Die Reformation, so wie sie gegenwärtig vor uns liegt, war eine nothwendige Wirkung des Grades von Civilisation, welchen Europa im sechzehnten Jahrhundert erreicht hatte. Nach der Anwendung der Magnet-Nadel auf die Nautik, nach der Anwendung des Schießpulvers auf die Beschützung der Gesellschaft, und nach der Anwendung der Buchdruckerei auf die Verbreitung nützlicher Einsichten und Kenntnisse, war die Gesellschaft den Gängelbanden der Priesterschaft entwachsen: man konnte sich dagegen verblenden, wenn man keine Rücksicht nahm auf alles, was seit drei Jahrhunderten vorhergegangen war; wie man es aber auch angreifen mochte, eine kirchliche Freiheit zu hintertreiben, die im Bedürfniß der Gesellschaft lag, immer mußte man den Zweck verfehlen, weil eben dies Bedürfniß sich durch nichts beschwichtigen ließ. Hierin gerade lag es, daß Joachim der Erste mit allem Abscheu vor der Reformation, der ihm eigen war, nichts ausrichtete; und eben hierin lag es, daß Joachim der Zweite, so wie seine Nachfolger, keinen von den Nachtheilen erfuhren, welche jener von der Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des

Zeitgeistes befürchtet hatte. Denn jedes befriedigte Bedürfniß führt zur Ruhe, und Joachim der Erste hatte durch seinen Widerstand das Bedürfniß gesteigert.

Als die neue Lehre öffentlich angenommen war, mußte man auch darauf bedacht seyn, das umgeschaffene Kirchenthum zu ordnen. Was Joachim der Zweite zu diesem Endzweck that, ist in Vergessenheit gerathen, weil sein nächster Nachfolger, der Kurfürst Johann Georg, ihm die Vollendung gab. Indeß konnte eine richtige Organisation des Kirchenwesens schwerlich verfehlt werden. Da nämlich der höchste Episcopat auf den weltlichen Fürsten übergegangen war: so mußte jener Unterschied zwischen Priestern und Laien, womit sich die europäische Welt so lange gequält hat und zum Theil noch quält, in sich selbst zusammenfallen. Die höchste kirchliche Behörde, Consistorium genannt, konnte nun nicht länger aus lauter Geistlichen zusammengesetzt seyn; und indem auch Nicht-Geistliche, als fürstliche Räthe, in dieselbe eintraten, war der große Kampf über den Vorrang der Kirche oder des Staats zu Ende geführt. Geistliche waren von jetzt an Diejenigen, welche zur Unterwerfung unter das Gesetz, wodurch die Gesellschaft fortdauert, geneigt machen, nicht Diejenigen, welche auf irgend eine Weise von dieser Unterwerfung ableiten; diese blieben Priester. Gerade in der so eben beschriebenen Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörde erhielt die Gesellschaft ein Unterpfand täglich wachsender Aufklärung; und wo gäbe es wohl einen Staat, in welchem dies sich auffallender bewährt hat, als in dem, von welchem hier die Rede ist!

Mit allem Ernste, den Joachim der Zweite in die Einführung eines verbesserten Kirchenthums brachte, verband er nicht die mindeste Unduldsamkeit, nicht den geringsten Verfolgungsgeist; und, wenn irgend etwas diesen Fürsten ehrt, so ist es gerade dieser Zug seines Charakters, nach welchem er keinesweges verlangte, daß fremde Meinungen und Ueberzeugungen sich nach den seinigen modeln sollten. Die Bischöfe zu Havelberg und zu Lebus widerstanden der Reformation noch aus allen Kräften, ohne deshalb den Unwillen des Kurfürsten auf sich zu ziehen. Dort ließ Busso von Alvensleben, um dem Zwange des Landesherrn zu entgehen, sich im Jahre 1545 von Karl dem Fünften einen Schutzbrief für sein Stift geben; und erst nach seinem Tode, der im Jahre 1548 erfolgte, bekannte sich das aus lauter Katholiken zusammengesetzte Dom-Kapitel zur neuen Lehre, weil der älteste Sohn des Kurfürsten aus zweiter Ehe als Bischof an die Spitze desselben trat. Hier entwickelte Georg von Blumenthal nicht weniger Eigensinn, nur daß er nicht verhindern konnte, daß selbst im Dom evangelische Lehrer auftraten. Im Großen genommen, wurde die Reformation nicht wenig erleichtert durch den Umstand, daß die katholische Geistlichkeit ehelos war; denn wenn sie nicht sowohl die Lehre, als das Besitzthum, vertheidigte: so lag ihre Schwäche auch darin, daß sie diese Vertheidigung nur nach Corporations-, nicht nach Familien-Rechten führen konnte, die, wenn es sich um Grund und Boden handelt, ihre Kraft durch die Natur des letzteren verstärken.

Vieles konnte der Zeit überlassen werden, und Joachim

chim der Zweite unterschied genau zwischen dem, was die Gewalt leisten soll, und was nicht. Die Verschrobenheit des menschlichen Verstandes ist immer geringer, als man glaubt; und wo man nicht länger zur Verspottung von Kapuzinern veranlaßt ist, da hat die gesunde Vernunft des Volks einen größeren Spielraum gewonnen.

Luther hatte durch seine Kirchenverbesserung denen deutschen Fürsten, welche darauf eingegangen waren, etwas errungen, was sie früher nicht in demselben Grade besessen hatten; nämlich die Suveränetät in ihren Ländern. Zum wenigsten waren sie, als höchste Bischöfe in denselben, unabhängig von der Autorität des päbstlichen Stuhles geworden. Nur ihre Beziehung zum Kaiser dauerte noch fort; und wenn man sich Deutschland als einen Staatenbund denkt, der seine Freiheit in der doppelten Hegemonie des Pabstes und des Kaisers bewahrte: so war die eine dieser Hegemonieen gelähmt, während die andere unter einem Kaiser, wie Karl der Fünfte war, eine bis dahin nicht erlebte Stärke gewonnen hatte. Dies konnte nicht ohne große Folgen bleiben. Für den Augenblick mußte es sehr ungewiß scheinen, ob Luther mehr für den Kaiser, oder mehr für die Landesfürsten gearbeitet hatte; das Zeitalter war über das Politische so wenig aufgeklärt, daß es diese Seite der Reformation so gut als ganz übersah. Indeß fühlte man, daß Deutschlands Verfassung wesentlich verändert sei; und mehr bedurfte es nicht, um Verdacht und Argwohn zu schöpfen. Da Karl der Fünfte, als König von Spanien und Neapel, nicht für die Reformation gewonnen werden konnte: so betrachtete man

ihn als den entschiedensten Feind derselben. Vielleicht war alles Kirchenthum ihm unendlich gleichgültiger, als Diejenigen glaubten, welche, in der neuen Lehre befangen, ihn so gern zu sich herüber gezogen hätten; doch auch mit dieser Gleichgültigkeit blieb er noch immer gefährlich durch den Geist seines Hauses, das, nachdem ihm so viel gelungen war, sich zu immer größeren Erwartungen emporschrob. Die Fürsten zitterten bei dem Gedanken, daß der mächtigste aller römisch-deutschen Kaiser leicht den Entschluß fassen könnte, die Souveränetät, welche das Gemeingut aller bleiben sollte, in ein Privat-Gut seines Hauses zu verwandeln. Aengstlich strebten also die protestantischen Fürsten nach Garantieen, die nicht mehr für sie vorhanden waren, wenn sie auf dem Wege der bloßen Unterhandlung gewonnen werden sollten: die Kapitulation, welche man im Jahre 1520 abgeschlossen hatte, war durch die Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre vernichtet. Was sollte, was konnte geschehen? Ohne im eigentlichen Sinne des Wortes bedrohet zu seyn, schlossen die protestantischen Fürsten, bloß weil sie sich in der europäischen Welt vereinzelt fühlten, den schmalkaldischen Bund, dessen Zweck kein anderer war, als sich, im Falle der Noth, gegen Gewalt zu vertheidigen. In diesem Bunde standen: der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und sein Bruder Herzog Johann Ernst; die Herzoge Philipp Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg; Herzog Ulrich von Würtemberg; Landgraf Philipp von Hessen; die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern; der Fürst Wolfgang von Anhalt und seine Vettern; der Graf Gebhard von Mansfeld

und die Städte Straßburg, Augsburg, Frankfurt am Main, Kostnitz, Ulm, Eßlingen, Biberach, Memmingen, Magdeburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Göttingen u. s. w. Es glückte den Verbündeten, den Brandenburgischen Markgrafen Johann in ihr Interesse zu ziehen; aber es glückte ihnen nicht, den Kurfürsten Joachim für sich zu gewinnen, ob sie sich gleich um seinen Beitritt zu einer Zeit bewarben, wo er sich öffentlich für die Reformation der Kirche erklärt hatte.

Der schmalkaldische Bund brachte einen Gegenbund zu Wege, welcher, unter der Benennung der heil. Liga, auf D. Helds Anstiften zu Würzburg geschlossen wurde, und worin der Kurfürst Albrecht zu Mainz, der Erzbischof Matthäus Lange zu Salzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Herzog Georg von Sachsen (so lange er lebte), und die Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig mit dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand zusammentraten.

Kraft und Gegenkraft waren von diesem Augenblick an geordnet, und was sich mit Gewißheit vorhersehen ließ, war, daß der Friede Deutschlands durch einen Bürgerkrieg, unter der Benennung eines Religionskrieges, werde unterbrochen werden.

Es ist hier nicht der Ort, die Hindernisse aufzuzählen, auf welche die beiden Bünde stießen, ehe sie an einander gerathen konnten; es genüge daher, zu bemerken, daß die wesentlichsten in der Stellung lagen, welche das Schicksal Karl dem Fünften in der europäischen Welt gegeben hatte: eine Stellung, welche es mit sich brachte,

daß er seine Aufmerksamkeit nur theilweise den deutschen Angelegenheiten zuwenden konnte.

Dieß wurde indeß von mehreren deutschen Fürsten verkannt, welche eben deswegen geneigt waren, die Politik des Kaisers weniger den Umständen, worin er sich gerade befand, als seiner gemäßigten und billigen Denkart zuzuschreiben. Die Leichtblütigeren unter ihnen faßten zugleich das Verhältniß der Kirche zum Staate nicht so auf, wie es in diesen Zeiten aufgefaßt werden mußte. Den Zusammenhang zwischen den übernatürlichen Lehren und der Hierarchie des römischen Kirchenthums nicht gehörig würdigend, am wenigsten aber das, was sich im Verlauf der Zeiten durch diesen Zusammenhang in Ansprüchen und Rechten der katholischen Geistlichkeit gebildet hatte, hinlänglich erwägend, hatten sie keine deutliche Vorstellung von dem großen Abbruche, welcher dem römischen Stuhl durch die Kirchenverbesserung geschehen war. Zu ihnen gehörte Joachim der Zweite. Da er von den Ceremonien des römischen Kirchenthums so viel beibehalten hatte, als sich nur mit der gereinigten Lehre vertragen wollte: so fand er den Unterschied zwischen der neugestalteten Kirche und der alten durchaus nicht so bedeutend, daß um seinetwillen ein Bürgerkrieg entstände; und indem er sich einbildete, daß die römische Regierung zur Nachgiebigkeit bewogen werden könnte, bot er alles auf, was eine Versöhnung bewirken konnte. Er selbst ließ es nicht an sich fehlen, so oft bei wichtigen Berathschlagungen seine persönliche Gegenwart erforderlich war; noch mehr aber waren seine Gesandten — Eustachius von Schlieben, Adam von Trotte und

Jakob von Schilling — in Bewegung, um den Frieden zwischen den Katholiken und den Protestanten zu erhalten. Dies alles wirkte, bis der rechte Zeitpunkt für den Ausbruch des Krieges gekommen war.

Als nach dem Frieden von Crespy, und nach dem Abschluß eines Waffenstillstandes mit den Türken Karl der Fünfte freie Hand bekommen hatte, war Bekämpfung des Protestantismus sein Lieblingsgedanke: nicht als ob die Lehren der Protestanten ihn beleidigt hätten, sondern weil die kirchlichen Spaltungen ein bequemes Mittel darboten, die deutsche Fürstenmacht zu zertrümmern, und den Staatenbund in eine Monarchie zu verwandeln. Der Kurfürst Albrecht von Mainz, welcher unter den Mitgliedern der heiligen Liga am meisten den Ausbruch der Feindseligkeiten verhindert hatte, war nicht mehr; auch Luther, dessen Ansehn so viel über die Beschlüsse der protestantischen Parthei vermochte, war seit dem Anfange des Jahres 1546 zur Unsterblichkeit übergegangen. Das alte Verhältniß zu Deutschland zu retten, war der römische Hof zu den größten Opfern bereit; zwei Mal hundert tausend Kronen und ein Hülfs-Corps von zwölf tausend Mann erschienen ihm als ein billiger Beitrag in einem Unternehmen, das auf die Erhaltung seiner Wirksamkeit abzweckte. Sobald nun das kaiserliche Heer sich in Ober-Deutschland bildete, und kein Augenblick mehr zu verlieren war, wenn man sich vertheidigen wollte, betrat der sächsische Kurfürst Johann Friedrich den Kriegesschauplatz mit der vollen Entschlossenheit eines Fürsten, der die Vertheidigung einer guten Sache übernommen hat. Was er geleistet haben würde, wenn seine näch-

sten Verwandten ihn unterstützt hätten, mag hier unentschieden bleiben. Der Verrath, welchen der Herzog Moritz an ihm beging, führte die Schlacht bei Mühlberg herbei, deren Ausgang ganz Deutschland in die Hände Karls des Fünften gab.

Als Joachim der Zweite die Gefangenschaft des Kurfürsten von Sachsen vernommen hatte, war er der einzige deutsche Fürst, der in das kaiserliche Lager flog, um Beschlüsse abzuwenden, welche nicht genommen werden konnten, ohne Deutschlands Verfassung in ihren Grundlagen zu verletzen. Dem schmalkaldischen Bunde war er nie beigetreten, weil er die Ueberzeugung hegte, daß Widersetzlichkeit gegen den Kaiser nur durch die unleugbarste Nothwendigkeit gerechtfertigt werden könne, und daß diese nur dann eintrete, wenn das Oberhaupt des Reichs damit umgehe, die Verfassung desselben zu zerstören; er hatte in dem Wahne, daß in dieser Hinsicht von Karl dem Fünften nichts zu befürchten sei, sogar seinen Bruder, den Markgrafen Johann, von jenem Bunde abgezogen. Jetzt, wo die Befürchtung in ihm aufstieg, daß Karl der Fünfte, vom Glücke berauscht, um sich greifen könnte, arbeitete er zunächst dahin, das Leben des gefangenen Kurfürsten zu retten, den der Kaiser, gleich einem gemeinen Rebellen, enthaupten lassen, wollte. Als dies ihm gelungen war, bot er alle Kräfte auf, den Kaiser mit dem zweiten Haupte des schmalkaldischen Bundes zu versöhnen. Dies war der Landgraf Philipp von Hessen, auf welchen Karl nicht weniger zürnte, als auf den Kurfürsten von Sachsen. Philipp, dem Joachim der Zweite und Moritz von Sachsen Leben und Freiheit

verbürgt hatten, erschien zu Halle, warf sich am Throne des Kaisers nieder, um Verzeihung zu erflehen, und sah sich noch an demselben Tage von dem Herzog von Alba gefangen genommen. Diese Wortbrüchigkeit empörte den Kurfürsten von Brandenburg so, daß er seinen Degen gegen den Herzog von Alba zog. Erbittert gegen den Kaiser und dessen Umgebung ging er nach Berlin zurück; und da für den Augenblick nichts auszurichten war, so fügte er sich in die Nothwendigkeit, wiewohl mit so viel Würde und Selbstständigkeit, daß er nicht mehr einräumte, als was gerade erforderlich war.

Mit Freuden ging er später auf den Plan des Herzogs von Sachsen wider die kaiserliche Uebermacht ein; und als der große Streich des schlauen Moritz gelungen war, blieb Joachim seinem milden Systeme in Hinsicht auf die Reichsverhältnisse und den Geist des Zeitalters getreu, ohne sich durch irgend eine Versuchung von demselben auf diese oder jene Seite jemals entfernen zu lassen.

Was würde aus Deutschland geworden seyn, wenn Joachim der Zweite nicht durch seine Entschlossenheit und Milde den Kaiser in eben dem Augenblick gezügelt hätte, wo er im Begriff stand, sich alles zu erlauben?

Zwar läßt sich diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten; aber am Tage liegt, daß, wenn es nach der Schlacht bei Mühlberg keinen Joachim den Zweiten gegeben hätte, Deutschlands Schicksal anders ausgefallen seyn würde. Nicht als ob dann die Reformation der Kirche würde unterdrückt worden seyn; denn diese war allzu sehr in den Fortschritten der Civilisation gegründet, als daß sie nicht auf irgend einem neuen Wege

und in irgend einer neuen Gestalt wieder hätte zum Vorschein kommen sollen. Allein, so wie die Sachen einmal lagen, hätte, bei unserer Voraussetzung, eine ganz andere Reihe von Begebenheiten eintreten müssen, als die, welche uns durch die Ueberlieferung bekannt geworden ist. Ohne den Beistand, welchen Moritz von Sachsen in dem Charakter Joachims des Zweiten fand, hätte er jenen kühnen Feldzug, welcher Deutschlands Bundesverfassung im sechzehnten Jahrhundert rettete, nicht unternehmen dürfen; und ohne diesen Feldzug würden Deutschlands Fürsten ganz unfehlbar in Philipp dem Zweiten ihren Vernichter gefunden haben.

Ein Mann von Joachims des Zweiten Denkart war also in jenen Zeiten eine große Wohlthat für das gesammte Deutschland. Denkt man sich Joachim den Ersten an der Stelle seines Sohnes im kaiserlichen Hauptquartier, so sagt man sich sogleich, daß er nichts hintertrieben, wohl aber alles beschleunigt haben würde; der Widerstreit, worein er mit dem Geiste seiner Zeit gerathen war, brachte dies mit sich. Vater und Sohn, in Charakter und Verfahren mit einander verglichen, bilden freilich Entgegengesetzte; aber gerade das ist das Schöne in der erblichen Monarchie, daß dies sehr wenig verschlägt, ja daß der Vater dem Sohne bei solcher Entgegengesetztheit nur desto mehr in die Hände arbeitet. Die Bedürfnisse der Gesellschaft, wenn sie echt sind, hören nicht auf, weil sie auf Hindernisse stoßen: sie werden dadurch vielmehr verstärkt, und gerade darin liegt es, daß dem Nachfolger eines eigensinnigen Regenten alles leicht wird, so fern es sich nur um die Befriedi-

gung eines unterdrückten Wunsches handelt. Es kommt im Staatsleben zuletzt sehr wenig darauf an, innerhalb welcher Zeit gewisse Einrichtungen in Wirksamkeit treten; desto mehr aber ist daran gelegen, daß sie vorhaltig und tüchtig gebildet werden, was nie der Fall seyn kann, wenn bei ihrer Bildung die hemmende Kraft nicht eben so thätig ist, wie die treibende.

Ueber
Spaniens Fortschritte in der Anarchie.

Zeitungsnachrichten, sonst mehr oder weniger zuverlässig, je nach den Quellen, aus welchen sie geflossen sind, gewinnen den höchsten Grad von Glaubwürdigkeit, wenn sie die Gestalt von Gesetzen annehmen: denn alsdann muß vorausgesetzt werden, daß das, was beseitigt werden soll, wirklich vorhanden sei und die gesellschaftliche Ordnung, diesen ewigen Zweck aller Gesetzgebung, bedrohe. Gesetze können nämlich nicht zum Vorschein kommen, ohne daß die höchste Autorität dabei wirksam ist; diese aber, geleitet von wirklichen Ereignissen, hat kein höheres Interesse, als den wahren Zustand der Dinge zu erkennen, um ihm gewachsen zu bleiben.

In dieser Ansicht ist der Gesetzentwurf, welcher den spanischen Cortes in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand Cataloniens am 20. Mai von einer Special-Commission vorgelegt wurde, von der höchsten Wichtigkeit; er giebt den sichersten Aufschluß über das, was in jener Provinz vorgeht, und zeigt, was auf anderen Punkten zu erwarten ist.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß man denen, welche die Gesetze angreifen, und auf der That ertappt werden, alle Hoffnung zur Straflosigkeit abschneiden müsse, hat jene Special-Commission sich über folgendes Decret vereinigt:

Art. 1. „Auf allen Punkten der Monarchie, wo Rebellenhaufen sich zeigen oder sich zeigen werden, soll in jedem Hauptort des Bezirkes bekannt gemacht werden, was in nachstehenden Artikeln enthalten ist.

Art. 2. „Alle Empörer, von welcher Klasse, Stand oder Herkommen sie seyn mögen, die, vereinigt oder bewaffnet, sich unmittelbar und factisch gegen die Verfassung der Monarchie verschwören, und sich nicht in Zeit von acht und vierzig Stunden nach Verkündigung dieses Decrets vor dem mit ihrer Verfolgung beauftragten Militär-Chef oder jeder anderen gesetzlich constituirten Behörde, einstellen sollten, werden als Hochverräther und Rebellen behandelt, und im Augenblick ihrer Ergreifung hingerichtet.

Art. 3. „Diejenigen, welche sich in Zeit von acht und vierzig Stunden vor dem Militär-Chef oder einer anderen Behörde stellen, werden eingekerkert, gemäß dem Gesetze vom 17. April 1821 gerichtet, und auf zwei Jahre zu Zwangsarbeit verurtheilt.

Art. 4. „Die, welche, ohne zu den Rebellen-Banden gehört zu haben, durch das Ergebniß der Untersuchung als ihre Mitschuldigen, es sei nun als Anstifter oder Helfershelfer erkannt werden, sollen zum Tode verurtheilt werden, wenn sie sich nicht in obgesagtem Termine stellen.

Art. 5. „Jede Gemeine, welche thätigen Antheil am Aufstande nimmt, oder die Absichten der Rebellen begünstigt, wird angesehen, als wäre sie in Belagerungsstand, und unter die Kriegsgesetze gestellt.

Art. 6. „Die Mönchsklöster von Poblet und Es-

cornalbon, wo der Haupt-Mittelpunkt des Aufstandes von Catalonien zu seyn scheint, sind von nun an aufgehoben. Die Regierung ist ermächtigt, gegen alle andere Klöster zu verfügen, die den Rebellen Unterstützung leisten; versteht sich mit Vorbehalt des gerichtlichen Verfahrens gegen ihre Bewohner."

Art. 7. „Die Richter erster Instanz in Catalonien und auf anderen Punkten des Königreichs, wo sich Rebellen zeigen, sollen sich unverzüglich mit Einleitung der Untersuchungen beschäftigen, um die Ursachen der Aufstände zu entdecken, und zu sehen, ob die Geistlichkeit die von den Cortes in Betreff der Beobachtung der Verfassung erlassenen Beschlüsse befolgt hat."

Art. 8. „Die Regierung ist ermächtigt, ohne Weiteres jeden Ausländer aus dem Königreiche zu verweisen, dessen Aufführung verdächtig seyn sollte.

Art. 9. „Die Erzbischöfe, Bischöfe und andere Prälaten sollen den Klostergeistlichen nicht länger als auf acht und vierzig Stunden, höchstens, ihre Klöster zu verlassen erlauben; die constituirten Alcalden müssen über die Vollziehung dieser Maßregel wachen.

Art. 10. „Die National-Garden, welche die Rebellen-Horden verfolgen werden, sollen die nämlichen Vortheile genießen, welche jenen bewilligt worden sind, die zu Salvatierra einen ähnlichen Dienst geleistet haben.

Art. 11. „Vorstehende Verordnungen sollen in Kraft bleiben bis zur Eröffnung der Cortes von 1823.

Wer, der nur einigermaßen mit den Begebenheiten der französischen Umwälzung bekannt ist, erblickt nicht in diesem Gesetze den Anfang eines Schrecken-Systemes?

Die traurige Zukunft, welcher Spanien entgegengeht, gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit, wenn man mit diesem Gesetze die Zuschrift verbindet, welche die diesjährigen Cortes unter dem 20. Mai an Ferdinand den Siebenten erlassen haben. Hier ist sie!

„Sire! Die Repräsentanten der spanischen Nation würden des hohen Zutrauens, womit sie beehrt sind, unwerth seyn, wenn sie nicht ihre Stimme vor dem Throne Ew. Majestät erhöben, um dem constitutionellen Könige die Gefahren zu entschleiern, die dieses heroische Volk bedrohen. Diese Gefahren sind furchtbar, schrecklich, und erheischen schnelle Abhülfe. Nicht daß die Cortes die Freiheit des Vaterlandes in Gefahr glaubten — sie ruht auf unzerstörbaren, ewigen Grundpfeilern; aber sie wünschten, Blutvergießen, Gewalt und Unglück zu verhüten, welches, ohne Frucht für Diejenigen, die es herbeiführten, über den spanischen Boden Bestürzung und Trauer verbreiten würde. Ew. Majestät kennen so gut, wie die Cortes, die Unruhen, die vor Kurzem und in verschiedenem Sinne die Nation in Sorgen setzten. Damals betrachtete man sie als Bewegungen ohne Folgen, und als solche, die stets von großen Veränderungen unzertrennlich sind. Aber die Erfahrung hat uns unglücklicher Weise belehrt, daß sie die Quelle noch größerer Zuckungen waren, und wir sind grausam dafür bestraft worden, daß wir ihnen gleichgültig zugesehen haben. Die Sprache der Wahrheit ist die einzige, die an Könige gerichtet werden soll, welche durch das Gesetz regieren, und, dieses im Herzen tragend, nichts wünschen, als das Glück ihrer Unterthanen. Sire! dies heroische Volk ist der immer-

während den Angriffe der Ruchlosen auf seine weisen Institutionen müde. Es fürchtet keine Gefahr in dieser Hinsicht; aber es ist gereizt, erbittert. Die Cortes und der constitutionelle König müssen es besänftigen, seine Ruhe sichern, und es außer Sorgen vor den Complotten setzen, die man schmiedet, und vor den Gräueln, auf die man ohne Unterlaß sinnt. An dem denkwürdigen Tage, wo Ew. Majestät frei und aus eigener Bewegung die politische Constitution der spanischen Monarchie beschwor, überließen sich alle Spanier, die ihren König und die Freiheit lieben, den schmeichelhaftesten Hoffnungen: ein so großes als unerwartetes Ereigniß setzte Europa in Erstaunen, schreckte die Feinde der Menschen, und bändigte die unzähmbarsten Leidenschaften. Wer hätte damals nicht glauben sollen, daß es der wohlgewähltest, der wohlberechnetste Augenblick sei, für immer das Glück, den Ruhm, die Größe und Macht der Nation zu sichern, die, einem Sterbenden gleich, mit der Verzweiflung rang? Aber, Sire, wir sind, leider! weit entfernt, die Vortheile geerntet zu haben, die jener glückliche Augenblick versprach. Bald entfaltete sich der abscheuliche Plan, die Fortschritte der Freiheit und der Aufklärung zu hemmen, indem man die unschuldigsten und gesetzlichsten Vereinigungen als verbrecherisch bezeichnete: die berühmtesten Patrioten wurden mit Wuth verfolgt; man wollte das neue System auf dem verwitterten Grunde des vormaligen, und mit allen verfaulten Materialien erbauen. Die Regierung nahm einen langsamen, krummen Gang; die Leidenschaften erwachten wieder; fremde Machinationen kamen unter uns zum Ausbruch, und in-

dem man die Gemüther erhitzte, und uns mit Verdacht und Mißtrauen umgab, hat man uns leider! mit reißender Schnelligkeit in die Lage versetzt, worin wir uns jetzt befinden. Sire! die spanische Nation betrachtet ihre Freiheit als angegriffen, indem sie sieht, mit welcher Langsamkeit man gegen Diejenigen zu Werke geht, die öffentlich von ihren unheilschwangeren Entwürfen sprechen, und ihren nahe bevorstehenden Sieg jubelnd verkündigen. Die Cortes bezeichnen Ihnen, Sire, hiermit die Verwalter des Heiligthums, die ehrsüchtigen Prälaten — Menschen, die, nachdem sie die Welt und ihre Angelegenheiten verlassen haben, um sich nur dem Gebet und der Tugend zu weihen, jetzt die evangelische Moral, den Geist der Religion und des göttlichen Meisters Lehre unter die Füße treten, und ihr geheiligtes Priesteramt mißbrauchen, um den Samen des Aberglaubens und des Ungehorsams auszustreuen. Sie predigen gegen die Freiheit, die unsere Constitution verbürgt, und Kirchenschänder und Meineidige zugleich, fanatisiren sie das Volk, bilden aus den Schwachen, die sie verführen, bewaffnete Haufen, und mischen sich unter die Banditen. Das Rauchfaß in der einen, den Dolch in der anderen Hand, streifen sie umher, um die Städte in Aufruhr zu bringen, zu unterdrücken, zu plündern, zu verbrennen, Ströme von Blut zu vergießen, und das unglückliche Spanien in einen schrecklichen Schauplatz bürgerlichen Krieges zu verwandeln — alles in der betrieglichen Hoffnung, den Ruhm, die Freiheit, den Thron und die Repräsentanten des spanischen Volks für immer zu vernichten. Alles, was wir Ihnen, Sire, so eben vorgelegt

haben, ist nur mehr als zu sehr durch die verschiedenen Factionen erwiesen, die gleichzeitig in Catalonien erscheinen, wo die Ereignisse der Art sind, daß es schrecklich ist, daran zu erinnern, und daß die Feder sie nicht niederschreiben mag. Da die Ruhe des Staates auf dem Punkte ist, für immer vernichtet zu werden, wenn man nicht schnelle und wirksame Mittel ergreift: so würden die Cortes gegen die heiligste ihrer Pflichten fehlen, wenn sie sich nicht mit der schuldigen Ehrfurcht, zugleich aber auch mit der Thatkraft, welche den Deputirten eines freien Volkes ziemt, an Ew. Majestät wenbeten, um Sie zu bitten, mit starker Hand die Wurzel so vielen Unheils und so großer Gefahren auszureißen, und Ihrer Regierung mit aller Kraft und Macht, die das Gesetz Ihnen zugesteht, einen neuen und starken Anstoß zu geben, daß sie einträchtiger mit der wahrhaften öffentlichen Meinung einherschreite, welche die Königin der Welt ist, und welche aufzuhalten die Menschen nie stark genug seyn werden. Möge das Volk die Gewalt denen Männern anvertrauet sehen, welche die öffentliche Freiheit lieben; möge die ganze Nation wahrnehmen, daß der Titel und die Tugenden des wahren Patrioten die einzigen Rechte sind, der einzige Weg, die Gunst zu verdienen und die Ehren zu erhalten, die Ew. Majestät ertheilen können, und daß alle Strenge der Gerechtigkeit auf die Ruchlosen zurückfalle, die den erhabenen und geheiligten Namen des Königs mißbrauchen, um das Vaterland und die Freiheit zu unterdrücken! Dies ist es, was die Cortes erwarten und wünschen: sie bitten Ew. Majestät dringend, den Besorgnissen ein Ende zu machen,

chen, denen wir hingegeben sind, und den Uebeln vorzubeugen, die wir angedeutet haben; sie bitten um den königlichen Befehl, daß die freiwillige National-Miliz bewaffnet werde: denn die für die Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Freiheit bewaffneten Bürger sind die festesten Stützen der Constitution. Zugleich hoffen die Cortes, daß Ew. Majestät jeder fremden Regierung, welche, mittelbar oder unmittelbar, sich in unsere innere Angelegenheiten mischen wollte, werden zu erkennen geben, daß die Nation nicht in dem Falle ist, Gesetze anzunehmen, daß ihr Kräfte und Hülfsmittel genug zu Gebote stehen, um sich Achtung zu verschaffen, und daß, wenn sie einst ihre Unabhängigkeit und ihren König mit Ruhm vertheidigt hat, sie mit demselben Ruhm und noch größeren Anstrengungen jetzt ihren König und ihre Freiheit beschützen werde. Die Cortes sind überzeugt, daß Ew. Majestät die wirksamsten Mittel ergreifen werden, um die Verirrungen der Beamten zu bestrafen, die ihre Gewalt überschreiten oder mißbrauchen, und die Rebellen auszurotten, wo sie sich nur zeigen."

Je tiefer man in den wahren Sinn dieser Zuschrift eindringt, desto mehr überzeugt man sich, daß Spanien seit zwei Jahren durch die Constitutions-Urkunde von Cadiz in ein Labyrinth gerathen ist, aus welchem es sich nur durch einen Bürgerkrieg befreien kann.

Wenn die Cortes sagen: „wer hätte vor zwei Jahren nicht glauben sollen, daß die Annahme dieser Constitutions-Urkunde das Glück, den Ruhm, die Größe und die Macht der spanischen Nation für immer sichern werde;" so zeigen sie dadurch nur an, daß sie noch im-

mer in den Vorurtheilen befangen sind, denen die Constitutions-Urkunde selbst ihr Daseyn verdankt. Der große Fehler dieses Verfassungsgesetzes liegt darin, daß es die Regierung in zwei Theile sondert, welche neben einander bestehen sollen; nämlich in gesetzgebende und in vollziehende Macht, so, daß die letztere nichts weiter ist und seyn soll, als das Werkzeug der ersteren. Alle Organisations-Principe sind dadurch über den Haufen geworfen worden; und wo auch immer derselbe Versuch wiederholt werden möge: die Wirkungen desselben werden wenigstens in so fern dieselben seyn, als ein Volk, das auf diese Weise regiert werden soll, zwischen zwei Autoritäten gestellt wird, von welchen weder die eine, noch die andere vollen Gehorsam findet. Beide können zuletzt nichts weiter, als sich gegenseitig anklagen; und indem die Schwäche der Regierung auf diesem Wege an den Tag kommt, tritt ganz natürlich die Umwälzung als Selbsthülfe ein. Und so ist denn die Constitutions-Urkunde von Cadiz, von dem ersten Augenblick ihrer Wirksamkeit an, nichts mehr und nichts weniger gewesen, als das Auflösungsmittel der spanischen Monarchie, so wie diese in den letzten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bestanden.

Man hat sich nicht selten darüber gewundert, daß die Bewegungen, welche seit zwei Jahren auf der pyrenäischen Halbinsel Statt gefunden haben, nicht stärker, nicht entscheidender gewesen sind. Hiervon lassen sich mehrere Gründe angeben, ohne daß sich bestimmen läßt, welcher von ihnen am meisten zur Aufrechthaltung eines erträglichen Friedens beigetragen habe.

Bemerken wir zuvörderst, daß die Constitutions-Urkunde am wenigsten dahin gewirkt hat; denn diese konnte nichts weiter als Zwietracht stiften, sogar gegen den Willen Derer, welche, als Gesetzgeber oder als Vollstrecker von Gesetzen, darin befangen waren.

Nächstdem muß in Anschlag gebracht werden, daß eine zahlreiche Bevölkerung nicht auf der Stelle über die Veränderung im Klaren ist, welche mit ihr vorgeht, wenn die Staatsgesetzgebung auf irgend eine Weise modificirt wird: die große Mehrheit bleibt ihren Gewohnheiten getreu, lebt heute, wie sie gestern gelebt hat, und wird von den öffentlichen Angelegenheiten nicht eher ergriffen, als bis sie sich im Strudel derselben erblickt, und nun nicht länger umhin kann, sich für die eine oder die andere Parthei zu erklären.

Was Spaniens Frieden, während der letzten Jahre, vorzüglich bewahrte, war der Umstand, daß die Schwerpunkte in diesem Königreiche ganz anders gelegen sind, als in Frankreich und in England. Wäre die Hauptstadt Spaniens, was Paris und London ist: so würde von der blutigen Bahn, welche jede Umwälzung zurückzulegen hat, ehe sie ihr Ziel erreichen kann, schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt seyn; denn es hätte nicht fehlen können, daß Madrid mit einer stärkeren Bevölkerung und größeren Reichthümern, als ihm eigen sind und jemals eigen werden können, dieselbe Rolle gespielt hätte, wie Paris vom Jahre 1792 an, d. h. daß es alsdann das ganze Königreich Spanien eben so mit sich fortgerissen hätte, wie Paris, von dem genannten Jahre an, ganz Frankreich mit sich fortriß. Was Spa-

nien an Ruhe und Frieden in den letzten Jahren gewonnen hat, das verdankt es also nur dem Umstande, daß die Küstenstädte die eigentlichen Wohnsitze seiner Kraft sind, und daß diese, unbekümmert um den Organismus der Regierung, ihrer eigenen Richtung folgen, welche keine andere ist, als Handel und Gewerbe. Wäre demnach Cadiz oder Barcellona die Hauptstadt Spaniens gewesen: so würde der Conflict, worin sich die gesetzgebende Macht der allgemeinen Regierung mit der Vollziehung befindet, ganz unstreitig schon zur Anti-Monarchie oder zur sogenannten Republik geführt haben, und folglich von allem, was jetzt noch den Charakter der Krisis ausmacht, nichts weiter anzutreffen seyn.

Wie sehr aber die Entscheidung auch verzögert werden möge: ganz ausbleiben kann sie durchaus nicht. Denn, was eine Gesellschaft, um ihren Zustand nicht zu verschlimmern, auch ertragen mag: so fühlt sie doch zuletzt, daß sie sich nicht zwei Richtungen zugleich hingeben kann, ohne sich selbst zu zerstören.

Gerade in dieser Lage befinden sich die Bewohner Spaniens. Getheilt zwischen den Cortes und dem Könige, wissen sie zur Zeit noch nicht, ob sie es mehr mit den ersteren oder mit dem letzteren halten sollen. Die Vernünftigeren unter ihnen verlangen nichts weiter, als eine Regierung, welche der Bestimmung entspreche, welche jede Regierung, als solche, hat; da sich aber die Constitutions-Urkunde nicht mit dem Daseyn einer solchen Regierung verträgt: so sehen sie sich genöthigt, einen Mittelweg zu suchen, den sie vorläufig darin zu finden glauben, daß sie es unbedingt weder mit den Cortes noch

mit dem Könige halten. Im Ganzen mögen sie den Cortes zwar mehr zugethan seyn, weil sie von ihnen das meiste Gute erwarten; doch würden sie sich bereitwillig alles gefallen lassen, was den Widerspruch aufhöbe, worin die Cortes mit dem Könige stehen. Bis zu dem Zeitpunkte nun, wo es zu einer Aussöhnung zwischen beiden kommen kann, dauert die Unruhe nothwendig fort, und diese Unruhe ist es, was Eine Krisis nach der anderen zu Wege bringt. Der Aufruhr in Catalonien hat daher gewiß ganz andere Ursachen, als die sind, welche die Cortes in ihrer oben angeführten Zuschrift an den König anzuerkennen für gut befunden haben. Daß Mönche in ihrem Unverstand alles aufbieten, die alte Ordnung der Dinge, worin sie allein gedeihen konnten, zurückzuführen, versteht sich wohl von selbst; daß aber eine ganze Provinz sich dieser Mönche bis zur Ergreifung der Waffen annehmen sollte, ist nicht als wahr vorauszusetzen. Man muß, was auch die Veranlassung dazu gegeben haben möge, in Catalonien mehr, als auf jedem anderen Punkte des Königreichs, angefangen haben, zu fühlen, daß es mit der Verfassung, welche Spanien seit zwei Jahren angenommen hat, nicht geht, und gerade dies Gefühl muß die letzte Ursache der Bewegungen seyn, welche im gegenwärtigen Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen. Dasselbe aber steht allen übrigen Provinzen Spaniens bevor; und wie die Bewegungen derselben sich immer gestalten mögen, so können sie doch nicht eher aufhören, als bis das vorhanden ist, worin eine Nation allein ausruht: eine Regierung, welche durch ihre organische Vollkommenheit der Bestimmung

entspricht, welche jede Regierung hat, die gesellschaftliche Ordnung hervorzubringen und zu bewahren.

Der Weg bis zu diesem Ziele kann für Spanien länger oder kürzer seyn, je nachdem das Schicksal für gut befindet, später oder früher ins Mittel zu treten. Dergleichen würde erfolgen, wenn der Sanitäts-Cordon, welchen Frankreich seit dem Anfange dieses Jahres am Fuße der Pyrenäen gezogen hat, und der in diesem Augenblick so bedeutend verstärkt wird, eine kriegerische Absicht in sich schließen sollte. Dringt ein französisches Heer in Spanien ein, so wird seine Erscheinung hinreichen, eine schnelle Entscheidung herbei zu führen. Nicht als ob wir glaubten, daß alsdann alles plötzlich zu jener Monarchie zurückkehren würde, die im Jahre 1820 begraben worden ist; dazu ist jede Aussicht verschwunden, seitdem die spanischen Amerikaner in so großer Ausdehnung unabhängig geworden sind. Allein an die Stelle des Zwitterwesens, das sich gegenwärtig in Spanien constitutionelle Monarchie nennt, ohne noch etwas mehr zu seyn, als eine Grundlage für Anarchie und Bürgerkrieg, würde sogleich die Anti-Monarchie, ausgerüstet mit allen Mitteln des Schreckens und der Tyrannei, treten; und diese würde, wie in Frankreich, der erste Anfang einer besseren Ordnung der Dinge seyn. Nichts würden die Spanier verschonen, um die Franzosen wieder zu verjagen; und indem der Krieg fortdauerte, würde sich bei ihnen allmählig alles einstellen, was eine Nation bedarf, um geachtet zu werden. Ihre Regierung würde sich unstreitig, von der abscheulichsten Demokratie aus, zur Aristokratie und Monarchie fortbilden, und darüber würde vielleicht ein Menschenalter verstreichen;

allein von einer Trennung und Theilung der Gewalten würde dabei eben so wenig die Rede seyn, als von einer heiligen Constitutions-Urkunde, die die Gebrechlichkeit selbst ist. In Erscheinungen dieser Art waltet ein Naturgesetz, wogegen man sich nicht länger verblenden sollte.

Alle Schicksale, welche Spanien seit dem Jahre 1808 getroffen haben, so wie alle diejenigen, welche es von jetzt an treffen können, haben ihre gemeinschaftliche Quelle in dem dreihundertjährigen Stillstande, zu welchem sich die spanische Regierung verurtheilte, als sie das Inquisitions-Tribunal zur ersten Staatsbehörde erhob, und so ihren Organismus verstümmelte. Was daher auch von jetzt an in Spanien vorgehen mag: die Tendenz kann keine andere seyn, als die Gesellschaft von allen den Hindernissen zu befreien, welche bisher mit so großer Gewalt auf dieselbe drückten, daß sie in sich verschwand, und von den 24 Millionen, die sie im funfzehnten Jahrhunderte bildeten, auf weniger als die Hälfte herabsank.

Mögen übrigens Spaniens Schicksale nehmen, welche Wendung sie wollen: die Aufgabe, welche Spaniens Staatsmänner zu lösen haben, wird dadurch nicht verändert. Diese Aufgabe ist keine andere, als alles so zu leiten, daß Spanien das verlorne Amerika und sich selbst wiederfinde. Daß dies möglich sei, leidet keinen Zweifel; die Sache ist sogar aufs Vollständigste erwiesen, wenn man zurückdenkt an das, was Spanien vor der Entdeckung von Amerika war. Was es gegenwärtig ist, darf nicht zurückschrecken; denn dies muß als

eine bloße Krisis betrachtet werden, worin es jetzt zwar liegt, aber nach Jahr und Tag gewiß nicht mehr liegen wird. Seine größte Plage ist gegenwärtig eine Constitutions-Urkunde, welche gegen alles verstößt, was die Gesellschaft von einer Regierung zu fordern berechtigt ist. Von dieser Plage befreit, wird es sich nur um so kräftiger bewegen; und ob sich gleich nicht begreifen läßt, wie es für die nächste Zukunft der Anarchie und dem Bürgerkriege entgehen werde: so kann man sich doch darauf verlassen, daß es die Beute von beiden nicht in einem so hohen Grade werden wird, daß es sich nie wieder ermannen sollte. In der Gesellschaft liegt nämlich eine wunderbare Kraft, sich zu verjüngen; und Umwälzungen sind in der Regel für sie nur ein Jasons-Kessel, woraus sie kraftvoller hervorgehen. Die Noth, diese große Lehrmeisterin der Menschen, führt nicht bloß neue Ideen, sondern auch neue Charaktere herbei; und die letzteren werden alsdann zu Gliedern einer ganz neuen Kette von Begebenheiten, welche sich bei weitem mehr selbst machen, als sie gemacht werden. Für Spanien ist alles in dem besten Gange von dem Augenblick an, wo es definitiv aufgehört hat, ein Priesterreich zu seyn, welches in dem gegenwärtigen Zustande der europäischen Welt sich nur dadurch behaupten kann, daß es die wirksamsten und edelsten Kräfte zerstört.

An dem spanischen Volke erkennt man übrigens am auffallendsten, was es auf sich hat mit der Unruhe, die den Nationen gegenwärtig zum Vorwurf gemacht wird, ohne daß die Ankläger eingehen auf das, was dieselbe hervorgerufen hat.

Im Allgemeinen läßt sich als wahr annehmen, daß ein Volk nur in so fern unruhig wird, als es fühlt, daß die organischen Gesetze, nach welchen es regiert wird, nicht angemessen, nicht passend sind. Wo das Gegentheil Statt findet, wo also das Volk fühlt, daß die Regierung seinen Bedürfnissen zu Hülfe kommt, um die Befriedigung derselben zu erleichtern: da wird nur Ruhe und Gehorsam gegen die Gesetze anzutreffen seyn. In Wahrheit, dies ist der Erfahrung so gemäß, daß man in Europa ganz genau die Staaten bezeichnen kann, die einer Umwälzung entgegen gehen, so wie diejenigen, die sich nicht in diesem Falle befinden.

Wäre demnach das, wonach das Jahrhundert strebt — die Staatswissenschaft — bereits in einer solchen Vollständigkeit vorhanden, daß die Organisations-Principe über allen Zweifel erhaben daständen: so würde darin, wenn in irgend etwas, das souveränste Gegenmittel gegen alle Umwälzungen gegeben seyn. Leider liegt diese Wissenschaft noch in der Wiege; und da ihr Werth von Denen, die sich Staatsmänner nennen, in der Regel am meisten verkannt wird: so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie in kurzer Zeit die Würdigkeit erhalte, die ihr gebührt. Wie lange sie aber auch noch verkannt werden möge: hervorarbeiten wird sie sich, weil sie, wenn uns nicht alles täuscht, das Kind des Jahrhunderts ist, d. h. diejenige Geburt, zu welcher in allen Zweigen menschlicher Erkenntniß alles vorbereitet ist, alles drängt.

Was die Spanier betrifft, so sind alle die Fehlgriffe, welche sie ganz unstreitig machen werden, dadurch entschuldigt, daß sie drei Jahrhunderte hindurch genöthigt worden

sind, den verkehrtesten Richtungen zu folgen. Ein Volk, das, einen so langen Zeitraum hindurch, Interessen ehren muß, die nicht die seinigen sind, kann in der Aufklärung bedeutende Fortschritte machen — Fortschritte, durch welche es zur Erkenntniß der Ursachen seiner Schwäche und seines Verfalles gelangt; aber eben so wie dies nur die negative Seite der Erleuchtung bildet, so kann die positive nicht eher eintreten, als bis eine Unzahl von mißlungenen Versuchen, das Bessere an die Stelle des Schlechteren zu bringen, gemacht worden ist, und auf die rechte Bahn geleitet hat. Wer Spaniens Geschichte kennt, und dabei zu beurtheilen versteht, was eine dreihundertjährige Mißhandlung zu bewirken vermag: der wird zum Voraus darauf Verzicht leisten, daß er die Tage erleben könne, wo dies Königreich neue Blüthen entfalten wird. Gleichwohl werden diese Tage nicht ausbleiben; und der allgemeine Genius Europa's wird zu ihrer Herbeiführung eben so viel beitragen, als der gute Wille eines Volkes, dessen Anlagen von je her die besten waren, die man bei einem Volke antreffen kann. Allen Anzeigen nach steht eine bedeutende Katastrophe nahe bevor.

Geschrieben im Juni 1822.

Bruchstück
eines Traumes über den künftigen Organismus, wie er die europäischen Staaten nach einigen Jahrhunderten unter sich verbinden dürfte *).

Wie die europäische Politik augenblicklich — wo allerdings gar Mancherlei von ihr zu berücksichtigen ist,

---

*) Dieses Bruchstück eines Traumes ist mit Genehmigung seines Verfassers aus einer so eben erschienenen Schrift genommen, welche den Titel führt: Dr. Wilhelm Butte über das organisirende Princip im Staate, und den Standpunkt der Kunst des Organisirens in dem heutigen Europa. Wir machen vorläufig aufmerksam auf diese geistreiche Schrift, deren Analyse wir uns vorbehalten. Herr Dr. Wilhelm Butte (gegenwärtig Regierungsrath in Cölln) ist der gelehrten Welt durch seine Theorie der Statistik, und durch seine Arithmetik des menschlichen Lebens hinlänglich bekannt. In der gegenwärtigen Schrift (von welcher bis jetzt nur der erste Theil erschienen ist) wendet er seine ureigenen Erschauungen auf einen Gegenstand an, von welchem man weder zu viel noch zu wenig sagt, wenn man ihn die Aufgabe des Zeitalters nennt. Die große Frage ist: was muß geschehen, wenn bei der allgemeinen Verrenkung, an welcher Europa leidet, die Ordnung zurückkehren soll, die in den Wünschen Aller liegt? Diese Frage auch nur aufgefaßt zu haben, ist ein Verdienst, oder — in dem In magnis voluiste sat est, ist niemals Wahrheit gewesen.

Der Herausg.

was sich im Laufe einer Generations-Zeit fester gestaltet haben muß — die türkischen Angelegenheiten zu beschwichtigen suchen möge, darüber zu urtheilen, fehlen mir Standpunkt und Veranlassung.

Folgendes Wenige hat mit dem Augenblicklichen der Verhältnisse nichts gemein, möchte aber in so fern einigen wissenschaftlichen Werth haben, als es, hier leise angedeutet — dann allenfalls einmal in dem Staube irgend einer Bibliothek wiedergefunden — Zeugniß geben könnte, was sich auf wissenschaftlichem Standpunkte von künftigen politischen Ereignissen vorhersagen läßt, wie es dann, als auf den dereinstigen Europäischen Staaten-Organismus Bezug habend, auch zu dem Titel der Schrift paßt.

Nach der Lebendigkeit, welche sich in die Coexistenz der europäischen Staaten geworfen hat, oder — was beinahe gleichviel sagt — nachdem die europäische Staats-Intelligenz, das organisirende Princip, ein so beziehungsvolles Zusammenseyn der ihrer Cultur angehörigen Staaten einmal erschaffen und erkannt hat, mag so Heterogenes, wie europäische und türkische Cultur — durch Islamismus und Polygamie von Christianismus und Monogamie in der Wurzel und immerdar getrennt — auf dem kleinen Raum, den die asiatische Halbinsel Europa beschließt, dauernd schlechthin nicht neben einander bestehen. Daß man bei solchem Fundament des Widerspruchs zehn Hindernisse friedliebend be-

seitige, so werden immer wieder neue eintreten. Der einmal vorzugsweise europäische Boden des fraglichen Theils der Türkei, muß demnächst seiner Cultur nach, europäisch, oder das übrige Europa müßte, in dieser Hinsicht, türkisch werden: solches stehet felsenfest. Indessen ist das letztere dieser Alternative so unwahrscheinlich — so unwahrscheinlich, daß man es fast unmöglich nennen könnte; was aber den Drang, das Erstere zu realisiren, demnächst, — es kommt mir auf 100 Jahre früher oder später hier gar nicht an — gebieterisch herbeiführen wird, ist Folgendes.

Europa kommt nach und nach in den Fall, sich gegen das östliche Amerika (Nord-Amerika, Westindien, Brasilien) ganz zusammennehmen zu müssen, um sich in seiner Stelle zu behaupten, während Mexiko, Kalifornien und Peru dem östlichen Asien (Japan, Sina) zu schaffen machen, und Neu-Holland besser aufregen werden, als es von Europa aus allein geschehen kann. Man denke sich die obgedachten Länder des östlichen Amerika auch nur mit 300 Millionen bevölkert, was daselbst einzutreten gar nicht lange zögern kann: so erhellet, daß Britannien und die pyrenäische Halbinsel, diesem Amerika — welches sich von europäischer Staats-Intelligenz alsbald alle Erfindungen der Kriegskunst aneignet — die Spitze zu bieten allein nicht gewachsen sind. Kommt nun diese Zeit, so muß das Gewicht Rußlands — welches ohnehin nur durch das Daseyn von Petersburg künstlicher in den Norden hinauf gelegt ist — sich am Ende

mehr bethätigen, wohin es (seitdem nämlich die kleine Tartarei erobert, und das Kaspische Meer ihm fast Binnen-Meer geworden ist) natürlich lastet. Die Dardanellen müssen Rußlands Flotten kein Hinderniß mehr seyn, und Tyrus und Sidon müssen wieder erstehen. Die Meerengen des europäischen Hauptstroms, müssen das, was der levantische Handel darbietet, Donau aufwärts — bis dahin haben vervollkommnetere Dampf-Schiffe alle Hindernisse besiegt! — führen, was nöthigen Falls durch Kanal-Verbindungen mit dem Mayn, dem Rhein, der Weser, der Elbe, und weiter verbreitet wird. Das europäische Colonial-System hat sich sodann eine natürlichere Richtung an den Küsten von Afrika gesucht, und insbesondere hat sich bewährt, daß eine einmal so klar gedachte Idee, wie die: „Egypten zu europäisiren," schlechthin nicht wieder verloren gehen kann; das unlängst dafür geflossene Blut hat seine historische Bedeutung erlangt, deren es heut noch ermangelt, und die Welt-Verbindung mit Ost-Indien ist auf diesem Wege hergestellt, gleichviel welche europäische Macht im Besitz dieses schönen Landes seyn wird.

Da Europa die Entwickelung Amerika's — dessen Zeit noch nicht da war, die folglich kommen muß! — nur etwas zu retardiren, aber schlechthin ihr Durchbrechen zu hindern nicht im Stande ist, und da die einmal so hoch gestiegene europäische Intelligenz den von ihr berathenen Welttheil durch jene Entwickelung nicht aus seiner Selbstständigkeit verdrängen lassen kann und wird: so folgt, daß dieser obersten Rücksicht alle ande-

ren werden weichen müssen, sobald das Gebieterische derselben eintritt.

Alle große Staaten Europa's scheinen mir demnach schon jetzt Veranlassung genug zu haben, sich in den Fall und das zu ihrer Gestaltung Erforderliche zu denken, wenn Europa künftig in die Lage kommt, sich als Einen europäischen Staatenbund zu begreifen, worin denn das unter solchem Himmel, in solcher Bewährung mit Asien und Afrika gelegene, von einem einzig herrlichen Archipelagus umlagerte, von drei Meeren bespülte Land nicht fehlen kann, welches das heutige Gebiet der europäischen Türkei ausmacht.

Wäre ein zweites „l'an deux mille quatre cent quatre", oder auch nur ein „l'an deux mille" zu schreiben: so könnte man, ausgehend von der vorerwähnten, aller menschlichen Macht unaufhaltbar im Anzuge begriffenen Nothwendigkeit gewiß noch mehr, dann Größeres mit Wahrheit sagen, als Mercier sagen konnte, der eigentlich bloß Frankreich zu seinem Gegenstande wählte. Dem Verfasser eines solchen Werkes würde ich zum Motto eins meiner Lieblings-Sprüchlein in den Worten vorschlagen: fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

Einstweilen möge diese Note Denen, welche sie nicht überschlagen, für das Bruchstück eines Traumes gelten, worin aber Europa eine noch weit schönere Rolle spielt, als seine heutige, und worin insbesondere die große Angelegenheit der europäischen Gesammtheit

eine Menge innerer Zwiste, Mißverständnisse und Kleinlichkeiten beseitigt haben wird, die ihm seit einigen Jahrhunderten so vieles zu schaffen gemacht haben. Die Erdrunde der Cultur liegt in obigem Gange!

Ueber Franz Horn's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Als vor siebzehn Jahren der Verfasser des uns vorliegenden Buches den Versuch machte, zu zeigen, wie die Geschichte der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen bearbeitet werden sollte, berechtigte er zu schönen Erwartungen von dem, was er selbst auf diesem Felde zu leisten im Stande seyn würde. Seitdem hat er durch Herausgabe von Schriften, in denen er einzelne Zeitabschnitte dieser Geschichte behandelt hat, eben so vielfältige als erfreuliche Beweise gegeben, daß er einen so würdigen Gegenstand mit aller Liebe und Sorgfalt zu behandeln fortfahre. Obgleich er dadurch auf das gegenwärtige, größere Werk vorbereitet und unsere Erwartungen noch höher gespannt hat, so hat er dennoch uns überrascht und diese weit übertroffen. Er hat in dem gegenwärtigen Buche eine so reiche Fülle von Ideen und Ansichten niedergelegt, es waltet durchgängig in demselben eine so tüchtige Gesinnung, daß es nicht allein verdient, von einem jeden Gebildeten gelesen zu werden, sondern auf ein fleißiges, wiederholtes, mit aller Aufmerksamkeit verbundenes Lesen einen gegründeten Anspruch zu machen berechtigt ist. — „Am wohlsten, sagt unser Verfasser Seite 7., wird uns in unserm lieben Vaterlande, wenn wir zu erforschen streben, wie es geworden, was es ist,

und unsere Litteratur, die sicherste Erscheinung unserer Bildung, unsern Blick auf sich zieht;" und wahrlich, er hat redlich gestrebt an diesem, durch sein Forschen ihm gewordenen Wohlseyn, seine Landsleute Theil nehmen zu lassen. So wenig Referent sich getraut, in einem so beschränkten Raume, wie der dieser Blätter ist, ein vollgültiges Zeugniß von dem Streben des Verfassers ablegen zu können: so hält er sich doch zu dieser Anzeige verpflichtet, um die möglichste Verbreitung des Buches zu befördern.

Mit Recht fängt der Verfasser mit der Reformation an: mit jener merkwürdigen Epoche, wo unser großer Kirchenvater und Kirchenfürst Luther die Fesseln sprengte, in die eine sich selbst vergessende, bis zur Nichtswürdigkeit hinabgesunkene Theologie den deutschen Geist gefangen halten zu können wähnte. Vorausgeht §. 5 bis 10., eine Einleitung durch Vorgeschichte; — „aus dem Dunkel der freien Wälder die Poesie der Barden, in Erhebung zu Gott und Freiheit, die bei unsern Vorfahren im tiefsten Herzen lebte"; — alsdann: „von dem großartig-einfältigen, besonnen-heitern Niebelungenlied, noch nicht völlig durchdrungen von dem Geiste des Christenthums;" hierauf: „von dem siegenden christlichen Deutschland, dessen höchsten Blüthe unter den Hohenstaufen; der Erscheinung der Religion im Leben, d. h. in Beziehung auf Poesie des Zeitalters der Minnesänger — denn unter den tausend und aber tausend Wohlthaten, welche das Christenthum brachte, erschien gerade den kräftigsten Naturen zuerst die Herrlichkeit und Milde in der Liebe — es war, als wollte die neue Zeit die reinste Freude,

die durch Jahrtausende entbehrt worden war, rasch nachholen," bei welcher Gelegenheit viel Lesenswerthes gegen die Vorwürfe, die den Minnesängern gemacht worden sind, und die auch noch heutigen Tages gleich Gespenstern, aus mancher längst vergessenen Poetik unter uns herumwandeln. Nicht weniger vortrefflich ist die kühne, mit wenigen Strichen von Meisterhand, hingeworfene Zeichnung der politischen Geschichte Deutschlands, von den Kreuzzügen bis herab auf die Zeiten Karls des Vierten, Wenzels und Friedrichs des Dritten — „jener Zeit der wachsenden Uneinigkeit in sich und nach außen," wie sie in das deutsche Gemüth tief und hemmend eindrang, aber dennoch den Geist nicht ganz zu lähmen vermochte; denn der romantische Sinn zeigte sich, wenn auch nicht in schaffender Thätigkeit, doch umschaffend und reproducirend, wie wir das an den in Prosa aufgelöseten Helden-Romanen und Novellen sehen, die ein Eigenthum des ganzen Volkes, in jenen Volksbüchern vom Hornen Siegfried, den Hàymons-Kindern, Kaiser Octavian, Fortunat u. s. w. geworden. Höchst anziehend, aber auch tief eindringend, entwickelt er als Einleitung zu dem, was er uns über Johann Tauler, Heinrich von Nördlingen, Otto von Passau und Albrecht von Eybe mittheilt, wie, im Sinken der äußeren Herrlichkeit Deutschlands, der Blick nach außen verengt wurde, der Deutsche — „denn dem tiefern Menschen kann der Stoff nie fehlen, er hat die Unendlichkeit in seiner eigenen Brust," — immer mehr an Innigkeit (des In-sich-seyn) gewann, und sich zu jener ächten Mystik hinneigte — „die so alt ist, als der Spruch:

Gott in uns und wir in ihm." Dies verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden. Wir aber wollen, um gewissen Leuten durch Mystik kein Aergerniß zu geben, auf das hinweisen, was Spittler und Planck — Männer, die aller christelnden Frömmelei gänzlich abhold sind — darüber äußern. So wohlthätig aber, bemerkt unser Verfasser, diese Männer (nämlich Tauler und die übrigen) in Wort und Schrift wirkten, auf die Bildung des gesammten Volkes konnten sie doch nicht entscheidend einwirken. Das war nur Einem vorbehalten.

Diesen Einen kann Referent nicht ohne tiefe Ehrfurcht nennen; sie ist die Frucht hoher Bewunderung, gegründet auf ein fleißiges Studium der Schriften des großen Mannes, und auf eine fortgesetzte Betrachtung all des Guten und Großen, das dieser Mann gewollt und geleistet hat; ja, er bekennt, daß, so oft er sich den Schriften Luthers nähert, ihm sei, als rufe, wie dort aus dem brennenden Busche, eine Stimme: „Zeuch aus deine Schuhe, denn du bist auf heiliger Stätte." Desto erfreulicher aber ist er überrascht worden, zu sehen, wie unsers Verfassers Streben dahin gerichtet ist, dieses Gefühl allgemein zu verbreiten. Es fehlt uns nicht an Büchern, die das Leben und Wirken Luthers auf eine feiner würdige Weise darstellen: unter vielen vortrefflichen dürfen wir nur die Geschichte der Reformation nennen, womit Marheinecke uns bei Gelegenheit unserer Jubelfeier beschenkt hat: aber dennoch glauben wir Niemanden zu nahe zu treten, wenn wir behaupten: es sei Wenigen gelungen, mit einer solchen Wärme, das Herrliche und Große im Leben Luthers, auf einem engen

Raum so zu umfassen, so eindringend darzustellen, als hier unserm Verfasser gelungen ist. Wir wollen, so weit der uns selbst beschränkende Raum es gestattet — dabei zu verweilen, nur einiges herausheben; denn wir sind überzeugt, Niemand wird diesen Abschnitt im Buche lesen, ohne aufgeregt zu werden, noch mehr erfahren zu wollen, und auf diesem Wege ermuntert werden, zu der Quelle selbst, zu Luthers Schriften, sich hinzuwenden. Wer aber das von den Zeitgenossen erlangen kann, der hat, zumal in unserer Zeit, sich kein geringes Verdienst erworben.

Unser Verfasser läßt das Nöthige, was von dem dermaligen Zustand der Kirche zu wissen erforderlich und nicht unbekannt seyn kann, vorangehen, um Luther aufzuführen, wie er zuerst mit seinen 95 Thesen gegen den gräulichen Mißbrauch, den Pabst und Clerus mit dem Ablaß trieben, auftrat. Das war der erste Kampf, den er siegreich bestand. Dann zählt der Verfasser einzelne Momente auf, in welchen die Kämpfe, die er noch zu bestehen hatte, bestimmt hervortreten. Wie er aber diese hat bestehen und siegen können, wie er hat bestehen und siegen müssen, das sucht der Verf. von einem höhern Standpunkte aus anschaulich und klar zu machen. Luther, mit seiner übergroßen und kräftigen Natur, kam bald und glücklich dahin, wo nach dem, in jeder einzelnen Menschennatur sich wiederholenden Kampfe zwischen Nothwendigkeit und Freiheit die Versöhnung eintritt, und wo — „das Räthsel des Lebens sich sanft und beruhigend löset.“ Von diesem Momente des vollendeten Sieges über sich selbst an, steht nun aber auch der große Mann in seiner vollen Herrlichkeit da. — „Was er

wußte, wußte er ganz, er wußte nun sein Wissen, und verhehlte, wie billig, es auch gar nicht, daß dem so sei. Er glaubte, war fest in seinem Glauben, so daß ihn schlechterdings gar nichts irre machen konnte. — Er hatte in der That und Wahrheit etwas zu sagen, darum sagte er es auch; es war ihm eine heilige innere Nothwendigkeit damit. — Mit wem es aber so beschaffen ist, dessen Buchstabe wird lebendig; seine Rede ist nicht Wortgetön, sondern sie ist, wie ein wohlgeschwungener Speer, in der Nähe treffend und auch weithin, je nachdem er will." Es kostet Mühe, uns vom Abschreiben so vieler schöner, wahrer, kräftiger Worte, deren es im Buche so viele giebt, zurückzuhalten; wir müßten einzelne Paragraphen ganz abschreiben, wenn wir sie auf eine des Verfassers würdige Weise bekannt machen wollten, wie das namentlich mit den §. 23, 24 und 25. seyn müßte, die durchaus ganz im Buche selbst nachgelesen werden müssen. Unser Verfasser, nicht zufrieden damit, Luthern in seiner ganzen Größe, nach seiner ganzen Ueberzeugung dargestellt zu haben, hält es auch für Pflicht, ihn gegen die Vorwürfe zu retten, die ihm heut zu Tage noch, und mitunter auch von Lutheranern gemacht werden, über seinen Eigensinn, seine Derbheit u. s. w.; und dieserwegen mußte er auch die Verhältnisse berühren, in die Luther gerieth, z. B. mit Heinrich dem Achten von England, mit Zwingli, Erasmus. Der letztere eine Menschennatur, die auch in unseren Zeiten leider gefunden wird, und die unser Verfasser mit den Worten Kaiser Maximilians: daß sie dem lieben Gott gar gerne eine Kirche bauen möchte, den Teufel eben auch nicht kränken wolle, wes-

halb sie ihm eine kleine Kapelle daneben zu errichten wünscht," vortrefflich charakterisirt. Dieses alles kann hier nur angedeutet werden, und muß, so wie der Beweis, daß Luther eine ächte, kräftig-poetische Natur gewesen, daß er im höchsten Sinne Dichter war, im Buche selbst nachgelesen werden, wo sich noch viel schönes, vortreffliches über Musik, Sprache, Bibel-Uebersetzung u. s. w. vorfindet.

Daß unmittelbar auf Luthern der Meistergesang folgt, finden wir einer Geschichte der deutschen Poesie ganz angemessen, und unseres Erachtens ist hier keine Lücke im Uebergange. Die Dichtkunst, in so fern sie sich durch Lied und Gesang darstellt, ist ein altes, wohlbegründetes Eigenthum aller deutschen Stämme, gleichviel unter welchem Himmelsstrich sie gelebt haben oder leben; auch ist sie in der früheren Zeit, wo die Bildung der verschiedenen Stände beginnt, kein ausschließendes Eigenthum irgend eines Standes gewesen. Daß Kaiser und Könige, Fürsten und Herren, mit den Uebrigen im Volke darin gewetteifert haben, das lag in der Eigenthümlichkeit deutscher Natur; daß sie späterhin in diesem Wetteifer erkalteten, und die Dichtkunst ganz vernachläßigt haben, das lag in Umständen, von denen diese Natur überwältigt worden ist: Umstände, die keinem ächten Historiker entgehen können, da sich aus ihnen so viele fruchtbare Ergebnisse erklären lassen, ja selbst die Frage: wie der Meistergesang sich zuletzt in die wäßrige Reimerei der verschiedenen Dichterorden hat auflösen können, befriedigend beantworten läßt. — Mit dem Aufblühen der Städte in Deutschland, der eigentlichen Periode der

Bildung des dritten Standes, blühete auch die Dichtkunst in diesem Stande, und wenn sie hier fester wurzelte, auch ein freudigeres Gedeihen hatte, als in den oberen Ständen, und eine bedeutende Zeit länger fortblühete: — in Straßburg finden wir den Meistergesang noch in den achtzigen Jahren des letzt verwichenen Jahrhunderts, wie auch Arnold, im Pfingstmontag, noch ein schönes Bild davon aufbewahrt hat —: so möchten wir dieses Gedeihen und diese Dauer geradezu den Zünften anrechnen, und ihr Verdienst hierin nicht geringer als das um die deutsche Baukunst, diesem herrlichen Denkmal des Instituts, anschlagen. Nicht bedeutungslos ist es, daß die Schulen des Meistergesangs gerade in den freien Reichsstädten Süd-Deutschlands auf das anmuthigste blüheten; denn hier treffen wir auf den Punkt, wo das freie geistige Leben, von Luther und der Reformation ausgehend, auch den dritten Stand ergriff, und den Meistergesang neu belebte. Referent gesteht einen schönern Abdruck des bürgerlichen Lebens damaliger Zeit, eines Lebens frommer Zucht und Gehorsams, ächter Biederkeit, und einer überaus großen Gutmüthigkeit, die auch in dem ausgelassensten Scherz nur neckte, nicht beleidigte, noch weniger verwundete, nirgend als bei den Meistersängern und den mit ihnen verwandten, aus einer Quelle schöpfenden Volkslieder-Dichtern gefunden zu haben. Dieses hat unser Verfasser in diesem Abschnitt mit überaus großer Geschichtskenntniß behandelt, und viel Vortreffliches, Eindringendes darüber gesagt. Aber zu dem Gelungensten unter dem vielen Gelungenen möchten wir den Abschnitt über Volkslieder zählen, der gar

keinen Auszug erlaubt, sondern ganz im Buche nachgelesen werden muß. Es ist unseres Dafürhaltens der schönste Commentar zu dem Motto, das Herder für die Volkslieder von Shakespear geborgt hat: a violet in the youth of primy nature etc., und wir sind überzeugt, daß wenn der verewigte Herder noch hienieden unter uns wäre, er würde seine Freude über einen solchen Commentar laut äußern.

Was unser Verfasser bisher nur im Allgemeinen aufgestellt hat, erprobt sich von nun an im Einzelnen. In §. 82. hebt er mit Entwickelung der Eigenthümlichkeit eines jeden einzelnen ausgezeichneten Dichters an, und wie billig mit Hans Sachs, dem noch nicht genug gekannten. Wer durch Goethe's Gedicht: Erklärung eines alten Holzschnittes u. s. w. den Drang noch nicht gefühlt, diesen Mann näher zu kennen, der wird durch die Schilderung, die unser Verfasser von dem Leben und den Werken des alten guten Meisters — „der die Religion in ihrer tiefen Fröhlichkeit erkennt, und deßhalb bei allem sittlichen Ernst, sehr heiter, unbefangen und voll guten Muthes ist" — giebt, unwillführlich angezogen werden. Wir setzen hinzu, daß, indem der Verfasser das poetische Talent Sachsens zugleich vor unsern Augen bis in die kleinsten Falten entwickelt, die Kenntniß, die hier erworben werden kann, hinreichend seyn wird. Auch der späteren Gegner des alten Meisters glaubt er erwähnen zu müssen, bei welcher Gelegenheit wir nur in Hinsicht Wernikens erinnern wollen, daß dieser Mann eine bedeutende Zeit seines Lebens in Paris im beau siécle de Louis XIV. verlebt habe. Ob Melchior

Pfinzing den Theuerdank ohne unmittelbares Hinzuthun Maximilians ausgearbeitet, darüber sind, so viel wir wissen, die Litteratoren noch nicht einverstanden, und wir hoffen, unser Verfasser wird bei der nächsten Gelegenheit uns darüber belehren; denn gern möchten wir von ihm einige Worte über den lieben, ritterlichen Max, hören, zumal da er auch des Weißkunighs nur beiläufig erwähnt, von welchem es uns beinahe außer Zweifel zu seyn scheint, daß Maximilian einen unmittelbaren Antheil daran gehabt habe. Daß Maximilian der vom Verfasser geschilderten Periode nicht angehöre: kann kein gültiger Einwand seyn, denn der Stifter der Wiener Bibliothek, der Kaiser, der unter seinen Freunden, unter seinem liebsten Umgang Männer wie Agricola, Celtes, Reuchlin, Manlius, Peutinger, Pirkheimer u. s. w. zählte, der hat gewiß einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche Litteratur gehabt, und ist eines Ehrenplatzes in dieser Geschichte der Poesie wohl würdig. Auch könnten wir mit unserm Verfasser wohl rechten, daß er uns nicht mehr von Ulrich von Hutten sagt. Wir wissen wohl, daß es seine Absicht nicht seyn kann, von einem jeden der hier aufzuführenden Männer eine detaillirte Lebensbeschreibung zu geben; aber in einem Buche, welches das Handbuch eines jeden gebildeten und bildungsfähigen Deutschen werden muß, darf ein solcher Heros nicht so kurz abgefertigt werden, und wir bitten den Verfasser, bei einer künftigen Auflage oder in einem Nachtrage zu diesem Buche dieses zu beherzigen, auch in der Jugendgeschichte unseres Demosthenes, Eitelwolfs von Stain und des bedeutenden Tune hoc ingenium

perderes, das Huttens Leben eine ganz andere Richtung gab, nicht zu vergessen. Es ist gut, daß so etwas in einem solchen Buche aufbewahrt werde, zur Beherzigung, zur Warnung, zum Schrecken gegen alles rasche, übereilte Vorherbestimmen, was ein Kind lernen, was es werden solle, gleich jenen Meneh, Meneh, Tekel, wie dorten an der Wand, dastehe.

Ungern gehn wir an Thomas Murner, den Satyriker, wie ihn seine Zeit bedurfte; an Agricola und Sebastian Frank, den ersten Sammlern und Deutern deutscher Sprichwörter, dieser Quelle zur Schilderung deutscher Eigenthümlichkeit und Sittengeschichte; an Buckhard Waldis, nach Boner unserm ältesten Fabeldichter; an den so reichen, vollhaltigen, noch nicht genug erkannten und gewürdigten Johann Fischert; an Georg Rollenhagen, dem Verfasser des Froschmäuselers, und an Jakob Ayrer, bei dem wir die ersten Versuche für's deutsche Theater finden, vorüber, — so viel Schönes und Erfreuliches theilt der Verfasser hier mit — um, wenn auch nur kurz, bei einem Manne zu verweilen — „der auf das ganze Volk segensreich gewirkt hat und noch wirkt" — bei Johann Arend. Um die Verdienste dieses Mannes — es sei übrigens hier, wenn auch zum Ueberflusse, gesagt, daß Spittler diesem Manne dieselbe Gerechtigkeit widerfahren läßt — richtig zu würdigen, um zu zeigen, was ein einziger Gottergebener Mann auf seine Zeit und auf kommende Zeiten hinaus vermag, mußte unser Verfasser die unmittelbar vorangegangene, und die Zeit, in welcher Arend lebte und wirkte, schildern, die Zeit — „wie nach Lu-

thers Tode der Geist der Reformation noch in sehr wenigen Gottesgelehrten fortlebte, und wo bald auf das lebendige Leben eine Erstarrung in den Formen folgte, die, weil sie kein Leben mehr zu bewahren hatten, nothwendig veralten mußten.“ Das vernachläßigte Gefühl, das bei dem vorherrschenden kalten Verstand keine Befriedigung fand, wollte sich retten, und verfiel leider, wie überall, wo es keinen festen Boden hat, in jene unächte Mystik, die nichts als — „wilder Enthusiasmus, der selbst die verzehrende Flamme für reines Sonnenfeuer ausgiebt; Spiel mit bunten Bildern, das sich für religiöse Anschauung hält; Vergötterung der Natur oder auf der anderen Seite gänzliche Verschmähung derselben; cabbalistische Geschraubtheit, schwarz in schwarz gemalt; Gefühls-Luxus und süßliches Tändeln ist.“ — Das Bild ist schauderhaft, aber wahr; wir können nicht sagen, daß die Farben zu grell aufgetragen sind. Wo aber die Verwirrung so groß geworden, da kann Gottes Erbarmen nur allein aushelfen; und so geschahe es, daß Arends Buch: vom wahren Christenthum, und das: Paradiesgärtlein von allen Völkern begierig ergriffen, in unzählige Sprachen übersetzt wurden, wie das alles der Verfasser in Worten, die vom Herzen kommen, und daher ihren Weg zum Herzen nicht verfehlen können, hier schildert. Jetzt beim Schlusse des ersten Buches folgt ein Rückblick auf den ganzen Zeitabschnitt von Luther bis zum dreißigjährigen Kriege. Der Verfasser hat in seinen historischen Werken, die einen einzelnen Abschnitt aus der brandenburgischen Geschichte behandeln, wie das Leben des großen Kurfürsten und Frie-

brichs des Ersten, ein vollgültiges Zeugniß abgegeben, daß er der historischen Kunst Meister ist, und wir finden auch hier die Meisterhand wieder, die wir oben erwähnten; auch überall, wo es der Darstellung des deutschen Charakters gilt, den treuen Abdruck des eigenen Gemüthes, voller Klarheit und reinen unbefleckten Bewußtseyns, das zur höchsten Würde adelt. Diese Zeit in ihren raschen Abschnitten war eine fürchterliche Zeit. Wer nur den dreißigjährigen Krieg obenhin kennt, oder etwa aus einem Damen-Kalender, kann die Schilderung, die unser Verfasser hier und im zweiten Buche davon giebt, trübe, tragisch, fürchterlich finden: nicht der, der mit Ernst gestrebt hat, ihn kennen zu lernen, ihn in den Quellen erforscht, und alle Partheien darüber gehört hat. Es war ein gewaltiges, bis in die tiefste Tiefe gehendes Erschüttern, das alle Bande lösete, alle Dämme durchbrach, das unsere Zeit und auch die kommenden Zeiten noch empfinden werden. — Unser Verfasser, der wohl weiß, welche Wehmuth seine Schilderung von diesem unseligen Kriege und von den Folgen des Religionsfriedens in den Gemüthern zurücklassen muß, sucht auch hier sie zu mildern, indem er uns in eine höhere Region, in die des Trostes, den die Poesie giebt, führt, und uns zeigt, daß auch die letztere lehrt — „wie der Frühling und die Blumen, das Gewitter und der Regenbogen, die heitere Sternennacht und der Meeressturm."

Und so führt er uns ins zweite Buch durch eine historische Schilderung der damaligen Zeit bis zum Frieden von Münster oder eigentlicher bis zu dem, nach so vielen Leiden endlich zu Stande gekommenen Friedens-Executions-

Vertrag von 1653. Zu dem, was oben gesagt worden, sei uns erlaubt, noch eine Bemerkung herzusetzen. Unter den Wohlthaten, die wir der Reformation verdanken, kann diejenige, wodurch wir frei und ungestört die große Tugend ausüben können, wahrhaft und gerecht zu seyn, nicht genug gepriesen werden. Was wir im Sinne des großen Reformators sollen, liegt offen da, vor aller Welt Augen. Darum ist auch ein ängstliches Umhersehen wegen möglicher falscher Deutung, so wie engherziges Verkleinern unserer Gegner uns gleich fremd und unter unserer Würde: wohl aber erkennen wir, daß es der letztern gezieme, in unsern Gegnern, wie hart diese uns auch drängen mögen, den wahren Werth, das individuelle Verdienst überall und laut, und unumwunden anzuerkennen, und mit Verachtung auf jeden kleinlichen Triumph, den das Schlechte in ihnen uns bereiten könnte, herabzusehn. Von der Ausübung dieser Tugend hat unser Verfasser durchgängig in seinem Buche ein schönes Beispiel gegeben, und wir dürfen der Schilderung Matthias und Ferdinands des Zweiten nicht mit Stillschweigen vorbeigehen, auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß unsere Gegner an diesem schönen Beispiel lernen mögen!

„Die Erscheinung des bessern, tiefern, innigern Lebens" in dieser traurigen Zeit zu umfassen und festzuhalten, dahin zielt auch hier sein ernstliches Streben. Zuvörderst erscheint der lange Zeit vergessen gewesene Georg Rudolph Weckherlin, auf welchen die drei Heroen: Martin Opitz, Paul Fleming (nicht Flemming, wie er auch hier im Buche durchgängig genannt

wird) und Friederich von Logau, folgen. Es wäre überflüssig zu sagen, daß alle drei Männer mit einer eben so großen Gründlichkeit als mit inniger Liebe behandelt sind, und der Leser wird auch hier sich überzeugen, daß dem Verfasser auch gar nichts entgeht, daß er keinen Gegner, keinen Tadler alter oder neuer Zeit außerhalb seiner Beobachtung und Würdigung läßt, und wie er überall sich bestrebt, die Eigenthümlichkeit eines jeden Dichters, und sein Urtheil über denselben, auf eine Auswahl aus seinen Gedichten oder einzelnen Stellen aus denselben urkundlich zu begründen. Auch Andreas Gryph ist von ihm mit gleicher Liebe, und vollständiger, als irgendwo, behandelt worden. Unsere Vorfahren, die den Stratforder Riesen noch nicht kannten, ehrten in Gryph einen großen Schauspiel-Dichter; daher hielt es unser Verfasser für angemessen, uns auf eine sehr angemessene Weise die Aussicht auf die damaligen Verhältnisse, in welchen Dichter und Publikum gegen einander standen, zu öffnen.

Auf diese vier Dichter, deren Zeit gewöhnlich nach Opitz benennt wird, folgt Jakob Böhm, ein Mann, dessen Erscheinen in diesem Buche nur den befremden kann, der das Wesen der Poesie in seinen Grundtiefen nicht zu fassen vermag. Jener innere Drang, jenes Sehnen nach dem Höhern, Unendlichen, von welchem wir die Gemüther zur Zeit Johann Arends ergriffen gesehn, mußte nimmer gewaltiger werden, je geringer die Befriedigung war, die das Treiben damaliger Theologen und ihr heilloses Spiel mit hohlen Formen darbot, und daher stellt sich, mitten in den cabbalistischen, astrologischen,

alchymistischen Verirrungen die Erscheinung einer Natur, wie J. Böhm's, als ein nothwendiges Produkt der Zeit dar. Durch einen kümmerlichen, in wissenschaftlicher Hinsicht kaum des Namens werthen Unterricht, wurde er zwar nicht verz, aber auch nicht gebildet; bei einer großen Geisteskraft aber, bei einer höchst lebendigen Phantasie und bei einem tiefen, frommen Gefühl mußten in dem redlichen, demüthigen Kämpfen und Ringen nach dem Erhebenden, Unerfaßlichen, Böhms Anschauungen sich so und nicht anders gestalten, und der Verfasser hat auch hier wiederum einen Beweis von weiser Auswahl beurkundender Stellen gegeben, indem er durch Mittheilung des Bruchstücks aus Böhms Brief über sein Buch: Aurora, ihn selbst, sein innerstes Wesen — so weit er es vermochte — vor unseren Augen aufschließen läßt. Auch das, was er über das Leben des Mannes und über die Widerwärtigkeiten, die er bis zu seiner Freisprechung in Dresden (allwo er wegen seiner Schrift: über die Buße, zur Verantwortung gezogen) zu ertragen hatte, mittheilt, wird nicht ohne innige Theilnahme gelesen werden, und obgleich wir den Ausspruch des Sokrates auf Böhms Schriften nicht anwenden möchten: so wird uns doch sein — „reines Ringen mit sich selbst — und mit dem Herrn" — stets ehrwürdig seyn. Dem tiefen und dunkeln Jacob Böhm folgt der helle Johann Valentin Andreä. Vide quam sim antiquorum hominum! Mit diesen Worten Cicero's hätte der Verfasser den Mann redend einführen sollen; denn hier tritt nun wieder einer auf, der da weiß, und mit Klarheit weiß, was er will; „ein ächter Theolog im Sinne der Refor-

ma-

maforen, gleichweit entfernt von nebliger Mystik, wie von starrer, mit der Religion unverträglicher Scholastik." Beide zu bekämpfen, „die alte gediegene Luthers-Zeit" wieder herzustellen, das ist ihm das Eine, was Noth ist; darum geht er auch in diesen Kampf mit einer Unerschrockenheit, die nur das Bewußtseyn von der Heiligkeit der Sache, für die gekämpft werden soll, zu geben vermag. Auch weiß er recht gut, wo und mit wem er zu kämpfen habe, nicht mit dem Volke, aber wohl mit — den Gelehrten. Deswegen tritt er ihnen gegenüber, mächtig gewaffnet mit allen Waffen großer Gelehrsamkeit, durchdringenden Scharfsinns und treffenden Witzes, und deswegen schrieb er größtentheils nicht deutsch, sondern lateinisch, wie es die Zeit mit sich brachte. Der sanfte, milde Arend konnte unmittelbar wirken; Andreä's Zeit forderte eine andere Richtung, ein mittelbares Wirken. Die Anstrengungen beider Männer sind nicht ohne segensreichen Einfluß gewesen, obschon der letztere ganz in Vergessenheit gerieth, bis Herder sein Andenken erneuete. Was der Verfasser bei dieser Gelegenheit im §. 78. sagt, kann auch nicht ohne segensreichen Einfluß bleiben.

Derselben Zeit gehören noch drei Männer an, die schon darum nicht übergangen werden dürften, weil sie, nach ihrer vorherrschenden Wirksamkeit, Dichter im eigentlichen Sinne des Worts waren. Es sind Friedrich Spee aus dem Hause der Grafen Spee von Langenfeld, Jakob Balde und Johann Scheffler, dieser letztere bekannter unter dem Namen Johann Angelus oder Angelus Silesius: die zwei ersten katholisch und aus dem Orden der Jesuiten, der dritte

zur katholischen Kirche übergegangen, alle drei Mystiker. Wie unser große Leibnitz von Spee gedacht, davon zeigen seine Briefe an Placian und an Frau von Scudery, auch kann ihm schwerlich ein rühmlicheres Denkmal errichtet werden, als das, wo der Philosoph bekennt, er habe Spee's Schriften, seitdem er vertrauter damit geworden, unter die verschiedenen Bekenner des christlichen Glaubens zu verbreiten gesucht, wodurch die schöne Kunst, Gott unablässig zu loben, in thätige Ausübung gebracht worden. Auch Herder hat durch Herausgabe der vorzüglichsten Gedichte Balde's (Terpsichore 1795) diesem ein Denkmal errichtet, das der Deutschen werth ist. Angelus Schriften sind so selten geworden, daß wenige nur dem Namen nach bekannt sind, und unser Verfasser gehörte mit zu den Ersten, die diesen tiefen Denker wieder aufgeweckt haben. (Frauen-Taschenbuch 1819.) Wir vertrauen aber Varnhagen, daß er bei dem Versuch, den er gemacht, nicht stehen bleiben, und dem Beispiel Herders folgen wird. Aber trotz dem, was bereits geschehen ist, gebührt unserm Verfasser nicht nur das Lob, auch diese drei Männer mit aller Liebe und Innigkeit behandelt zu haben, sondern der Ruhm, daß er im klaren Bewußtseyn dessen, was er soll, die Seite nicht zugedeckt, von wo aus diese Mystiker, und gerade der tiefe Angelus auf Ab- und Irrwege gerathen, und wodurch sie gefährlich werden können.

Nicht Mystiker, nicht Idealisten, sondern recht kräftige Realisten sind zwei Männer, die ebenfalls dieser Zeit angehören, und bei denen wir nicht ohne Absicht

verweilen: Samuel Greifenson von Hirschfeld und Johann Michael Moscherosch. Der erste, Musketier im dreißigjährigen Kriege, Roman-Dichter, Verfasser des „abentheuerlichen Simplicissimus," eines Buches, das, wäre es auch nur des Lichtes wegen, das es auf die damalige Zeit wirft, gewiß verdient, der Vergessenheit entrissen und aufs neue bekannt gemacht zu werden, was Lessing schon wollte, und leider nicht ausgeführt hat. — „Der Autor ist ein Mann, der sich in Feldern und Wäldern den rauhen Nord des Lebens hat anwehen lassen, und der schon um des Muthes willen, in das Elend der Zeit einigen Witz, Lustigkeit und Verschlagenheit hineinzustellen, anziehend wurde." Der Andere, der ebenfalls den dreißigjährigen Krieg, aber in entgegengesetzten Verhältnissen, verlebt hat, ist der Verfasser von Philanders von Sittenwald Gesichten, einem Buche, in welchem die damalige Zeit ebenfalls und mit kräftigem Pinsel geschildert wird. Nur wer neben den Staats-Relationen, Manifesten, Friedensverhandlungen u. s. w. auch solche Bücher zu Rathe zieht, nur der kann in den Geist damaliger Zeit eindringen, und in der Schilderung derselben einen ächten Abdruck liefern. Freilich geht hier die Romantik verloren; dem Leser ist nicht mehr so behaglich, dafür aber hat er Geschichte — Wahrheit.

Von Moscherosch kommt unser Verfasser auf die Gesellschaften und die Dichterorden, die, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstanden, bis an das achtzehnte fortgedauert, und ihr hauptsächliches Streben auf Sprachreinigung und Beförderung deutscher

Dichtkunst gerichtet haben. Wir wollen den nahe verwandten §. 141 u. f. f. aufgeführten Philipp von Zesen damit verbinden. Eine Erscheinung wie die dieser Gesellschaften, so wenig sie auch ihren Zweck erreicht haben, konnte in diesem Buche nicht übergangen werden, und wir finden hier auf wenigen Seiten die Nachrichten darüber völlig befriedigend. Unser Verfasser bemerkt mit Recht, daß bei allen der Vorsatz besser war, denn die Ausführung; aber immer wird nach unserer Meinung die Beantwortung der Frage nicht unfruchtbar seyn, wie die Vereinigung zu einem solchen Zwecke geradezu das Gegentheil habe hervorbringen können, denn unstreitig wirkte sie nachtheilig auf unsere Sprache, die ihre Würde, Kraft und Fülle verlor. Man vergleiche nur, um bei der früheren Zeit stehen zu bleiben, die Uebersetzungen des rasenden Rolands des Ariost, und des befreiten Jerusalems des Tasso durch Dietrich von dem Werder (§. 119.) in den ersten Ausgaben mit der 25 Jahr später erschienenen Umarbeitung desselben Uebersetzers; und als nun gar zuletzt das ganze Wesen dieser Gesellschaften in Spiel und eiteln Tand verfiel, ist die Sprache so matt, wie die Gedanken der Dichter seicht sind, so daß schwerlich Jemand, der nicht von Amtswegen muß, bei dem größern Theile lange verweilen kann. Sehr Treffendes sagt der Verfasser über den großen Super-Purismus bei Gelegenheit Philipps von Zesen, und seine Worte verdienen Beherzigung; doch wollen wir bemerken, daß dieser Mann wohl eher durch die Grille, die deutsche Rechtschreibung zu verbessern, sich den Spott seiner Zeitgenossen zugezogen hat. Ein Volk tauscht

nicht gern und nicht leicht alte Gewohnheiten gegen neue, zumal wenn das Neue ihm nicht einen überwiegenden Vortheil darbietet; und das that die neue Rechtschreibung nicht. Im Gegentheil, man bemerkte gar bald, daß der unberechenbare Vortheil, den die alte darbietet, den Ursprung eines Worts mit Leichtigkeit aufzufinden, bei der Neuen ganz und gar verloren gehe; darum wird es auch begreiflich, warum hundert Jahre nach Zesen, der größeste deutsche Dichter seiner Zeit, als er diese Grille wieder aufnahm, und, um ihr Eingang zu verschaffen, sein hochgefeiertes Gedicht in diesem bunten Flickwerk neu abdrucken ließ, er zwar nicht verspottet, aber doch so kalt aufgenommen wurde, daß sein Feuereifer selbst bald erkühlte, und er die Sache ganz fallen ließ. Selbst als der Abbé de St. Pierre bei seinen Landsleuten, unsern westlichen Nachbarn, die, wie man sagt, viel gieriger als wir nach Neuerungen haschen sollen, einen ähnlichen Versuch wagte, fand er mit diesen Grillen eben so wenig Eingang, als — mit seinem Project zum ewigen Frieden.

Sibylle'n Schwartz, einer ganz vergessenen, vom Verfasser wieder an das Tageslicht gezogenen Dichterin, hat er mehrere Seiten gewidmet, und wir dürfen ihm schon diese Pflegevater-Freude gönnen; denn Sibylle hat viel Verdienstliches. Sie hat uns oft an Anna Maria Schuurmann erinnert, und wir haben bei einer Vergleichung lebhaft empfunden, welchen Einfluß auf ein angehendes Talent die Lage hat, in der es sich befindet. Doch Sibylle hat in den unglücklichen Jahren 1621 bis 38 gelebt, und es wäre unbillig, diese zu vergessen, wenn

aus dem Vergleich mit anderen Nationen ein Vorwurf für die Deutsche hervorgehen könnte.

Aus der Reihe tüchtiger Männer, die diese Zeit noch hervorgebracht hat, wollen wir nur den einzigen Adam Olearius herausheben, den der Verfasser nach Verdienst rühmt, seiner Uebersetzung des persischen Dichters Saadi aber nur beiläufig erwähnt. Da Goethe — wer erkennt wohl freudiger, denn er, das Verdienst des Deutschen, und wer vermag gleich ihm in wenigen Worten so Großes und Bedeutendes zu sagen? — diesen Mann auch — aus Mangel an Raum — so kurz abfertigt: so sei hier noch das gar besondere Verdienst desselben gerühmt, das er sich um die Deutschen erworben hat, als er zuerst sie mit der Poesie Persiens bekannt machte, und dieses — Hesperien ihnen aufschloß. Auch daß Olearius unter allen persischen Dichtern, den Spruchreichen, dem deutschen Wesen so nahe verwandten, Saadi gewählt hat, kann nur das Lob erhöhen!

Die der deutschen Sprache und Poesie so ungünstige Periode hat dennoch eine Reihe Männer aufzuweisen, die fortdauernd dem Andenken der Deutschen theuer bleiben wird. Wir reden von der glänzenden Schaar Liederdichter und insbesondere Dichter geistlicher Lieder und Gesänge, Robert Roberthin, Simon Dach, Paul Gerhard, Neumark u. a., die die Sprache in ihrer höhern Würde, in ihrer vollen Kraft und Fülle benutzten, um die tiefen Empfindungen, das reine erhebende Gefühl, im Aufschwung zu Gott und seiner Herrlichkeit, lautbar werden zu lassen. Wunder, gleich denen in den Legenden der Heiligen, werden aus entfernten Weltgegenden von der Wirksamkeit des Liedes: „Befiehl du deine Wege," oder von dem: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," erzählt, und bedarf es denn mehr zum Lobe dieser Männer, oder nur ihr Andenken zu segnen, als diese Lieder zu nennen? — Unser großer Reformator erkannte das dringende Bedürfniß für einen ungekünstelten, schmucklosen, nur durch seine Einfalt kräftigen, durchdringenden und daher mächtig wirkenden Kirchengesang, und ging, wie überall, auch hier voran, den Weg weisend, als er das Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott," von den heiligen Saiten seines

Psalters erklingen ließ. Hier erblicken wir würdige Nachfolger, und nur mit Schmerz müssen wir hinzusetzen nur hier; denn leider haben die folgenden Zeiten nichts aufzuweisen, das mit ihnen zu vergleichen wäre, auch bedarf es keines weitläuftigen Beweises, daß die späteren Dichter geistlicher Lieder, selbst den frommen Gellert nicht ausgenommen, gegen sie dastehn, wie in der Malerei die Manieristen gegen die ernsthaft innigen Meister der älteren Schulen. Aus dem, was wir von der Behandlung des Verfassers hier und da mitgetheilt haben, läßt sich erwarten, daß er diesen Dichtern auf eine ihnen würdige Weise gehuldigt hat, und wie er in der Charakteristik eines jeden Einzelnen, nach vorausgegangener allseitiger Forschung bemüht ist, das Makellose zu zeigen, und auch den kleinsten persönlichen Vorwurf zu entfernen, das hat er hier wiederum bei Paul Gerhard bewiesen; aber bedauern müssen wir, daß zur Zeit, als er die Darstellung von Simon Dach und der übrigen niedergeschrieben, er die Sammlung Lieder, die der Königsberger Organist Heinrich Albert herausgegeben hat, noch nicht gesehen hatte. Welche Freude würde sie ihm nicht bereitet haben! Er würde in diesem Heinrich Albert, in Titz und Koldenbach ausgezeichnete Dichter gefunden haben, die mit Roberthin und Dach gleich leuchtenden Sternen am poetischen Himmel Preußens glänzen.

Wir übergehen, in voller Anerkennung ihres Verdienstes, eine Anzahl trefflicher Männer, die noch in diesem Buche aufgeführt werden, weil wir fürchten, die Gränzen einer Anzeige über die Maßen überschritten zu haben. Und doch, wenn wir unsere aufrichtige Meinung sagen sollten, müßten wir bekennen, noch lange nicht genug dabei verweilt zu haben; denn das geistige Leben unseres Volks durch zwei so merkwürdige Jahrhunderte, ist kein Gegenstand, der sich so leicht abthun läßt, zumal wenn die Erscheinungen durch einen solchen Mann, wie unser Verfasser ist, vorgeführt werden. Uns Deutschen ist oft, und wohl nicht ohne Grund, der Vorwurf gemacht worden, vergeßlich zu seyn, es gegen unsere größten Männer zu seyn, und es ist wohl geschehen, daß Fremde sich ihrer angenommen, und ihre Schriften der Vergessenheit entzogen und vom Untergange gerettet haben. Daß

so demüthigendes nicht wieder geschehe; daß wir den vollen Werth unserer Vorfahren früh erkennen; daß wir wissen, welchen Schatz, mahnend ihn zu benutzen, ermunternd ihn zu vermehren, sie für uns niedergelegt haben; daß die Mahnung des großen politischen Propheten des achtzehnten Jahrhunderts: People will not look forward to posterity, who never look backward to their ancestors, auch an uns nicht unbeherzigt vorüber halle, darum hat der Verfasser dieses Buch geschrieben. Es ist keine sogenannte Litterar-Historie, deren haben wir mehr oder minder vollständig genug; aber es ist die Darstellung des frischen, lebendigen, unvergänglich blühenden Lebens unseres Volkes, und als solche wird sie, wir dürfen dem vertrauen, auch „den Besseren seiner Zeit“ genügen.

Möge dem Verfasser Gesundheit und Kraft verliehen bleiben, das so großartig begonnene Werk mit aller Liebe vollenden zu können!

D.





